Der Kapitalismus im Altertum

Studien über die römische Wirtschaftsgeschichte

von

Joseph Salvioli

Professor an der Universität Neapel

Nach dem Französischen übersetzt von **Karl Kautsky jun.**

Stuttgart 1912

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Der Kapitalismus im Altertum

Studien
über die römische Wirtschaftsgeschichte
von

Joseph Salvioli
Professor an der Universität Neapel

Nach dem Französischen übersetzt
von **Karl Kautsky jun.**

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
1912

Alle Rechte vorbehalten

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorrede von K. Kautsky VII

Einleitung 1

Das Studium der Wirtschaftsgeschichte S. 1. — Ihre Einteilung in Perioden S. 3. — Die Systeme von Bücher, Rodbertus und anderen Nationalökonomen S. 5. — Die Anschauungen der Historiker Mommsen, Marquardt, Goldschmidt, Friedländer u. a. S. 8. — Eduard Meyer S. 11. — Fragestellung und Behandlung des Problems S. 12. — Der moderne Kapitalismus S. 13.

Erstes Kapitel: **Die Anfänge des Reichtums** 16

Geld und Austausch im ältesten Rom S. 16. — Die „Autarkie" der Domus S. 19. — Die schwache Ausbildung des Handels S. 20. — Nachbarliche Gefälligkeitsdarlehen und Wucher. Das Nexum S. 22.

Zweites Kapitel: **Das mobile Kapital** 26

Eroberung und Kriegsbeute als Quellen des Reichtums S. 26. — Die homines novi S. 30. — Übertriebene Ansichten vom römischen Luxus S. 32. — Die Negotiatores und Publicani. Römische Geschäftsleute aus den letzten Tagen der Republik S. 33. — Attikus S. 37. — Wucher, Bau-, Boden- und andere Spekulationen S. 44.

Drittes Kapitel: **Der Großgrundbesitz** 51

Das Latifundium S. 51. — Der ager publicus S. 56. — Die Militärkolonien S. 60. — Der Bildungsprozeß des Latifundiums S. 62. — Die Wirkung auf das freie Bauerntum und die Rekrutierung der Legionen S. 71. — Die Verbreitung und Größe der Latifundien S. 74. — Die Bevölkerungsdichte S. 80. — Die Beschränkung des Großgrundbesitzes auf dünnbevölkerte Landstriche, besonders Süd- und Mittelitalien S. 82.

Viertes Kapitel: **Das kleine Grundeigentum** 86

Belege für das Bestehenbleiben des kleinen Grundbesitzes S. 86. — Die Schwächen des Latifundiums S. 96.

Seite

Fünftes Kapitel: **Die Güterproduktion** 99

Hauswirtschaft und Stadtwirtschaft S. 99. — Die Familienproduktion ohne und mit Sklaven. Die domus instructa S. 100. — Der industrielle Charakter des Latifundiums S. 105. — Das freie Handwerk S. 107. — Die Sklavenarbeit S. 114. — Die Freigelassenen S. 116. — Die Zahl der Sklaven S. 118. — Die Unproduktivität der Sklavenarbeit S. 119. — Das Verhältnis der Sklaven zur freien Arbeit S. 123. — Die Arbeitsteilung S. 127. — Verhältnis zwischen Handwerker und Konsument S. 130. — Die Kollegien S. 130. — Die Hauptursachen für das Fehlen von Kapital und Großbetrieb in der antiken Industrie S. 130. — Die Verteilung des Reichtums in der Großstadt S. 136. — Absolutes Überwiegen der Kleinindustrie S. 139.

Sechstes Kapitel: **Die landwirtschaftliche Produktion** . 141

Kapital und Landwirtschaft S. 141. — Fehlen der kapitalistischen Produktionsbedingungen in der antiken Landwirtschaft S. 143. — Die überseeische Getreideeinfuhr und die Alimentationen in Rom S. 145. — Die angebliche Verdrängung der Getreideproduktion durch den Anbau von Luxus- und Delikateßprodukten S. 150. — Die wirtschaftliche Scheidung Roms und seiner nächsten Umgebung vom übrigen Italien S. 153. — Die Schwächen der antiken Landwirtschaft S. 156. — Extensivwirtschaft auf den Latifundien S. 162. — Der Weinbau S. 166. — Die Viehzucht S. 169.

Siebentes Kapitel: **Der Kapitalismus** 171

Definierung des Kapitalismus S. 171. — Fehlen des industriellen Kapitals im Altertum S. 172. — Das absolute Überwiegen der Arbeit über das Kapital S. 177. — Die Beziehungen zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz S. 178. — Der kapitalistische Pächter S. 181. — Kapital und Viehzucht S. 184. — Fehlen des landwirtschaftlichen Kapitalismus im Altertum S. 186. — Bildung und Akkumulation des Reichtums: Eroberung und Aussaugung der Provinzen S. 188. — Seine Anwendungen als Wucher- und Handelskapital S. 191. — Der Wucher S. 193. — Der Handel S. 195. — Marx über die vorkapitalistische Epoche S. 203. — Die Rolle des Kapitals in der römischen Wirtschaft S. 206. — Der römische Zensus S. 209. — Hemmnisse für die Akkumulation: 1. Die Erschöpfung der Provinzen S. 210. — 2. Der Luxus S. 210. — 3. Die Verarbei-

Seite

tung des Edelmetalls S. 211. — 4. Die Standesvorurteile S. 211. — 5. Die Unsicherheit der Darlehen S. 213. — 6. Die geringe Bevölkerungsdichte S. 213. — 7. Die Sklavenwirtschaft S. 214. — Die antike Auffassung vom Gelde S. 217.

Achtes Kapitel: **Die Wirtschaftsverfassung** 220

Die altitalische Haus- und Stadtwirtschaft. Die Tauschbeziehungen zwischen Stadt und Land S. 220. — Geld, Kredit und Bankwesen S. 224. — Die Naturalsteuern S. 231. — Oberflächliche kapitalistische Erscheinungen. Die geringe Bedeutung der industriellen Arbeit S. 232.

Neuntes Kapitel: **Der wirtschaftliche Zusammenbruch** . 237

Luxus und Verschwendung unter dem Kaisertum S. 237. — Die Geldkrisen und Abwehrmaßregeln dagegen S. 239. — Allgemeine Verschlechterung der Lebenshaltung S. 243. — Geldmangel und Münzverschlechterung S. 245. — Rückkehr zur Naturalwirtschaft S. 247. — Die Steuern S. 250. — Das Kolonat S. 253. — Das kleine Handwerkertum S. 255. — Der Grundbesitz. Die kleinen Possessores S. 257. — Die Wirkungen der ökonomischen Revolution auf das gesamte Wirtschaftsleben S. 262.

Zehntes Kapitel: **Die Wirtschaft des Altertums** . . . 265

Verhältnis der speziellen römischen Wirtschaft zur allgemeinen Wirtschaft des Altertums überhaupt und zur Wirtschaft der Neuzeit.

Nachtrag zu den Seiten 80 und 81 276

Anmerkungen 277

Einleitung S. 277. Erstes Kapitel S. 278. Zweites Kapitel S. 279. Drittes Kapitel S. 280. Viertes Kapitel S. 283. Fünftes Kapitel S. 284. Sechstes Kapitel S. 287. Siebentes Kapitel S. 290. Achtes Kapitel S. 293. Neuntes Kapitel S. 295.

Vorrede.

Unter den modernen Wissenschaften ist die Wirtschaftsgeschichte eine derjenigen, die das Gebiet ihrer Forschungen am raschesten ausdehnt, am meisten durch eine rasch anwachsende Fülle von Material befruchtet wird. Trotzdem ist das Bild, das wir von der Wirtschaft des Altertums haben, noch viel umstritten und sehr verschwommen. Die Schuld daran dürfte weniger in dem Mangel an Nachrichten über die Vergangenheit liegen, als an der mangelnden Erkenntnis der Gegenwart. Nur durch Erforschung der nächsten Umwelt, die greifbar vor uns liegt, können wir die Kenntnisse und Methoden gewinnen, die es ermöglichen, daß wir uns in den ferner liegenden Gebieten zurechtfinden. Wir könnten nie auch nur die leiseste Ahnung von der chemischen Natur der Sterne gewinnen, wenn wir uns scheuten, der Chemie der Bestandteile unseres Erdballs näherzutreten. Nur durch gründlichste Erforschung der Erde konnten wir die Vorbedingungen zur Erforschung der Sternenwelt erlangen. Ebenso vermöchten wir nicht, aus den aufgefundenen spärlichen Knochenresten ausgestorbener Tiere deren gesamten Habitus mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren, wenn wir Bedenken trügen, die heute lebenden Tiere zur Erforschung ihrer Anatomie und Physiologie aufs eifrigste zu studieren.

Das gilt auch für die Wirtschaftsgeschichte. Es ist unmöglich, die ökonomischen Verhältnisse der Vorzeit zu begreifen und alle ihre Zusammenhänge klar zu verstehen, solange man Bedenken trägt, die heutige Produktionsweise in ihrer vollen Eigenart zu erfassen und die Gesetze ihrer Bewegung und Entwicklung rücksichtslos bloßzulegen.

Diese Bedenken bestehen aber bei der bürgerlichen Ökonomie, und dadurch unterscheidet sie sich vom wissenschaftlichen Sozialismus. Es brauchen keine bewußten, absichtlichen Bedenken zu sein. Aber wie unbewußt sie auch sein

mögen, ihre hemmende Wirkung ist darum nicht weniger kräftig. Sie besteht natürlich nur für die praktischen Probleme der Gegenwart, aber das genügt, um auch die Erforschung der längst dem Bereich der modernen Interessengegensätze entrückten Probleme der Vergangenheit zu erschweren, um so mehr zu erschweren, je weiter entlegen diese Vergangenheit und je spärlicher und vieldeutiger ihre Reste.

Nur aus jenen Bedenken ist es zu erklären, daß die Bücherschе Auffassung des Ganges der wirtschaftlichen Entwicklung an Stelle der Marxschen die Wirtschaftsgeschichte völlig beherrschen kann, obwohl die Bücherschе Leistung nur in einer verschlechterten Wiedergabe der Marxschen besteht.

Für Marx ist die Wirtschaftsgeschichte eine Geschichte der Entwicklung der Produktionsweise. Diese Entwicklung nimmt feste Formen an, die verhältnismäßig leicht festzustellen sind, soweit sie die Technik der Produktion betrifft. Ganz anders steht es mit den Formen der Produktion, soweit diese nicht das Verhältnis des Menschen zur Natur darstellt, sondern die Verhältnisse, die die Menschen untereinander eingehen, um sich in der Natur zu behaupten, das heißt die ökonomischen Verhältnisse. Diese letzteren Verhältnisse werden von der Technik natürlich sehr stark bestimmt; sie müssen zum Beispiel naturgemäß ganz andere sein dort, wo ein ausgedehntes Eisenbahnnetz existiert, als dort, wo die eigenen Beine des Menschen sein einziges Fortbewegungsmittel darstellen. Aber die ökonomischen Verhältnisse sind nicht identisch mit den technischen.

So bestimmte, klar erkennbare Formen diese annehmen, so fließend sind jene, und sie werden immer schwerer erkennbar, je weiter die Produktion sich entwickelt, je umfangreicher die produzierenden Gesellschaften, je mannigfacher ihre Technik, je älter ihre Geschichte, da sich in deren Fortgang immer mehr alte, überlebende Formen mit neuen vermengen und durchdringen.

Es ist nicht leicht, einen Ariadnefaden zu geben, der es erlaubt, sich in diesem Labyrinth durchzufinden. Am ehe-

sten ist dies möglich mit Hilfe der Richtungslinien, die uns Marx gegeben.

Als urwüchsigste Produktionsweise erkennt Marx den Urkommunismus. Die Menschen leben in kleinen Gruppen zusammen, von denen jede den Boden, das wichtigste Produktionsmittel gemeinsam ausbeutet und besitzt, soweit bei so urwüchsigen Zuständen von klaren Besitzverhältnissen die Rede sein kann. Die Arbeit geschieht nach gesellschaftlichen Gewohnheiten, Plänen und Übereinkommen, die Produkte gehören der Gesellschaft und werden ebenfalls nach gesellschaftlichen Regeln und Übereinkommen unter ihre Glieder verteilt.

Die Produkte bleiben innerhalb der Gesellschaft, die sie produzierte, und werden von ihr konsumiert.

Die Entwicklung der Technik bringt die einzelnen Gesellschaften dahin, daß sie Überschüsse produzieren über das Maß dessen hinaus, was sie selbst verbrauchen. Gleichzeitig entwickelt sich auch der Verkehr, die einzelnen Gruppen kommen in öftere und lebhaftere Berührung mit anderen, die, auf anderem Boden unter anderen Bedingungen lebend, andere Produkte erzeugen. Damit ist die Bedingung gegeben, die Überschüsse auszutauschen und den Kreis der Produkte, die jede Gruppe konsumiert, zu erweitern.

Die Produktion für den Selbstgebrauch fängt an zurückzutreten, und die für den Austausch nimmt immer mehr an Bedeutung zu. Damit beginnt aber auch die Verdrängung der gesellschaftlichen Produktion durch private Produktion. Das Privateigentum an den Produkten ergreift immer mehr Gebiete, und mit ihm entwickelt sich das Privateigentum an den Produktionsmitteln, schließlich auch am wichtigsten derselben, dem Boden. Der freie Arbeiter besitzt auf dieser Stufe in der Regel selbst seine Produktionsmittel und verfügt über seine Produkte, die er gegen andere austauscht. Jeder produziert jetzt immer mehr Produkte, die er selbst nicht benötigt, und konsumiert Produkte, die er nicht produziert, sondern gegen die eigenen Produkte eingetauscht hat.

Mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln ersteht aber nun auch die Möglichkeit, daß der einzelne

Arbeiter seine Produktionsmittel verliert, daß er besitzlos, ein Proletarier wird. Auf der anderen Seite ersteht die Möglichkeit, den einzelnen Arbeiter selbst in Privateigentum, in den Sklaven eines privaten Betriebs zu verwandeln, endlich entsteht die Möglichkeit für einzelne, die Produktionsmittel vieler anderer an sich zu reißen, sie zu akkumulieren, um sie durch gekaufte unfreie Arbeiter ausbeuten zu lassen oder sie freien besitzlosen Arbeitern gegen einen Anteil am Ertrag, zum Beispiel bei Teilpacht, zur Ausbeutung zu übergeben.

Diese Akkumulation von Reichtum kann schon vor dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise zu einer Massenerscheinung werden, zu einer Art „ursprünglicher Akkumulation von Kapital", wie Marx sie nennt, durch die verschiedensten Methoden der Gewalt, namentlich den Krieg. Schon in den Anfängen der historischen Zeit, bei Babyloniern und Ägyptern, finden wir zeitweise solche Massenakkumulationen. Ihr gewaltigstes Beispiel im Altertum bietet jene, von der vornehmlich das vorliegende Buch handelt, die durch die Heere Roms vollzogene.

Jede dieser Akkumulationen endete früher oder später stets mit dem Untergang des Staatswesens, in dem sie sich vollzog. Die Trennung der Masse der Arbeiter von dem Besitz ihrer Produktionsmittel führte schließlich zur Lähmung des wirtschaftlichen wie des politischen Lebens, zum Untergang des Staates, der eine Beute benachbarter roherer Völker wurde, die noch in ursprünglicheren Verhältnissen lebten. Das ist das Ende jeder hohen Kultur im Altertum gewesen, von der wir Kunde erhalten haben, in den Tälern des Euphrat und Nil wie an den Küsten des Mittelmeers.

Ein neues Element kam erst in die Wirtschaft im nördlichen Europa, als auch dort seit dem fünfzehnten Jahrhundert ein Zeitalter ursprünglicher Akkumulation anbrach.

Allerdings, jene Staaten, die dabei vorangingen, Spanien und Portugal, erlagen schließlich einer ähnlichen Lähmung wie die Staaten des Altertums, aber die nördlichen Küstenstaaten des Atlantischen Ozeans kamen durch

ein günstiges Zusammentreffen von Umständen dazu, aus der Proletarisierung der Mehrheit ihrer Bevölkerung und aus der Konzentration großer Reichtümer in wenigen Händen bei gleichzeitiger Entwicklung des Weltverkehrs eine neue Produktionsweise zu entwickeln, die kapitalistische, welche die zahlreich vorhandenen besitzlosen Arbeitskräfte zusammenfaßt zu einer Massenproduktion, zu der die angesammelten großen Reichtümer, dank der gleichzeitigen Entwicklung der Naturwissenschaft, gewaltige Produktionsmittel zur Verfügung stellen, indes zur selben Zeit die neuen Mittel des internationalen Massenverkehrs den nötigen ausgedehnten Markt für die Massenprodukte schaffen.

Was im alten Rom und selbst noch im neueren Spanien zu einer Ursache gesellschaftlichen Verfalls wurde — die gleichzeitige Bildung eines Massenproletariats und die Konzentration riesiger Reichtümer in wenigen Händen —, wird seit dem siebzehnten Jahrhundert vor allem in England zum Ausgangspunkt einer neuen, höheren Produktionsweise, der kapitalistischen, die die Kräfte von Staat und Gesellschaft enorm verstärkt und die in raschem Siegeszug die Welt erobert, gleichzeitig aber auch in ihrer Mitte einen neuen, gewaltigen Gegner für sich selbst erwachsen läßt, das Proletariat, das aus einem Parasiten zur Grundlage der Gesellschaft und damit immer machtvoller wird. Das Ende, das der altrömischen Gesellschaft von den germanischen Barbaren bereitet wurde, droht der kapitalistischen von ihren eigenen Arbeitern. Diese werden sie aber nicht, wie jene, zerstören, um auf ihren Trümmern wieder eine primitive Produktionsweise aufzurichten und den ganzen Entwicklungsgang nochmals von vorn zu beginnen, sondern sie besitzen den Willen und die Fähigkeiten, die Produktionsweise, deren Träger sie selbst sind, aufs höchste zu vervollkommnen dadurch, daß sie dem Privateigentum an den gewaltig gewachsenen Produktionsmitteln ein Ende machen und diese dadurch aus einem Mittel der Ausbeutung und Degradierung der Massen in ein Mittel verwandeln, Reichtum, Kultur, Muße für alle zu schaffen.

Dies ist die Marxsche Auffassung der Wirtschaftsentwicklung. Er hat sie nirgends ausdrücklich und zusammenfassend so dargelegt. Aber wenn man seine zerstreuten Bemerkungen darüber sammelt und die aus ihnen sich ergebende Methode auf die bekannten Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte anwendet, dann ergibt sich der eben dargelegte Gedankengang.

Ihm stellt Bücher folgende drei Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung gegenüber:

1. Die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), auf welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind.

2. Die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austauschs), auf welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen.

3. Die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufs), auf welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen. (Die Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl., S. 108.)

Die Reihenfolge dieser Dreiteilung entspricht ungefähr der Richtung, die nach Marx die ökonomische Entwicklung nimmt: gesellschaftliche Produktion, einfache Warenproduktion, kapitalistische Produktion. Aber Bücher und Marx unterscheiden sich nicht bloß dadurch, daß die Bücherschen Stufen viel starrere, festere Formen darstellen als die fließenden Entwicklungsphasen bei Marx. Das Gebiet, das jeder der beiden in Betracht zieht, ist auch ein anderes. Das Marxsche ein viel weiteres, es umfaßt das gesamte Gebiet der Wirtschaftsgeschichte. Seine Auffassung erlaubt, die bisherige wirtschaftliche Entwicklung von ihren frühesten Anfängen an in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit zu verfolgen und die Keime der Zukunft in ihr zu entdecken. Die Bücherschen Einteilung behauptet zwar auch, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung zu umfassen, sie gibt jedoch auf jeder Stufe nur eine Einzelerscheinung, einen Teil für das Ganze.

So setzt Bücher als erste Stufe an Stelle der gesellschaftlichen Produktion die geschlossene Hauswirtschaft,

also eine unter den vielen Formen jener Produktion, und zwar ihre letzte, die sich in der Zeit der Auflösung des urwüchsigen Kommunismus bildet und die sich durch die ganze Zeit der einfachen Warenproduktion neben dieser bis zur Schwelle der kapitalistischen Produktionsweise behauptet.

Ebenso bildet die Kundenproduktion nur eine der Formen der einfachen Warenproduktion. Selbst wenn wir diese auf die Form der Stadtwirtschaft beschränken wollen, obwohl es Warenaustausch schon lange vor der Bildung von Städten, bereits im Stadium der Nomadenwirtschaft gibt, so ist die Warenproduktion der Städter unmöglich ohne gleichzeitige Warenproduktion der Landleute. Der Bauer, der Vieh, Getreide, Wolle, Flachs und dergleichen zur Stadt zum Verkauf bringt, verkauft aber vielfach nicht direkt an den Konsumenten. Er verkauft sein Vieh an den Fleischer, der erst das Fleisch den Konsumenten abgibt; das Getreide an den Bäcker, oder vielleicht erst dem Müller, der das Mehl dem Bäcker verkauft, der dann Brot für die Konsumenten fabriziert. Und die Wolle verkauft er sicher nicht demjenigen, der einen Tuchrock tragen will, sondern dem Wollenhändler oder dem Tuchmacher. In der Stadt selbst gibt es zahlreiche Handwerker, die ebenso für den Händler oder für einen weiteren Produzenten und nicht direkt für den Konsumenten produzieren.

Finden wir aber schon in der einfachen Warenproduktion eine ganze Reihe von Waren, die „eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen", dann geht es doch nicht an, diese letzteren Eigentümlichkeiten zum Merkmal der nächsten Stufe zu stempeln, der „Volkswirtschaft", die Bücher selbst einmal „kapitalistische Wirtschaft" nennt. Aber freilich, welches andere Merkmal will man für diese zum Unterschied von der einfachen Warenproduktion ausfindig machen, wenn man mit Bücher für die Kennzeichnung der verschiedenen Produktionsweisen nicht die Gesamtheit ihres Produktionsprozesses heranzieht, sondern nur ein Stückchen daraus, die Zirkulation des fertigen Produkts? Die gesellschaft-

liche Rolle des Arbeiters im Produktionsprozeß, sein gesellschaftliches Anrecht an die Produktionsmittel und Produkte erscheint Bücher bei der Kennzeichnung der verschiedenen Produktionsweisen nebensächlich. Ihn interessiert dabei nur die Frage: Wie kommen die fertigen Produkte in die Hände des Konsumenten? Es ist charakteristisch, daß ebenso wie die heutige bürgerliche Werttheorie, die Grenznutzentheorie, so auch die heutige bürgerliche Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung dem Produktionsprozeß aus dem Wege geht und als „Wirtschaft" bloß die Zirkulation der fertigen Güter betrachtet.

In seiner ausführlichen Untersuchung über die Entstehung der Volkswirtschaft erwähnt Bücher nur in zwei kurzen Sätzchen die Lohnarbeit. Einmal auf S. 161:

Es entsteht die arbeitsteilige Massenproduktion in Manufakturen und Fabriken und mit ihnen der Lohnarbeiterstand.

Mit keinem Worte wird der Gegenstand dort weiter berührt.

Auf S. 167 heißt es dann:

Wo fremde Arbeit nötig ist, steht sie auf der ersten Stufe zum Produzenten in dauerndem Zwangsverhältnis (Sklaven, Hörige), auf der zweiten in längerem Dienst-, auf der dritten in kurzem Vertragsverhältnis.

Das ist alles, was wir über das gesellschaftliche Verhältnis des Arbeiters erfahren. Man sieht, es wird völlig nebensächlich behandelt, als eine ganz gleichgültige Frage, kurz, aber nicht gut. Denn die Sklaverei ist keineswegs eine Eigentümlichkeit der Produktion für den Selbstgebrauch. Sklaven und Leibeigene haben lange und oft genug in der Warenproduktion gearbeitet. Geradezu absurd aber ist es, die ökonomische Eigenart der Lohnarbeit in der kapitalistischen Produktionsweise in der Kürze des Vertragsverhältnisses zu sehen. Das ist es, was sie für Bücher von allen anderen Produktionsweisen unterscheidet. Es sei hier ganz abgesehen davon, daß der Unterschied in der Dauer des Arbeitsvertrags zwischen Handwerk und Großindustrie kein durchgehender und fundamentaler ist. Aber vor allem: die wirklich hervorragendste Eigentümlichkeit der modernen Lohnarbeit ist in dem eben

zitierten Satze Büchers nicht nur nicht hervorgehoben, sondern wird direkt geradezu abgeleugnet. Beginnt doch der Satz mit den Worten:

Wo fremde Arbeit nötig ist, da steht sie ... auf der dritten Stufe in kurzem Vertragsverhältnis.

Sie erscheint also nur mitunter nötig. Aber das kennzeichnet ja gerade die dritte Stufe, die kapitalistische Produktionsweise, daß bei ihr „fremde Arbeit" nicht etwas ist, was nur gelegentlich nötig wird, vielfach aber ohne jede Beeinträchtigung der Produktion fehlt, sondern daß die „fremde Arbeit" durch den Charakter der Produktionsweise notwendigerweise bedingt wird, daß auf der „dritten Stufe" „fremde Arbeit" die Form der Arbeit überhaupt ist, ihr Bestehen die Voraussetzung des ganzen Produktionsprozesses bildet.

Man sieht, die Bücherschen drei Stufen stellen, soweit sie sich von der Marxschen Darstellung der Entwicklung der verschiedenen Produktionsweisen auseinander unterscheiden, nichts weniger als einen Fortschritt dar. Weit entfernt, die Kennzeichnung der einzelnen Produktionsweisen schärfer und präziser zu gestalten, verwischen sie ihre Unterschiede, da sie die wichtigsten Gesichtspunkte völlig außer acht lassen.

Nicht trotzdem, sondern gerade deswegen hat aber die Bücherschе Auffassung sich in der bürgerlichen Ökonomie durchgesetzt. Für diese wurde die klassische Schule unhaltbar, als es unverkennbar zutage trat, namentlich unter dem Einfluß des Marxschen „Kapital", daß die Gesetze der kapitalistischen Warenproduktion keine ewigen Naturgesetze, sondern nur die einer vorübergehenden historischen Phase seien. Damit war die Vergänglichkeit des Kapitalismus erwiesen, was sehr bedenklich wurde angesichts des wachsenden proletarischen Ansturms, der drohte, der theoretischen Erkenntnis gleich die praktische Tat folgen zu lassen.

Da kam die Bücherschе Entdeckung sehr gelegen: Sie erkennt an, die kapitalistische Wirtschaft sei bloß eine vorübergehende historische Erscheinung. Aber was ist im Lichte Büchers das Kennzeichen dieser Erscheinung? Die

Tatsache, daß die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie in die Hände des Konsumenten gelangen. Keine Rede vom Privateigentum an den Produktionsmitteln, von der Besitzlosigkeit der Lohnarbeiter. Sind das die Kennzeichen der kapitalistischen Produktionsweise, dann werden und müssen sie mit ihr verschwinden, sobald das Proletariat genügend erstarkt ist. Wie viel harmloser gestaltet sich die Weiterentwicklung der heutigen „Volkswirtschaft", wenn deren unterscheidendes Merkmal bloß das Passieren der Güter durch verschiedene „Wirtschaften" bildet und die Lohnarbeit eine nebensächliche Begleiterscheinung darstellt!

Dank dieser Verkennung der modernen Produktionsweise hat die Bücher'sche Auffassung die Herrschaft in der bürgerlichen Wirtschaftsgeschichte gewonnen, jedoch auch die wichtigsten Gesichtspunkte für das Begreifen der Ökonomie des Altertums verdunkelt. Kein Wunder, daß Historiker und Altertumsforscher erklären, die Bücher'sche Darstellung sei mit den von ihnen aufgedeckten Tatsachen nicht vereinbar.

Aber nicht ökonomisch geschult, vermögen jene Historiker nicht in genügendem Maße zu erkennen, worin sich die wirtschaftlichen Erscheinungen des Altertums von denen unserer Zeit unterscheiden. Sie setzen beide zu sehr einander gleich. So bleiben sie darauf beschränkt, vereinzelte wirtschaftliche Erscheinungen aufzudecken, eine höchst wichtige und dankenswerte Arbeit, deren Voranschreiten aber um so lauter zu einer theoretischen Zusammenfassung und Verarbeitung des zahlreichen neuen Materials auffordert.

Einen bemerkenswerten Anfang dazu scheint mir das vorliegende Buch zu machen. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht bloß des Altertums, sondern auch des Mittelalters. Seit 1884 wirkt er als Professor an italienischen Universitäten. Zuerst gehörte er der von Palermo an, seit 1903 lehrt er in Neapel Geschichte und Philosophie des Rechts.

Aber sein Interesse für die Erforschung der Vergangenheit bewirkte nicht Gleichgültigkeit für die Gegenwart. Mit Eifer wandte er sich auch den Problemen dieser zu

und ging dabei ganz andere Wege als die große Mehrzahl seiner Kollegen. Er schlug sich nicht auf die Seite der Bourgeoisie, verschmähte es aber auch zu tun, was scheinbar großartiger, in Wirklichkeit kläglicher ist, eine Objektivität über den Parteien zu posieren, die sich um jede deutliche Antwort herumdrückt und die dringendsten Probleme der Zeit mit einem Fragezeichen beantwortet. Salvioli gesellte sich jener kleinen, aber auserlesenen Schar von Professoren zu, die sich entschieden zum Proletariat bekennen — Professoren, die eine ruhmvolle Eigenart des italienischen Universitätslebens bilden. Er wurde Mitglied der sozialistischen Partei, betätigte sich in ihr durch Mitarbeit an der Parteipresse und durch Vorträge, kandidierte sogar 1894 zur Kammer, allerdings ohne Erfolg.

Weit folgenreicher als für die praktische Politik wurde jedoch sein sozialistisches Interesse für die Wissenschaft. Er lernte den Marxismus kennen, wurde vertraut mit dem historischen Materialismus und den Gedankengängen des „Kapital", die er höchst verständnisvoll und fruchtbringend bei seinen wirtschaftsgeschichtlichen Studien anzuwenden wußte.

Man kann ihn nicht einen orthodoxen Marxisten nennen. So schließt er sich zum Beispiel nicht ganz der Marxschen Terminologie an, gebraucht etwa das Wort Kapital mitunter in einem Zusammenhang, wo Marx den Ausdruck Geld oder Produktionsmittel oder Produktenvorrat vorgezogen hätte. Auch den historischen Materialismus faßt er anders auf als wir orthodoxen Marxisten, wenn er annimmt, daß dieser Materialismus alles gesellschaftliche Tun auf ökonomische *Motive* zurückführe, während wir jede gesellschaftliche Eigenart aus besonderen ökonomischen *Bedingungen* erklären.

Doch diese Abweichungen sind kein Grund für uns, zu verkennen, daß Salviolis Denken und Forschen durch Marx aufs reichste befruchtet worden ist. Namentlich die historischen Ausführungen im dritten Bande des „Kapital" haben ihm zahlreiche neue Einblicke eröffnet und Anregungen gegeben, die seine Beherrschung des antiken

Stoffes aufs beste verwertete. In zehnjähriger Arbeit schuf er das vorliegende Werk, das zuerst französisch erschien. (Le capitalisme dans le monde antique, traduit sur le manuscrit italien par A. Bonnet. Paris 1906, Giard & Brière.) Es fesselte mich so, daß ich meinen Sohn Karl veranlaßte, das Werk ins Deutsche zu übertragen, und meinem Freunde Dietz riet, die Übersetzung herauszugeben, zu der Salvioli gern seine Einwilligung gab. Wohl ist es ein gelehrtes Werk, aber so anschaulich und leichtverständlich geschrieben, daß man durchaus keiner Fachkenntnisse bedarf, um es zu verstehen. In der deutschen Ausgabe ist die Allgemeinverständlichkeit und leichte Lesbarkeit noch erhöht dadurch, daß der gelehrte Apparat aus dem Text entfernt und dem Werk als Anhang beigefügt wurde, wo ihn jene finden, die den Gegenstand weiter verfolgen wollen. Außerdem wurde allen fremdsprachigen Ausdrücken und Zitaten im Text, soweit ihre Wiedergabe in der Ursprache notwendig erschien, die deutsche Übersetzung hinzugefügt. Sämtliche zugänglichen Belegstellen wurden nachgeprüft und dabei eine Reihe von Druckfehlern und anderen Ungenauigkeiten richtiggestellt, die sich in die französische Ausgabe eingeschlichen hatten. Das italienische Manuskript war für die Übersetzung leider nicht mehr zu beschaffen.

In der vorliegenden Ausgabe ist das Werk auch für Leser verständlich, die antike Sprachen nicht kennen und mit der Geschichte des Altertums nicht vertraut sind. Eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis der römischen Geschichte erleichtert natürlich das Verständnis. Wer ohne eine solche an das Werk herantritt, dem dürfte als Einleitung das Büchlein L. Blochs über „Soziale Kämpfe im alten Rom“ (Leipzig 1908, 1 Mk.) gute Dienste leisten. Wer seine Studien antiker Wirtschaftsgeschichte über Salviolis Buch hinaus fortsetzen will, dem sei zunächst Ciccottis „Untergang der Sklaverei im Altertum“, Berlin 1910, empfohlen, das eine vortreffliche Ergänzung, namentlich für die griechische Zeit, bietet. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß ich mit jeder Einzelheit in den hier genannten Büchern übereinstimme. Meine Auffassung des

Patriziats oder des Cäsarismus weicht zum Beispiel sehr von der Blochs ab. Aber in der Geschichte der antiken Gesellschaft ist noch so viel ungeklärt und strittig, daß es kaum zwei Autoren geben wird, die in ihrer Beurteilung völlig übereinstimmen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es zweckmäßig sei, daß Arbeiter von dem bißchen freier Zeit, über die sie verfügen, einen Bruchteil für die Beschäftigung mit dem Altertum opfern, statt ihr ganzes Interesse auf die Gegenwart zu konzentrieren. Darauf ist zu erwidern, daß die Gegenwart sicher ihr ganzes Interesse erheischt, daß aber volles Verständnis der Gegenwart einige Bekanntschaft mit der Vergangenheit voraussetzt. Wenn wir eingangs gesehen haben, daß das räumlich und zeitlich Entfernte nicht begriffen werden kann, solange wir uns in der nächsten Umgebung nicht zurechtfinden, so kann man aber auch wieder umgekehrt sagen, daß für ein tieferes Verständnis des Nächstliegenden ein Vordringen in das Weiterliegende erforderlich ist.

Das einzige, was man von den Dingen oder Erscheinungen erkennen kann, sind ihre Unterschiede. Das, was wir als Eigenschaften eines Dinges bezeichnen, sind in Wahrheit die Merkmale, durch die es sich von anderen Dingen unterscheidet. Ein Ding an sich kann also wirklich nie erkannt werden, sondern jedes Ding oder jede Erscheinung nur durch Vergleich mit anderen Erscheinungen. So müssen wir auch, um die kapitalistische Produktionsweise zu erkennen, sie mit anderen Produktionsweisen vergleichen. Diese Vergleichung geschah schon in ihren Anfängen durch den Gegensatz, in den sie zu der Produktionsweise geriet, aus der sie zur Zeit des ausgehenden Feudalismus entsproß. Aber wir werden den Kapitalismus, seine Probleme und Tendenzen um so besser begreifen, je verschiedenartiger die Produktionsweisen, die wir zum Vergleich heranziehen. Daher das große Interesse, das in unserer Partei für die Urgeschichte herrscht. Das gilt natürlich auch für das klassische Altertum.

Die Zeit seines Ausganges, also gerade jene Periode, die Salvioli in seinem Buche vorwiegend behandelt, ist

aber für uns noch von besonderer Bedeutung deshalb, weil noch keine vorher dem Kapitalismus so nahe kam, keine sich in ihren Problemen mit unserer Zeit so sehr berührte.

Das bedeutendste Produkt jener Periode ist denn auch bis in unsere Tage ein gewaltiger Faktor praktischer Politik geblieben — das Christentum. Freilich ein Faktor rein hemmender Natur seit dem Aufkommen des modernen Kapitalismus, aber ein Faktor, mit dem dieser nicht fertig wird. Das Produkt des antiken Kapitalismus kann völlig nur überwunden werden durch das Produkt des modernen, industriellen Kapitalismus — durch den Sozialismus.

So hängt der Gegenstand des vorliegenden Buches durch viele Fäden mit den Kämpfen unserer Zeit zusammen.

Berlin, März 1912. **K. Kautsky.**

Einleitung.

Erscheinungen wirtschaftlicher Art kann man wissenschaftlich auf zweierlei Weise untersuchen: einmal in ihrer objektiven Wirklichkeit, so wie sie sich in Raum und Zeit offenbaren, und dann in ihrer subjektiven Ideenentwicklung, in ihrer Auffassung, Verarbeitung und Wiedergabe durch den menschlichen Geist. Beide Methoden haben ihre Vorzüge: die eine setzt uns das Wesen und die Art dieser Erscheinungen auseinander, die Gestalten, die sie annehmen, und die Gesetze, die sie beherrschen; die andere beschäftigt sich dagegen mit den wirtschaftlichen Anschauungen und Gefühlen einer Kulturstufe, mit ihrer ökonomischen Ideologie. Bisher ist dem zweiten Weg fast allgemein der Vorzug gegeben worden; über den Ursprung, den Ausbau und die Umwandlungen der ökonomischen Theorien im Laufe der Zeiten und in den verschiedenen Ländern ist so viel Gutes geschrieben worden, daß wir über die Anschauungen der großen — nebenher aber auch unbedeutenderer — Schriftsteller des Altertums wie der neueren Zeiten ganz genau unterrichtet sind. Über die Ansichten eines Turgot oder Adam Smith besteht kaum mehr ein Zweifel oder eine Unklarheit, die ökonomischen Lehren eines Aristoteles oder Cicero, ja sogar die chinesischer Staatsmänner sind uns bis in alle Einzelheiten bekannt.

Das Studium wirtschaftlicher Tatsachen hingegen ist bisher über einige schwache Anläufe kaum hinausgekommen, und auf den meisten Gebieten herrscht noch eine recht arge Verwirrung. Die Tatsachen sind so kompliziert und vielgestaltig, daß sie nur unter großen Schwierigkeiten klar herauszuschälen und auf einfache Formeln zurückzuführen sind. Produktion, Handel, Geldwesen, all das liegt für uns in tiefem Dunkel, wenn wir nur ein paar Jahrhunderte zurückgehen; ganz zu schweigen von den älteren und ältesten Epochen. Dabei geht uns der klare Einblick in die Zusammenhänge, die diese schein-

bar oft so widerspruchsvollen Erscheinungen miteinander verbinden, und das richtige Augenmaß für die zahlreichen Beziehungen verloren, die in ewigem Wechsel entstehen und sich eine aus der anderen entwickeln. Zu all diesen Schwierigkeiten, die in der Natur der ökonomischen Erscheinungen selbst liegen, kommt beim Studium des Altertums noch eine hinzu, der Mangel an Quellen. Zahlenangaben fehlen fast vollkommen, während sich Mitteilungen inhaltlicher Natur auch nur bruchstückweise finden und uns im allgemeinen nur ein unzureichendes Bild der wirtschaftlichen Entwicklung geben können. Außerdem hat in den überkommenen Aufzeichnungen jeder Schriftsteller ein gutes Teil seiner Vorurteile niedergelegt, die je nach seiner sozialen Stellung, seiner politischen Parteiangehörigkeit und seinem philosophischen Glaubensbekenntnis verschieden sind. So haben zwar die alten Griechen auch ökonomische Fragen theoretisch untersucht, haben das Studium der praktischen Philosophie jedoch immer für weit wichtiger gehalten: sie beschäftigen sich mit wirtschaftlicher Ethik und nicht mit politischer Ökonomie, und ihre Ausführungen gipfeln in dem Nachweis, daß wahres Glück nicht auf dem Besitz von Reichtum beruht.

Infolge dieser Unzulänglichkeit der Nachrichten und Untersuchungen wirtschaftsgeschichtlicher Art, die uns die Alten in ihren Büchern und Inschriften hinterlassen haben, sind wir noch nicht imstande gewesen, genau und einwandfrei festzustellen, bis zu welcher Stufe ökonomischer Entwicklung die Alten, besonders Griechen und Römer, gelangt waren und ob und wie weit ihre Wirtschaftsformen von den unseren abwichen.

Die Geschichte der Volkswirtschaft wird von den Nationalökonomen in eine bestimmte Anzahl von Perioden eingeteilt. Wir werden sehen, welche Bedeutung derartigen Klassifizierungen beizulegen ist. Die Entwicklungsgeschichte der Nationalökonomie zeigt uns ganz unzweideutig, daß die verschiedenen Völker sehr verschiedene Stadien durchlaufen und ganz voneinander abweichende wirtschaftliche und soziale Zustände durchgemacht haben. In der Reihe

dieser aufeinanderfolgenden Stadien kann man ein Aufsteigen von niederen zu höheren Formen konstatieren. Dieser Fortschritt vollzieht sich allmählich, manchmal während jahrhundertelanger Übergangsperioden derart, daß die Geschichte der Menschheit sich uns nicht als eine Bewegung in gerade fortschreitender Linie darstellt, sondern als eine Bewegung, die eine ansteigende Kurve verfolgt und zeitweise von Perioden des Rückschritts unterbrochen wird. Man kann diese Bewegung verfolgen in der Produktionsweise, den Tauschverhältnissen, der Art der Bildung und Verteilung der Vermögen, der Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse und der rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Stellung der verschiedenen Klassen, kurz der Gesamtheit des menschlichen Lebens, soweit es von den wirtschaftlichen Verhältnissen bedingt wird.

Die Nationalökonomen versuchen, die Reihe der wirtschaftlichen Entwicklungsformen auf eine bestimmte Anzahl von Stufen zurückzuführen, auf deren einer jedes Volk mit seiner jeweiligen Kultur seinen Platz finden soll. Manche gehen von ökonomisch-sozialen Gesichtspunkten aus und stellen fünf Stufen auf, die die wirtschaftliche Entwicklung durchlaufen muß, die Stufe der Wildheit, des Nomadentums, des bloßen Ackerbaus, des Ackerbaus und Gewerbes und schließlich des Ackerbaus, Gewerbes und Handels. Das ist das System von List, Roscher und Levasseur. Le Play und seine Schule machen die Unterschiede in der Produktionsweise und -technik zur Grundlage ihrer Ansicht und unterscheiden danach drei Hauptphasen, die Perioden der Produktion von selbst wachsender Produkte, der Produktion künstlich hergestellter Produkte und schließlich der kapitalistischen Produktion. Nach der Lehre von Marx, dem historischen Materialismus, hat die Produktionsweise den entscheidenden Einfluß auf die allgemeine Organisation und Entwicklung der Gesellschaft. Marx hat keine schematische Einteilung aufgestellt, sondern uns den Schlüssel zu einer historischen Erklärung in die Hand gegeben, auf die wir später noch zurückkommen werden. Andere National-

ökonomen legen ihrer Einteilung der wirtschaftlichen Zustände die Zirkulation der Güter zugrunde, wie De Greef, oder, wie Hildebrand, den Austausch: man unterscheidet dann drei Stufen, die der Natural-, der Geld- und der Kreditwirtschaft.[1]

Bei diesem System müssen wir einen Augenblick Halt machen, da wir gelegentlich im Verlauf unserer Ausführungen darauf zurückkommen werden. Die Naturalwirtschaft herrscht, wo jeglicher Austausch in natura vor sich geht; Geld existiert noch nicht oder kommt wenigstens nur in verschwindendem Maße in den Verkehr. Die einzelnen Hauswirtschaften stehen noch nicht im Tauschhandel untereinander. Jeder produziert nur für sich, für seinen unmittelbaren Gebrauch: jede Familie oder Gruppe ist sich selbst genug. Stadtwirtschaft gibt es noch nicht. Auch der Staat erfüllt seine verschiedenen Obliegenheiten gewöhnlich direkt, entweder durch unentgeltliche Arbeitsleistungen, zu denen er seine Einwohner heranzieht, oder durch die Einkünfte aus seinen Domänen.

Sobald nun das Geld bei Tauschgeschäften die Rolle eines regelmäßigen Wertmessers und Tauschmittels übernimmt, beginnt die Phase der Geldwirtschaft. Sie entwickelt sich mit dem Aufblühen der Stadt, mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und Differenzierung der gesellschaftlichen Produktion, sie dringt in die Hauswirtschaften ein und wälzt sie von Grund aus um.

Wenn dann ein großer Teil der Geschäfte auf Kredit abgemacht wird und Kreditpapiere in beträchtlicher Menge als Ersatz für Metallgeld dienen, mit gleicher Kaufkraft und gleichem Kurs wie dieses, dann beginnt das Stadium der Kreditwirtschaft. Das Geld bleibt der allgemeine Wertmesser, das allgemeine Tausch- und das gesetzliche Zahlungsmittel, aber viele Geschäfte sind Kreditgeschäfte, und das Geld als Tausch- und Zahlungsmittel wird großenteils durch Kreditpapiere ersetzt. Diese letzte Form tritt erst dann in Erscheinung, wenn die Geldwirtschaft bereits hoch entwickelt ist und die Unzuträglichkeiten, zu denen der Transport und die Zirkulation des Geldes führt, notwendig ein neues, einfacheres Zahlungsmittel

erheischen. Der Austausch auf Kredit bildet anfänglich eine Ausnahme und resultiert aus einem augenblicklichen Unvermögen, seinen Verpflichtungen nachzukommen, er entspringt einem notwendigen Bedürfnis und nicht etwa einer logischen Erkenntnis von seinem Nutzen.

Diesem System können wir das von Bücher anreihen, der die Geschichte der Menschheit in drei Perioden einteilt — in seinem Werke über die Entstehung der Volkswirtschaft —: in die Periode der geschlossenen Hauswirtschaft, der Stadtwirtschaft und schließlich der Volkswirtschaft. Während der ersten produziert jeder für seine eigenen Bedürfnisse, ohne sich des Tausches zu bedienen, und konsumiert, was er produziert. Die einzelne Wirtschaft ist sich vollkommen genug, und die Verteilung der Arbeit gehört zu den Befugnissen des Familienoberhauptes, das alles nach dem Bedarf und dem Ansehen des Hauses regelt. Während der zweiten finden wir die Arbeitsteilung, die Spezialisierung der Produktion und den Tauschverkehr. Der Tauschhandel vollzieht sich unter einer mehr oder weniger beschränkten Anzahl ständiger Konsumenten, die die erworbenen Werte selbst konsumieren, ohne sie an andere weiterzugeben: die Objekte gehen also direkt aus den Händen des Produzenten in die des Konsumenten über. In der letzten Periode wird die Produktion national, die Güter zirkulieren in großen Massen und zwischen verschiedenen Staaten und müssen erst durch viele Hände gehen, bevor sie Konsumtionsobjekt werden. Das ist Büchers Theorie, die, wie sein Buch überhaupt, viele Anhänger fand, dank der Klarheit seiner Darstellung und der Einfachheit der Theorie.[2] In Wirklichkeit ist sie weit davon entfernt, Neues zu bieten, da sie nicht nur gelegentliche Bemerkungen von Marx, Engels und Schmoller wiedergibt, sondern vor allem auf den Hauptansichten von Rodbertus fußt.[3] Rodbertus hat nie das Leben der Völker auf Formeln zu bringen versucht, aber er ist bestrebt, das Wirtschaftsleben der Römer in seiner Wirklichkeit wiederzugeben, und stellt den auf den ersten Blick kühn erscheinenden Satz auf, im Altertum sei jede Organisation wahrhaft ökonomisch gewesen, das heißt

auf den Oikos, das Haus, die Familie begründet. Die ökonomische Organisation der alten Welt, besonders in den ältesten Zeiten der Entwicklung der Polis, des Stadtstaats, beruhte auf der „Autarkie" des Hauses* und besaß ganz den Charakter der Naturalwirtschaft. Das Geld war überflüssig, um die Produkte zirkulieren zu lassen, weil sie während des Produktionsprozesses nicht den Besitzer wechselten. Das Familienoberhaupt leitete alles selbst mit Hilfe seiner Sklaven, die die Produkte des Bodens, der zum Hause gehörte, zu verarbeiten hatten. Das Haus war durch die Arbeit seiner Mitglieder versorgt, die Kleidung, Werkzeug, kurz alles, dessen es bedurfte, herstellten, und so bis auf seltenere Gegenstände vom Markte unabhängig. Das Geld besaß nur die Bedeutung einer Marktware, wie jede andere Marktware auch. Rodbertus drückt also dem ganzen Altertum den Stempel der Naturalwirtschaft auf, wenn er auch zugibt, daß das Geld noch vor der germanischen Völkerwanderung Eingang in den Tauschverkehr gefunden hat. Den Kreditverkehr behält er der modernen Zeit vor. Im alten Rom sollen die Autarkie des Hauses und der ungezählten Einzelwirtschaften die Wirtschaftsform bestimmt haben; für sie war der Tausch überflüssig, da sie alles selbst produzieren konnten. Dieser Zustand war eine Folge des Sklavenwesens; die Reichen hielten auf dem Lande und in der Stadt große Sklavenheere, die alles, dessen ihre Herren bedurften, herstellen mußten. Sie erhielten so eine Hauswirtschaft am Leben, die nur von ihren eigenen Produkten zehrte, ohne den Tausch in Anspruch zu nehmen, und die konsumierte, was sie produzierte, und das sogar noch zu einer Zeit, wo sich neben dieser Wirtschaft ein ausgedehnter Handel entwickelt hatte und Manufakturen existierten.

Offenbar stimmen Büchers Anschauungen mit denen von Rodbertus überein, der sich besonders mit dem alten Rom

---

* Autarkie ist der von Rodbertus in die Nationalökonomie eingeführte Begriff der aristotelischen αὐτάρκεια, der Fähigkeit, seinen sämtlichen Ansprüchen selbst Genüge leisten zu können. Anmerk. d. Übers.

beschäftigt hat. Bücher bemerkt zwar nicht, inwieweit sie auf das Altertum anwendbar sind, aber er spricht klar den Gedanken aus, daß die dritte Periode, die der Volkswirtschaft, ganz neuen Datums sei: In dieser Periode ist das Wirtschaftsleben hoch organisiert, vor dem Konsum haben die Güter verschiedene Wirtschaften zu durchlaufen, Handel und Tauschverkehr sind reich entwickelt, eine besondere Klasse von Handeltreibenden übernimmt die Vermittlerrolle zwischen Produzenten und Konsumenten. In einem anderen seiner Werke bekämpft er die Anschauung, daß das alte Hellas schon Großindustrie und internationalen Tauschverkehr gekannt habe, und behauptet, daß das wirtschaftliche Regime des Tauschverkehrs auf der Grundlage der Warenzirkulation modernen Ursprungs ist und auf die Bildung der modernen Staaten zurückgeht. Auch hier verficht Bücher den Satz, daß dieser letzten Wirtschaftsform zwei andere vorausgegangen sind: die der geschlossenen Hauswirtschaft, wo der Produzent zugleich Konsument ist und dieselbe Wirtschaft die Güter, die sie produziert, auch konsumiert, und die der Stadtwirtschaft, wo man für eine ortsansässige, schon vorher bekannte Kundschaft arbeitet und die Güter direkt aus der Hand des Produzenten in die des Konsumenten gelangen. Athen ist, selbst in den Zeiten seiner höchsten Blüte, nie über diesen Zustand, die Periode der Stadtwirtschaft, hinausgekommen, während das ganze übrige Griechenland auf der ersten Stufe stehen geblieben ist.[4]

Diese Einteilungsschemata — mag man die Entwicklungsstadien auch nicht als streng getrennte, abgehackt aufeinanderfolgende Phasen ansehen, in die der Historiker das Wirtschaftsleben sämtlicher Völker einzuschachteln hat — sind vielen trotz aller Vorsicht von seiten ihrer Begründer als zu gekünstelt und zu wenig mit dem wirklichen historischen Bilde übereinstimmend vorgekommen. Am meisten wurden das deutsche Mittelalter und die Neuzeit einer Kritik unterzogen. Was das Altertum anbelangt, so stand Büchers Theorie[5] in schroffstem Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen, für deren Richtigkeit

die berühmtesten Historiker eingetreten waren. Es ist übrigens zu bemerken, daß unter den Historikern einerseits und den Nationalökonomen andererseits die größten Unterschiede in der Auffassung darüber bestehen, wie die Erscheinungen des antiken Wirtschaftslebens zu deuten und das Durcheinander von ökonomischen Beziehungen zu entwirren ist, deren Verständnis uns erst den Aufschluß über die politischen, rechtlichen und sozialen Einrichtungen der Alten geben kann.

Für den Nationalökonomen ist das Altertum, was Produktion und Konsumtion des Reichtums anbelangt, grundverschieden von der heutigen Zeit. Roscher, der die ökonomische Entwicklung in drei Stadien einteilt, je nach dem Vorherrschen von Natur, Arbeit oder Kapital in der Produktion, behauptet, daß die antike Wirtschaft nie über das zweite Stadium hinausgekommen sei und das Kapital es nur zu einigen schwachen Anfängen gebracht habe, was natürlich eine Entwicklung des Kredits und alles, was damit zusammenhängt, verhindert habe: er ist bestrebt, den Spalt, der das Altertum von unserer Zeit trennt, zu vertiefen.[6] Wir haben gesehen, wie Rodbertus und Bücher über diesen Punkt denken: nach ihrer Ansicht herrscht im Altertum die Hauswirtschaft, auf der Grundlage der Naturalwirtschaft und dadurch charakterisiert, daß jede Familie das für die Produktion notwendige Kapital besitzt. Bei Griechen, Römern, Hebräern, Ägyptern und überhaupt bei den orientalischen Völkern war jede Familie ihr eigener Unternehmer und konsumierte auch, was sie produzierte. Schmoller weist nachdrücklich auf die Unterschiede zwischen antiker und moderner Ökonomie hin; noch klarer hat Karl Marx den Gedanken der Entwicklung im Laufe der Zeiten auf die Industrie, die Bildung des Kapitals, auf das gesamte Wirtschaftsleben überhaupt angewendet.

Auf der anderen Seite sträuben sich die Historiker hartnäckig dagegen, grundlegende Unterschiede zwischen Altertum und neuester Zeit anzuerkennen, ja sie heben die Ähnlichkeiten zwischen beiden dermaßen hervor, daß man so mancher Beschreibung von Theben, Athen, Alexandria,

Korinth oder Rom sofort ansieht, daß sie im Zeitalter des Kapitalismus, der großen Finanzunternehmungen und der Großindustrie geschrieben wurde, und man eher ein Manchester, London, Paris oder New York vor Augen zu haben glaubt. Früher beschäftigten sich die Historiker hauptsächlich mit Kriegen und dem Wechsel von Herrscherhäusern; der Leser gewöhnte sich dadurch an die Anschauungsweise, die Ereignisse hätten sich in einem von dem heutigen kaum verschiedenen Milieu abgespielt. Neuerdings haben sie aber ihr Interesse auch der Untersuchung ökonomischer Verhältnisse zugewandt und suchen nun, insonderheit für die Mittelmeervölker, nachzuweisen, daß sie dieselbe Entwicklungsstufe erreicht hätten, auf der jetzt die fortgeschrittensten der modernen Völker stehen. So behauptet Mommsen, die großartigen kapitalistischen Unternehmungen von heute seien im ganzen ein Erbteil antiker Kultur. „Im Geldwesen scheint das kaufmännische Schema zunächst von den Griechen festgestellt und von den Römern nur aufgenommen worden zu sein. Dennoch sind die Schärfe der Durchführung und die Weite des Maßstabes eben hier so eigentümlich römisch, daß der Geist der römischen Ökonomie und ihre Großartigkeit im Guten wie im Schlimmen vor allem in der Geldwirtschaft sich offenbart" — in einer kapitalistischen Wirtschaft. Er vergleicht Rom mit England im Hinblick auf seine hochentwickelte Geldzirkulation und die Stärke seiner Kapitalien. Aber es „zehrte die tiefe Unsittlichkeit, welche der reinen Kapitalwirtschaft innewohnt, an dem Marke der Gesellschaft und des Gemeinwesens und ersetzte die Menschen- und die Vaterlandsliebe durch den unbedingten Egoismus". Rom ist für ihn ein finanzielles Babel unter der Herrschaft einer Geldsackaristokratie.[7]

Nach dem Sturze der Republik, in den ersten zwei Jahrhunderten des Kaisertums kam der Kapitalismus mit seinem ganzen Spekulationsfieber, seiner ganzen Ausbeutungswut in die Höhe und machte sich alles zu eigen, Arbeit und Boden, Industrie und Handel, Bank- und Finanzwesen, das ganze öffentliche und private Leben. Die Großproduktion mit Sklaven als billiger Arbeits-

kraft, die großen Finanzgesellschaften, die großen Wuchergeschäfte, Börsenspekulationen, Agiotage, Monopole und die Macht des Kredits, das sind die Kräfte, die offen oder unsichtbar die Fäden der hohen Politik spinnen.

An diese Auffassung Mommsens haben sich die wichtigsten Interpreten der römischen Geschichte angeschlossen. Marquardt sagt: „... Wir sehen hieraus, wie das Kapital sich auch der Industrie und dem Handel zuzuwenden begann, und können schließen, daß es bald wie dem Bauer, so auch dem kleinen Handwerker und Kaufmann gefährlich werden mußte."[8]

L. Goldschmidt, der große Historiker und Theoretiker des Handelsrechtes, redet nicht nur von einer Geld- und Kreditwirtschaft, sondern von einem ausgesprochenen Kapitalismus, von dem „die ganze römische Wirtschaft beherrschenden kapitalistischen Großbetrieb".[9] Ebenso spricht Friedländer, der berühmte Sittengeschichtschreiber Roms, wenn er auch den übertriebenen Darstellungen des römischen Luxus und Reichtums vorsichtig gegenübersteht, den Kapitalismus als Grundlage des sozialen Lebens der Römer an.[10] Dieser Anschauung huldigen, wie man ruhig sagen kann, wohl alle, die über die römische Gesellschaft geschrieben haben.[11] Vorsichtiger drückt sich Dureau de la Malle aus: er läßt sich bei der Untersuchung der Frage nicht auf Einzelheiten ein, ebensowenig äußert er sich genauer über den Charakter der römischen Wirtschaftsweise; aber aus einigen Anzeichen kann man darauf schließen, daß er diese nicht mit der modernen Wirtschaft vergleichen und auch dem Kapitalismus keine größere Bedeutung zugestehen will.[12] Im großen und ganzen war und ist es jedoch das Bestreben der englischen und französischen Schriftsteller, die römische Gesellschaft mit den von Mommsen entlehnten Farben zu malen; in Italien haben die allermodernsten Schriftsteller auf das Jahrhundert Cäsars, ja sogar auf die Zeit vorher, Züge übertragen, die unser heutiges Wirtschaftsleben am meisten charakterisieren. Sie sprechen nicht nur von Beherrschung der Gesellschaft durch eine Handvoll Kapitalisten, die in allmächtiger Autokratie das ganze politische Leben in ihrer Hand haben und alle Hebel

im Staate nach ihrem Belieben und für ihre Zwecke in Bewegung setzen können, sondern sogar von einer ausgebildeten Kreditwirtschaft, einem kapitalistischen System, das sich Handel und Gewerbe dienstbar gemacht und das ganze öffentliche und private Leben umgewälzt hat.[13]

Am klarsten und schärfsten hat jedoch diesen, wie wir ihn nennen wollen, gemeinsamen Historikerstandpunkt einer der besten Kenner des Altertums präzisiert, der zugleich am weitesten geht, Eduard Meyer. Er ist der Ansicht, „daß die Entwicklung der Mittelmeervölker bis jetzt in zwei parallelen Perioden verlaufen ist; daß mit dem Untergang des Altertums die Entwicklung von neuem anhebt; daß sie wieder zurückkehrt zu primitiven Zuständen, die sie einmal schon längst überwunden hatte. Der Untergang des Altertums vollzieht sich keineswegs durch eine vernichtende äußerliche Umwälzung, sondern durch die innere Zersetzung einer völlig durchgebildeten, ihrem Wesen nach durchaus modernen Kultur, die sich auslebt." Und von diesem klaren Gedankengang aus kommt er auf einen echt deutschen geschichtsphilosophischen Einfall, er sagt nämlich: „Das wichtigste Moment, was die neuzeitliche Entwicklung vom Altertum übernommen hat, ist der universale Zusammenhang, der trotz aller Zersetzungsprozesse nicht wieder verloren gehen konnte und in der Idee der einen allgemeinen Kirche und des einen allgemeinen Staates fortlebt."[14]

Nach Meyers Anschauung verdrängt im alten Griechenland die Geldwirtschaft die alten patriarchalischen Verhältnisse, und in die Wirtschaft des Großgrundbesitzes schleichen sich kapitalistische Ideen ein. Die Marktpreise hängen vom Großhandel, vom Import überseeischer Waren ab. Das Geld ist rar, der Zinsfuß unglaublich hoch; auch Krisen kommen vor, aus denselben Gründen, wie bei den Römern und den Kindern Israel. Für Rom konstatiert Meyer die vollendete Durchbildung des Kapitalismus, der vielleicht schon zur Zeit des Zwölftafelgesetzes[15] existierte, sicher jedoch in den letzten Tagen der Republik: der Kapitalismus zieht von da an alles in seinen Bannkreis, das kapitalistische Recht beherrscht alles, wälzt die

Bedingungen des agrarischen Großbetriebs um, verändert die alten Lebens- und Tauschverhältnisse und verschlechtert vor allem die Lage der Landbevölkerung. Später entwickelt sich die Großindustrie, die Produktion im größten Maßstab, das Aufkaufen des Bodens und der Produktionsmittel durch eine kleine Anzahl Kapitalbesitzer, die auf diese Weise alles Leben in dem ganzen ungeheuren Riesenreich beherrschen. Nach der Ansicht unseres Historikers wären also Altertum und neueste Zeit in ökonomischer Hinsicht völlig gleich zu erachten. Infolge einer ganz oberflächlichen, populären Anschauungsweise habe sich die Legende festgesetzt, „daß die Entwicklung der Geschichte der Mittelmeervölker kontinuierlich fortschreitend in aufsteigender Linie verlaufen sei. Dieser Glaube ... wird getragen durch die bekannte Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Da man im Mittelalter ganz primitive Zustände findet, glaubt man für das Altertum wohl oder übel noch primitivere postulieren zu müssen.“[16] Das Altertum sei jedoch viel höher entwickelt gewesen als das Mittelalter.

Den Gegensatz zwischen den Anschauungen der beiden Schulen auseinandersetzen, heißt die Frage stellen, deren Erforschung uns beschäftigt. Wir wollen untersuchen, inwieweit die Ähnlichkeiten begründet sind, die man zwischen unserer und der antiken Kultur zu finden glaubt, und dem Kapital und der Arbeit die Stellung zuweisen, die sie zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Ländern einnahmen. Es handelt sich nicht darum, Rodbertus und Bücher gegenüber festzustellen, daß es im Altertum, zumal in Rom, überhaupt eine Industrie, einen Handel, ein Kapital gab. Das hieße sich die Arbeit zu leicht machen. Wer hätte denn die vielen Denkmäler errichtet, Brücken und Schiffe gebaut, wenn es keine Maurer, Marmorschneider, Bildhauer und Zimmerleute gegeben hätte? Wem verdanken wir die herrlichen Vasen und Goldschmiedearbeiten, die schönen Waffen, diese Zierde unserer Museen, wenn nicht spezialisierten Handwerkern? Es hat also eine Industrie gegeben, und eigentlich hat das auch nie jemand bestritten. Ebenso finden wir auch einen ausgedehnten Han-

del, der die entferntesten Teile des Reiches miteinander verbindet, der nach Rom orientalische Parfüme, chinesische Seide, babylonische Teppiche, phönizischen Purpur und spanische und britannische Metalle einführt. Die Römer trugen Berge ab, schlugen Brücken über die Flüsse und bahnten so der Zivilisation einen Weg, die den großen Heerstraßen folgte und bis in die einsamsten Winkel drang, um dort die staunenden Völker leichter, als Waffengewalt es vermocht hätte, in ihren Bann zu zwingen. Der römische Handel brachte die Völker einander näher und schuf in drei Jahrhunderten, wenn auch nicht die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes, so doch ein allgemeines Interesse daran, die „pax Romana", den römischen Reichsfrieden aufrechtzuerhalten.

Es gab aber auch ein Kapital. Um die Stellung des Kapitals in der antiken Produktion richtig einzuschätzen und festzulegen — ob sich zum Beispiel Rom ökonomisch bis zur Form des Kapitalismus entwickelt hat —, müssen wir uns vor allem einmal über die Bedeutung dieses Wortes klar werden. Wir brauchen dazu nur in kurzen Umrissen die heutigen ökonomischen Bewegungen und ihre Beherrschung durch den Kapitalismus, das heißt durch die kapitalistische Methode, zu skizzieren.

Unter kapitalistischer Wirtschaftsweise versteht man die Produktionsweise, die sich unter der Herrschaft und Leitung des Besitzers des Kapitals vollzieht. Vor allem ist für dieses System charakteristisch, daß Besitz von Kapital die Bedingung für jede einigermaßen nennenswerte Produktion ist, daß der Arbeiter ohne das Kapital nicht leben kann, daß das Kapital kein Gut ist, an dem alle teilhaben oder teilhaben könnten, daß sein Besitzer eine hervorragende, begünstigte Stellung gegenüber den Besitzlosen einnimmt. Die Unternehmer stehen an der Spitze der Produktion: sie haben über die Art und die Menge der Produkte zu entscheiden, die Arbeiter je nach Bedarf zu verteilen, sie bestimmen die Preise und beherrschen den Markt. In ihrer Hand liegen alle industriellen und Handelsunternehmungen. Außerdem sind die Kapitalisten Eigentümer aller Erzeugnisse, während der eigentliche

Produzent, der Arbeiter, nur seinen Lohn erhält. Die Produktion vollzieht sich auf Rechnung und Verantwortung des Kapitalisten, der außer dem Kapitalzins noch den industriellen Profit einstreicht. Die Entwicklung des kapitalistischen Systems führt zum Aufschwung der Kapitalistenklasse, die sich aus den Profiten der von ihr beherrschten und ausgebeuteten Industrie bereichert, und zur Erniedrigung der Arbeiterklasse, die ohne Boden und Kapital aller Produktionsmittel entbehrt. Die große Stärke des Kapitalismus liegt in dem Anwachsen des Reichtums durch die Akkumulation des Profits. Diese Akkumulation wird durch die Aneignung des Mehrwerts gesichert. Die Geschichte der kapitalistischen Methode ist die Geschichte der Aneignung und der Akkumulation des Mehrwerts.

Drei Grundbedingungen sind für das Bestehen und das Wachstum des Kapitalismus notwendig: eine Klasse, die das wirkliche Monopol auf die Produktionsmittel besitzt, dann eine besitzlose Arbeiterklasse und schließlich ein System der Massenproduktion für einen ausgedehnten Markt.

Die moderne Nationalökonomie hat die Frage aufgeworfen und untersucht, wie diese historischen Bedingungen sich bildeten, wie diese privilegierte Klasse aufkam und sich benahm, wie weit die Möglichkeit der Monopolisierung, der Aneignung und Akkumulation des Mehrwerts geht und wie tief sie das soziale Leben beeinflussen. Dieser ganze lange Prozeß, den die Entwicklung des Kapitalismus in den modernen Ländern durchzumachen hatte, ist genau studiert worden: man kann nachweisen, daß im Mittelalter Bauer und Handwerker Besitzer der Produktionsmittel waren und daß sie für ihre eigenen Bedürfnisse, für die der Feudalherren und für die Kunden produzierten, die ihnen Aufträge gegeben hatten. Der Überschuß, der auf den Markt kam, war notwendigerweise unbedeutend und technisch unvollkommen. Zu Ende des Mittelalters sinkt der Feudalismus in Trümmer, der Bauer wird expropriiert, der Grund und Boden wird zum Handelsgegenstand, eine Menge enteigneter Eigen-

tümer ist zum Vagabundieren verurteilt oder wandert in die Städte. Das moderne Proletariat hält seinen tragischen Einzug in die Geschichte.

Das ist das Wesen und die Geschichte des modernen Kapitalismus. Was ist nun das Wesen und die Geschichte des Kapitalismus im Altertum, im besonderen des römischen, wo in Rom während mehrerer Jahrhunderte der ganze Reichtum der im Altertum bekannten Welt zusammenströmte?

Erstes Kapitel.

Die Anfänge des Reichtums.

Erst im Laufe des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt fand der Reichtum Eingang in die ärmlichen Hütten, die den Kapitolinischen Hügel umgaben; langsam wuchs sein Glanz in den folgenden Jahrhunderten, allmählich die einfachen Gewohnheiten dieses Krieger- und Bauernvolkes untergrabend, bis er ihrer Herr ward. Cato und die römischen Geschichtschreiber sehnen sich neidvoll nach dieser guten, alten Heldenzeit zurück, da Einfachheit und bäuerliche Tüchtigkeit weder eitlen Prunk noch Trägheit neben sich duldeten, da guter Landwirt noch gleichbedeutend war mit Biedermann und Patriot: das höchste Lob, das einem zuteil werden konnte. Jede Änderung in den Lebensgewohnheiten, die die oft blutige Rauheit der Familienorganisation zu mildern strebte, hieß noch Verweichlichung, und Luxus jeglicher Kulturfortschritt. Der Hausfleiß konnte den geringen Bedürfnissen größtenteils genügen; manche Industrieprodukte brachten die Etrusker und andere Nachbarvölker auf die Märkte, die in Latium abgehalten wurden. Mochte Rom freilich schon die Stufe der Naturalwirtschaft hinter sich haben, mochte auch der Austausch der Werte die Grundlage zu seinem Handelsrecht bilden, der Tauschverkehr spielte doch nur eine sehr bescheidene Rolle, das Geld fand nur beschränkte Anwendung als Tauschmittel. Gegen klingende Münze wurde so gut wie gar nicht verkauft, das Geld war nur dazu da, den Unterschied zwischen den verschiedenen Werten der Tauschobjekte, meist Naturalien, auszugleichen, oder es wurde im Kleinhandel gebraucht; gewöhnlich diente es nur als Wertmaß für die in Natur ausgetauschten Waren. Die Zirkulation bewegte sich also in sehr engen Grenzen, auch die Akkumulation zum Zwecke der Produktion war nur gering. Für diese beschränkten Ansprüche reichten die gangbaren schweren Münzen voll-

kommen aus. Sie waren dermaßen unhandlich, daß man bei etwas bedeutenderen Zahlungen die ganze Summe auf einen Wagen laden mußte, nur um sie von der Stelle bringen zu können.[1] Die einzelnen Familien behielten daher immer nur kleinere Mengen davon zu Hause oder bei den argentarii, den Geldwechslern, als eisernen Bestand für den Ankauf von etwa notwendigen Gebrauchsgegenständen, die die Hauswirtschaft nicht selbst zu beschaffen imstande war. Der Reichtum bestand in Herden, ein Kapital, das nicht ins Unbegrenzte wachsen kann, das aber der Gefahr des Zugrundegehens und Wertschwankungen unterworfen ist.

Schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte bildeten die Römer eine wirtschaftliche, soziale und politische Einheit; innerhalb dieses Gemeinwesens machten sie, wenn auch in beschränktem Maße, Tausch- und Kreditgeschäfte — ein Beweis dafür, wie alt die Idee des Kredits schon ist, die nachbarlichen Beziehungen ihre Entstehung verdankt. Selbst für die ältesten Zeiten lassen sich Tatsachen finden, die so manches schöne Phantasiegebäude über den Haufen werfen, in dem künstlich die von Stufe zu Stufe steigende Entwicklung des Wirtschaftslebens der Völker herauskonstruiert werden soll. Schon die ganze Bildung des Staatswesen zeigt deutlich, daß die Quiriten, das heißt die römischen Bürger, wenn sie auch in der Hauptsache Ackerbauer waren, doch schon die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft überwunden hatten, wo die Familie durch die Arbeit ihrer Mitglieder der Natur direkt alle Mittel abgewinnt, die sie braucht und gegebenenfalls weiterverarbeitet. Die Grundsteine für den Bau des römischen Staates boten urwüchsige Verbände von Hausgenossenschaften, die die Notwendigkeit gemeinsamer Verteidigung zwang, sich zu einem Gemeinwesen zusammenzuschließen. Dieser Zusammenschluß konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die damaligen ökonomischen Verhältnisse bleiben. Obwohl sich die einzelnen Hausgenossenschaften ihre Selbständigkeit auch innerhalb der Stadtmauern möglichst zu wahren suchten, so hielten sie es doch für ebenso notwendig wie nützlich, dauernde Bündnisse oder Vereinigungen zum

Austausch von Diensten wie von Produkten einzugehen. Ihre wirtschaftliche Betätigung umfaßte also auch die Bildung von Tauschwerten und ihren Austausch. Zu diesem Zwecke fanden alle neun Tage Märkte statt, Handwerker und Bauern trafen sich hier zum Austausch ihrer jeweiligen Produkte. Die einen erstanden Artikel, die sie nicht selbst herstellen konnten — Sensen, Pflüge und anderes Ackergerät und den Schmuck für ihre Weiber —, während die anderen Öl, Wein, Getreide und Wolle dafür eintauschten. Im allgemeinen gingen die Güter direkt aus der Hand des Produzenten in die des Konsumenten über. Und doch konnten diese Geschäfte ihrer ganzen Natur nach keine größere Ausdehnung und Häufigkeit erlangen, denn die kleine Hauswirtschaft produzierte kaum so viel Überschuß, um damit großartige Tauschgeschäfte beginnen zu können.

Die Handelsbeziehungen zu Nachbarorten beschränkten sich auf einen spärlichen, kaum nennenswerten Austauschverkehr mit den Städten von Latium. In der Nähe von Tempeln wurden Märkte abgehalten, so zu Feronia in Etrurien, zu Fregellä im Volskischen oder in Rom selbst beim Dianentempel auf dem Aventin. Die Nachfrage richtete sich hier lediglich nach einigen wenigen Spezialprodukten.

Es bestand nicht allein Tauschverkehr zwischen den einzelnen Hauswirtschaften — zu den gewöhnlichen Zeiten oder während der Jahrmärkte —, sondern es gab auch bemerkenswerterweise schon von alters her eine gewisse Differenzierung der Beschäftigung, eine Arbeitsteilung in verschiedene Berufsarten. Es gab produktive Klassen mit bestimmten Beschäftigungszweigen. Diese Differenzierung der wirtschaftlichen Tätigkeit äußert sich in der Einteilung der Tribus, der Bezirke, in die das römische Gemeinwesen zerfiel, in Stadt- und Landtribus,[2] ferner in der Existenz einer Klasse von freien Handwerkern, von Lohgerbern, Schneidern, Färbern, Walkern usw.[3] Mögen diese Berufe auch nur von mäßiger Verbreitung und roher Ausbildung gewesen sein, so zeigt doch schon ihre Existenz, daß die geschlossene Hauswirtschaft, die einzelne Familie allein nicht imstande war, alle zum Leben erforderlichen

Produkte selbst zu erzeugen und zu verarbeiten. Sie mußte fremde Arbeit in Anspruch nehmen, mit anderen materielle Güter oder Dienstleistungen austauschen. Die Gesellschaft des ältesten Rom war demnach in zahlreiche Klassen verschiedener Tätigkeit eingeteilt, die auf dem Boden der Arbeitsteilung Tauschwerte produzierten, Werte also, die sie anderen für eine Gegenleistung oder bares Geld abtraten.

Im Laufe der Jahrhunderte, mit der immer wachsenden Ausdehnung der italischen Eroberungen, mehrten sich die Tauschgeschäfte im selben Maße, wie sich die Berufsarbeit entwickelte, ohne daß sich darum der ursprüngliche Charakter der Hauswirtschaft geändert hätte. Die Lebenshaltung ist noch so einfach, daß man gut und bequem mit dem Einkauf einiger weniger Gegenstände auskommen kann. Die erhandelten Objekte gehen in Familienbesitz über, vererben sich vom Vater auf den Sohn und können nur unter feierlichen Zeremonien wieder veräußert werden.[4] Mächtige Hausgenossenschaften bedurften gewöhnlich überhaupt keiner fremden Hilfe und nahmen sie nur im äußersten Notfall in Anspruch; der Trieb nach Unabhängigkeit, gepaart mit großer Sparsamkeit und Mäßigkeit, bildete eine der hervorstechendsten Charaktereigenschaften der ländlichen Familien.[5] Auch damals noch war es das Ideal der Domus, des Hauses, sich selbst zu genügen und alle Bedürfnisse seiner Mitglieder zu befriedigen. Die Frauen und Mädchen, daneben auch Sklavinnen, spannen und webten, kochten, mahlten das Korn und buken den traditionellen Kuchen. Die Männer gingen anderen Beschäftigungen nach, Sklaven und Klienten standen ihnen dabei zur Seite. Zu den größeren Häusern gehörten regelmäßig ein paar Sklaven, ihre Kraft stand ebenso wie die der übrigen Familienmitglieder im Dienste des allgemeinen Besten. Die Sklaverei war damals noch sehr milde, beinahe patriarchalisch, da die Sklaven oft im Hause geboren und aufgewachsen waren und die Verschiedenheit der Rasse zwischen Herr und Knecht noch nicht so groß war, daß beide als Wesen verschiedener Natur galten. Die Sklavenarbeit sicherte dem Hause eine große

Selbständigkeit; gleichzeitig machte sich aber auch in immer steigendem Maße das Bedürfnis geltend, Tauschbeziehungen anzuknüpfen und sich dadurch den Genuß von Produkten zu sichern, die in Rom erzeugt oder auf dem Flußweg eingeführt wurden. Daß die spezialisierte Handarbeit zur Zeit des Zwölftafelgesetzes schon nicht mehr zur rein hauswirtschaftlichen Nebenproduktion gehörte, sondern daß die Erzeugung so mancher besonderer Produkte zu selbständiger Berufsarbeit geworden war — mochte die Technik auch noch so primitiv sein —, das wird uns von verschiedenen Seiten bezeugt. Es gab bereits eine Arbeitsteilung in getrennte Berufe und Gewerbe, es gab Handwerker von Beruf und Handwerkerklassen für manche Industriezweige, so vor allem Metall- und Holzarbeiter, und die Handarbeit war eine Erwerbsquelle, die einem jeden offen stand.

Die Existenz eines gewissen Handels ist ebenfalls eine unleugbare Tatsache. Infolge seiner günstigen Lage am Tiber, in der unmittelbarsten Nähe des Meeres wurde Rom bald zum Hauptmarktplatz für die benachbarte Landbevölkerung, für die latinischen Bauernstädte, deren Bewohner noch an der guten alten primitiven Lebensweise mit Zähigkeit festhielten. Die latinischen wie die italischen Völkerschaften überhaupt waren reine Ackerbauvölker, sie kamen nur in die Städte, um Kunstprodukte, die sie nicht selbst herstellen konnten, wie eiserne Geräte, gegen ihre Naturalien einzutauschen. Da ihr Reichtum hauptsächlich in Vieh und Getreide bestand, während bares Geld selten war, so beschränkten sie ihre Einkäufe auf das Allernotwendigste. Auch heute noch sind alle Ackerbauvölker schwache Käufer. Aus diesem Grunde konnte Rom, trotzdem es ein weites Hinterland beherrschte, nie zu einer Handelsstadt werden wie Korinth oder Karthago oder zu einem Produktionszentrum wie Alexandria, denn sein einzig mögliches Absatzgebiet war von Bauernvölkern bewohnt: es blieb eine vorwiegend bäuerliche latinische Landstadt. Rom war nicht der Platz einer starken Nachfrage nach Industrieprodukten, die den Nährboden für eine starke Klasse von Handwerkern und Kaufleuten abgegeben hätte.

Wenn also auch ein gewisser Handel existierte, so doch nur in so beschränktem Maßstab, daß eine kräftige Klasse unabhängiger Kaufleute nicht emporkommen konnte. Bis auf den von Krämern und Hausierern betriebenen Kleinhandel lag alles in der Hand der Patrizier, der Häupter der großen ländlichen Betriebe, der einflußreichsten Häuser; sie ließen ihre Sklaven die Produkte ihres Bodens in eigenen Heimwerkstätten verarbeiten, sie produzierten für den Verkauf und kauften, was sie nicht besaßen, auf anderen Märkten. Die alten Hausgenossenschaften erweiterten das Feld ihrer früheren Tätigkeit, vervollkommneten ihre wirtschaftliche Organisation, ohne ihren eigentlichen Charakter, ihre ursprüngliche Zusammensetzung aufzugeben. Die Familienhäupter, die Leiter der Hausgenossenschaften fanden, daß sie ihre Überschüsse mit Nutzen verarbeiten und austauschen, unbeschäftigte Hände beschäftigen und neue Erwerbsquellen erschließen konnten. So vereinten sie manche Industrie- und Handelszweige und hemmten und verzögerten die Entwicklung selbständiger Berufe, spezialisierter industrieller Tätigkeit.

Im Hause strömte alles zusammen, die Domus wurde zum Mittelpunkt des gesamten Wirtschaftslebens — das Wort Domus hat im Altlateinischen wie überhaupt in den altitalischen Sprachen einen viel weiteren, umfassenderen Sinn als den des bloßen Hauses, es bedeutet Stamm, Heiligtum, Familie, Werkstätte, Besitz.[6] Trotz ihrer bedeutenden Rolle konnten es diese großen, selbständigen Wirtschaftsorganisationen doch zu keiner nennenswerten Akkumulation von Bargeld bringen, denn die Zirkulation war zu der Zeit in Rom noch sehr schwach entwickelt. Was die Familien bei ihren Geschäften erschacherten, wurde nicht zu fernerer Produktion verwandt, setzte sich nicht in reproduktives Kapital um. Es wanderte mit Vorliebe schweigend in die Truhe des Hauses, unter eifersüchtiger Aufsicht eines ständig dazu angestellten Sklaven, oder wurde der größeren Sicherheit halber einem Bankier anvertraut, der es aufzuheben und nach bestimmtem Auftrag anzuwenden oder in denselben Münzen, die er bekommen, zurückzuerstatten hatte.

Dieses Geld wurde zu Darlehen verwandt, die die einzelnen Hauswirtschaften gelegentlich im Notfall einander gewährten, und zu Wucherspekulationen mancherlei Art. Für die Darlehen wurde kein Zins gefordert; sie waren nachbarliche Gefälligkeiten, die nicht in den Machtbereich des Rechtes fielen, sie benötigten keiner feierlichen Formalitäten und genossen auch keinen Schutz von seiten des Staates. Sie standen unter der Obhut der fides, des rückhaltlosen Vertrauens, das heilige Tradition war bei den arischen Völkern. Die Rückzahlung war einzig Sache der Ehrenhaftigkeit des Schuldners.

Eine andere Art von Darlehen bildete das furchtbare Nexum, das des staatlichen Schutzes in jedem Falle sicher sein konnte: war von einem Schuldner das Geld nicht beizutreiben, so mußte er seinem Gläubiger die Schuld als Sklave abfronden. Die Hauswirtschaften erhielten dadurch neuen Zuwachs an Produktivkräften, die freilich mehr der Produktion vermehrter Tauschwerte als der neuen Wucherkapitals zugute kamen.[7]

Neuere Forschungen haben den bis dahin dunklen Charakter des Nexum aufgeklärt:[8] bei dieser Art des Schuldverhältnisses gab der Schuldner sich selbst zum Pfande, war er zahlungsunfähig, so konnte er verkauft werden. Wo das eintrat, da bezog sich diese Form der Verpflichtung wahrscheinlich nur auf Naturaldarlehen, den Bauern zur Aussaat vorgeschossenes Korn. Das Nexum richtete sich daher ausschließlich gegen Landleute und Plebejer, die nichts besaßen als ihren starken Arm, sich aber durch ihre Arbeit von der Schuld freimachen konnten. Das würde uns auch die unglaubliche Höhe des Zinsfußes erklärlich machen, der bei Naturaldarlehen oft auf 100 Prozent steigt.

Zwischen Nachbarn und Freunden waren, wie erwähnt, die Darlehen zinsfrei; es waren Verträge auf Treu und Glauben. Sie wurden zwischen zahlungsfähigen Personen geschlossen, die den höheren Klassen angehörten und bei denen das Vertrauen, die Ehrfurcht vor dem gegebenen Wort und die boni mores, die guten Sitten, hoch in Ehren standen und als Familientradition mehr Macht als das

Gesetz hatten. Bei noch jungen Völkern ist überhaupt die Scheu vor der öffentlichen Meinung und der Wunsch, sich die Achtung seiner Mitbürger zu bewahren, stark genug, um die Innehaltung von Verträgen zu gewährleisten. Obwohl es diese alten einfachen Bauern in der Sittlichkeit sicher nicht so herrlich weit gebracht hatten wie wir, so forderten ihre eigentümlichen Lebensbedingungen doch mehr Achtung vor Versprechen. Die Abmachungen beschränkten sich auf einen engen Kreis von Nachbarn oder Verwandten, die fortwährend in Berührung und Austausch von Gefälligkeiten miteinander standen. Ihnen wäre nie der Gedanke gekommen, sich an Fremde oder Angehörige anderer Hausgenossenschaften zu wenden, die nicht denselben Kult und dieselben Interessen besaßen. Cato lehrt: „Lebe in Frieden mit deinen Nachbarn. Wenn du baust, werden sie dir mit ihren Arbeitskräften, ihren Zugtieren, ihrem Bauholz aushelfen.“[9] Es war üblich, daß die Familien sich gegenseitig unterstützten und mit Geld, Werkzeug und Nahrungsmitteln aushalfen, ganz ohne Entgelt, nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß bei Gelegenheit der andere Teil sich revanchierte. Das Darlehen gehörte zu den nachbarlichen Gefälligkeiten und hatte lange Zeit keine rechtliche Bedeutung. Die legis actio, der feierliche Akt beim Abschluß von Gelddarlehen wurde erst nach dem Zwölftafelgesetz durch die Lex Silia eingeführt, die gesetzliche Sanktionierung des Darlehens fällt vielleicht in noch spätere Zeiten.[10] Bis dahin war das Darlehen ein unentgeltlicher Freundschaftsdienst gewesen. Der Gläubiger hatte kein Gesetz auf seiner Seite, er mußte sich ganz auf die Anständigkeit des Schuldners verlassen. Die älteste Urkunde, in der das Darlehen als juristischer Vorgang erscheint, stammt aus dem Jahre 198 vor Christi Geburt.[11]

Neben diesen unentgeltlichen Darlehen blühten die Wuchergeschäfte; die unteren Klassen wurden hierbei mit der ganzen Habgier und Grausamkeit ausgebeutet, die die Römer von je gegen die Feinde gezeigt hatten. Der Soldat, der seinen Acker nicht hatte bestellen können, der Plebejer, der ins Elend geraten war, mußte sich beim Ausleihen des Getreides verpflichten, es zur Zeit der

Ernte mit einem Überschuß als Zinsen zurückzuerstatten, der auf soundso viel monatlich berechnet war. Bei Mißernte erwartete den zahlungsunfähigen Schuldner die Sklaverei, die Zwangsarbeit im Hause des Gläubigers. Die unteren Volksschichten hatten also unter dem erbarmungslosesten Wucher schwer zu tragen; zwischen die durch Abstammung und Tradition streng geschiedenen Klassen türmte die Ausübung des Nexum Haß und Rachsucht als unübersteigbares Bollwerk auf. Schon hier zeigt sich, in welchem Rahmen sich später die sozialen Kämpfe in Rom abspielen werden: auf der einen Seite wollen sich die Patrizier ihre Freiheit in der Bestimmung des Zinsfußes nicht verkümmern lassen, während die Plebejer Gesetze gegen das Zinsnehmen und für die Aufhebung aller Schulden verlangen und damit das große Jubeljahr herbeiführen wollen, eine nie erfüllte Sehnsucht der enterbten Klassen des Altertums.

Zwischen diesen beiden Extremen, dem unentgeltlichen Darlehen und dem Wucher, hatten regelrechte Kreditgeschäfte und Anleihen zu Produktionszwecken keinen Raum. Das Geld, das dazu diente, die Lücken der Privatwirtschaft auszufüllen, wurde nur zu Zwecken der Spekulation verwandt oder um daraus Zinsen zu gewinnen. Man zog noch das Darlehen in Naturalien vor, sowohl bei den unverzinslichen Darlehen zwischen Standesgenossen, wie auch Darlehen gegen Zinsen, die dazu dienten, die unteren Klassen auszubeuten oder zu knechten. In der wirtschaftlichen Kinderzeit der Völker werden Anleihen nicht zu Produktions-, sondern zu Konsumtionszwecken aufgenommen. Es besteht die Pflicht, seinen Verwandten oder den Angehörigen seiner Klasse beizustehen, und das darf nicht zu einer Spekulation ausgenutzt werden. Aber da der Gedanke einer Solidarität zwischen verschiedenen Klassen nicht besteht, so darf man sich die Notlage der unteren Klasse zunutze machen und Zinsen fordern. Bei der damaligen Organisation der industriellen Arbeit gab es niemand, der geneigt gewesen wäre, den Gebrauch fremden Kapitals, das heißt der geringen Reserven an Bargeld, zu erkaufen, um sie in der Produktion zu verwenden.

Daher rührt auch das langsame Fortschreiten der Akkumulation. Das Familienoberhaupt konnte nur jene Kapitalien anhäufen, die aus der gemeinsamen Arbeit der Söhne, Sklaven, Klienten und Schuldner entsprangen.

Fassen wir noch einmal alles kurz zusammen, so sehen wir während einer langen Geschichtsperiode Rom in derselben wirtschaftlichen Lage wie die Binnenlandstriche Italiens: die Organisation des Hauses war so weit entwickelt, daß es für die Bedürfnisse der Bewohner sehr wohl zu sorgen vermochte; wenn sich doch Lücken zeigten, so wurden sie durch die Arbeit der freien Handwerker und durch Tauschhandel ausgefüllt, der indessen die wirtschaftliche Organisation nur wenig und die Selbständigkeit der einzelnen Häuser gar nicht beeinflußte. Obwohl diese zwar ihren ursprünglichen Charakter als abgeschlossene Organismen verloren hatten, waren sie doch immer noch äußerst selbständig und für die dringendsten Bedürfnisse der Hausgenossenschaft produktiv genug. Um sie so zu erhalten, war ein strenges System von Gesetzen und staatlicher Überwachung des Privatlebens nötig; außerdem aber mußte der Bürger verhältnismäßig arm sein, was man Sparsamkeit und Einfachheit nannte, und auf dem Lande leben. Der Ackerbau war die einzige Beschäftigung, die eines freien und geachteten Mannes würdig war; die anderen Gewerbe galten nicht als anständig, und besonders nicht das Ausleihen gegen Zinsen, das Cato auf gleiche Stufe mit Mord stellt. Die Bebauer der Erde waren die Klasse, die der Gesellschaft wirklich von Nutzen war und Reichtum produzierte. Daher rührt die Liebe für den heimatlichen Boden und das Mutterland und das enge Freundschaftsgefühl, das die Glieder einer Gemeinde gegen auswärtige Feinde zusammenschließt; daher stammt auch der beschränkte, egoistische, konservative, altväterische, aber dennoch praktische Geist, die strenge und beinahe grausame Logik, die frei von aller Sentimentalität, nur die gegenwärtigen Bedürfnisse im Auge hatte; das war der Geist, den die Römer während ihrer ganzen Geschichte bewahrten und dem sie ihre bewundernswerte Entwicklung verdankten.

Zweites Kapitel.

Das mobile Kapital.

Nach den glänzenden Kriegen, die den Römern Afrika und Asien erschlossen, gelangte der Reichtum zu seiner höchsten Entfaltung. Besonders aus Asien, diesem Märchenland der Kunst und Industrie, dieser hohen Schule des Luxus und Geschmacks, dieser unversiegbaren Quelle der Verführung für Staatspächter und Prokonsuln, erpreßte die unbarmherzigste, brutalste Gewalt einen Strom von Gold und Silber. Nicht eher hörte er auf, Italien zu überschwemmen, als bis die Quellen selbst erschöpft waren. Die Schätze, die im Orient, in Gallien, in der ganzen Welt aufgehäuft lagen, und jene, die der Bergbau noch zutage förderte, alles strömte in Rom zusammen, als Kriegsbeute und Tribut, als Frucht von Plünderungen und Abgaben; auch die übrigen Teile Italiens bekamen ihren, wenn auch bescheidenen Anteil an der ganzen Herrlichkeit. Rom wurde und blieb für einige Jahrhunderte der große internationale Markt des metallischen Reichtums. Ein rasender Taumel von Herrschsucht und Habgier hatte das einfache Krieger- und Bauernvolk erfaßt, so daß es den Ruhm seiner Feldherren nur mehr nach der Menge Goldes und Silbers bemaß, die sie im Triumphzug heimbrachten; diese gewöhnten sich daher daran, die Besiegten bis zum Weißbluten auszusaugen und befreundeten Völkern die Gunst Roms nur um den höchsten Preis zu verkaufen. Nichts mehr war dieser wütenden Gier heilig, Recht und Vernunft wurden schamlos in den Kot getreten. Der König Ptolemäus von Zypern war als Besitzer eines wohlgefüllten Staatsschatzes und herrlicher Prunkgefäße bekannt; also wurde ohne Zögern ein Gesetz gemacht, das dem römischen Staate das Recht gab, einen vermögenden „Bundesgenossen“ noch bei seinen Lebzeiten zu beerben. Der Senat betrachtete die Schätze der ganzen Welt einfach als römischen Privatbesitz, den Unterworfenen blieb auch

nicht ein Heller zu eigen. Aber nicht allein das Geld wurde beschlagnahmt, sondern auch alles, was nur einigen Kunstwert besaß. Die Statuen und Bronzen dienten zum Schmucke öffentlicher Plätze und vornehmer Privatvillen; das Geld kam in die Münze.

Solange Rom nur gegen die italischen Völker Krieg führte, war nicht viel Beute zu holen, da Italien arm war, keine Bergwerke und keinen Handel besaß. Selbst seine bedeutendsten Seehäfen konnten es in keiner Weise mit dem Reichtum der großen orientalischen Märkte aufnehmen. Tarent war eine der mächtigsten Städte der Halbinsel und stach den Römern schon lange in die Augen; doch fand man als ganze Beute bei der Eroberung 3000 Talente Goldes, ungefähr anderthalb Millionen nach unserem Gelde. Solange Roms Adler noch nicht Italiens Grenzen überschritten hatten, war der Staatsschatz noch verhältnismäßig klein. Erst als die Eroberung des Orients dessen Reichtümer italischer Habgier preisgab, wuchs jener Schatz, bis er im Jahre 99 vor Christi Geburt vielleicht seine höchste Höhe, anderthalb Milliarden nach unserem Gelde, erreichte.[1] Wenn wir freilich diese Ziffern mit den Summen vergleichen, die heutzutage etwa auf der Bank von Frankreich oder England liegen, so mag uns das wohl als geringfügig erscheinen. Aber man darf eben nie vergessen, daß das Altertum viel ärmer war als wir heute;[2] man kann sich daher eine Vorstellung davon machen, was für ungeheure Summen im römischen Staatsschatz festgelegt waren, was für enorme Massen kostbarer Metalle nach Rom flossen. Daß dieser kolossale Strom nicht unterbrochen wurde, dafür sorgten schon die siegreichen Feldherren, die Prokonsuln und die Steuerpächter, die nach den Reichtümern der besiegten Könige und Völker lüstern waren. Tausende von Kaufleuten und Glücksrittern folgten den Legionen, machten die Beute zu Geld, die unter die Soldaten verteilt wurde, und nahmen den eroberten Ländern das letzte, was ihnen die Feldherren noch gelassen hatten.

In welchem Maße beeinflußte nun diese glänzende Periode großartiger Eroberungen, die die Bildung des rö-

mischen Weltreichs, die Verschmelzung der Provinzen, das Anwachsen des Handels, den Überfluß an Kapitalien, den Fortschritt in allen Wirtschaftszweigen, kurz eine Erweiterung der Lebensbedingungen zur Folge hatte, wie sie das Altertum nie gesehen, inwieweit beeinflußte dies alles nun die ursprüngliche Hauswirtschaft? Welche Ausdehnung und welchen Charakter gewann die industrielle und kommerzielle Tätigkeit?

Als Antwort auf diese Fragen darf man nicht einfach auf das glänzende Bild der römischen Kultur hinweisen. Wir können nicht daraus, daß ein Volk eine Kunst und Literatur besessen, Eroberungen gemacht und großartige Denkmäler hinterlassen hat, einfach auf die Existenz einer kapitalistischen Wirtschaftsform, eine weitgehende Kapitalisierung schließen. In diesem Falle könnte man ebensogut behaupten, die orientalische Welt habe die höchsten Stufen des Kapitalismus erklommen, da für Assyrien und Ägypten diese Voraussetzungen sicher zutreffen, ebenso übrigens auch für Peru und Mexiko. Ja sogar China hätte schon vor seiner Erschließung für die Europäer eine kapitalistische Wirtschaftsweise besessen. Die Ruinen, die noch all diese Länder aufweisen, hinterlassen in uns den Eindruck außerordentlicher technischer und architektonischer Leistungsfähigkeit und einer ungleichen Verteilung von Reichtum und Macht. Und doch wissen wir, daß alle diese Völker in primitiven Wirtschaftsverhältnissen lebten, daß die Produktion ganz auf das Haus beschränkt und die Tauschbeziehungen wenig ausgebildet waren und daß Geld nur eine Nebenrolle spielte.

Wir können das Problem nur dadurch lösen, daß wir das wirtschaftliche Leben Alt-Roms in seine Elementarbestandteile zerlegen; nur so können wir in das Geheimnis seines Wesens eindringen.

Der Krieg war der Vater von Roms unerhörtem Reichtum; diese Rolle hatte er im ganzen Altertum gespielt, er spielt sie noch heute. Die Riesenvermögen in den Vereinigten Staaten danken ihre Entstehung den mannigfachen Spekulationen, denen der Sezessionskrieg in weitestem Maße Spielraum bot: auf diesem Boden konnten sie

wachsen und sich in der Hand der Eisenbahngesellschaften und der Trusts vermehren, vor allem dank der amerikanischen Wirtschaftspolitik nach 1864 und den Monopolen jeder Art, deren Bildung sie begünstigte.

Im Altertum beruhte jede Kapitalisierung größeren Stils auf gewaltsamer Plünderung, auf der Kriegsbeute, so wie sie heute auf der dauernden Ausbeutung der Arbeitskraft des Proletariats durch die industriellen Unternehmer beruht. Heute bildet sich dieser Reichtum ganz allmählich und langsam, die Völker passen sich dem in ihrer ganzen Erziehung, ihrem Charakter, ihrem Geschmack und ihren Gebräuchen an. Im alten Rom dagegen entfesselte dieser große, den Kriegen entstammende Reichtum plötzlich einen verheerenden Strom von Gold gegen ein armes, jeder Art von Geldakkumulation bares Land. Dieses Volk, dessen ganzes Leben sich bisher hinter dem Pfluge oder im Felde abgespielt hatte, dessen ganze Kriegs- und Eroberungsgeschichte seine bäuerliche Einfachheit zur Folie besaß, das sich bis dahin mit der bescheidenen Produktion des Hausfleißes begnügt hatte, dieses Volk, das die Schiffe seiner besiegten Feinde verbrannt und das erste Gold oder Silber, das es in die Hände bekam, gegen Schüsseln und Gefäße eingetauscht, das den Wert und den Nutzen des Geldes vielleicht gar nicht gekannt oder es nur in sehr beschränktem Maße angewandt hatte, dieses Volk war absolut nicht vorbereitet auf die schwindelhafte Menge von Schätzen, die an den Ufern des Tiber zusammenfloß. Hier handelte es sich nicht um eine methodische Bereicherung als Frucht regelmäßiger wirtschaftlicher Betätigung.

Die alte Einfachheit und Mäßigkeit dieser rohen, zähen Bauern, die kaum mit dem Handel vertraut waren und kostbare Metalle nur als Schmuck bei ihren Frauen und als heilige Geräte bei Leichenfeiern kannten, verging vor den Strahlen dieses Reichtums, ein wütender Goldhunger nahm von allen Seelen Besitz. Die Gier nach den Freuden, zu denen es verhilft, war geweckt. Gold und wieder Gold war die Losung. Cato ist der Theoretiker dieser Tendenz; er hat ihre zehn Gebote verfaßt, deren erstes lautet: „Es ist die erste, heiligste Pflicht des Menschen, Geld zu ver-

dienen," und er zeigt, was man am besten damit anfängt. Reich zu werden, ganz gleich wie, ist das Hauptziel der Kaiserzeit; Horaz sagt: „Meine lieben Mitbürger, die Hauptsache ist Geldverdienen, die Tugend kommt erst nachher!" „Geld ist alles: Reich sein ist das einzig Notwendige, für die persönliche Wertschätzung einfach unerläßlich", „vor dem Golde liegt alles im Staube". Properz sagt: „Geld ist dazu da, die Richter zu bestechen und sich Ehren und Freunde zu kaufen. Jupiters Blitz ist ein Spielzeug dagegen."[3]

Solchen Lehren gegenüber blieb niemand gern taub, um so mehr, als sich günstige Gelegenheiten die Hülle und Fülle darboten. Zuerst suchten die Patrizier den Raub für sich zu organisieren, dann kamen auch die Plebejer, denen jeder Weg, in die Höhe zu kommen, recht war. Konsuln und Feldherren nahmen den Löwenanteil an der Beute für sich in Anspruch und überließen dann die unglücklichen Provinzen ihren nimmersatten Legionen, die systematisch alle Quellen ausbeuteten. Die Verproviantierung der Truppen, die Lieferungen von Kriegsmunition, die Pachtung der Steuern und Zölle und die Auswucherung der unterworfenen Könige, all diese Spekulationen gaben einer Finanzaristokratie das Leben, die bald an Macht alle anderen Klassen überflügelte und im politischen Leben die erste Geige spielte. Im Gefolge der Heere befand sich ein Haufen kleiner Händler: sie kauften, verkauften und vertauschten die Beute; es waren Leute von geringer Herkunft, da es die Patrizier und Ritter für nicht standesgemäß hielten, sich mit derartig minderwertigen, schmutzigen Krämergeschäften abzugeben. Der Trieb zu kaufen, um mit Gewinn wieder zu verkaufen, ist eine Eigentümlichkeit der Plebejerseele, er ist das Mittel, durch das die Plebejer das Joch der Aristokraten abschütteln und sich emporschwingen wollen. In Rom beruhte, wie in den italienischen Städten des Mittelalters und auch der heutigen Zeit, die kapitalistische Akkumulation innerhalb der Bourgeoisie, aus der die „Homines novi", die Parvenüs hervorgingen, auf „raschen Gewinnen". Die alten Traditionen der Standesmoral, die sich in den Patrizierfami-

lien forterbten, kamen für den Plebejer nicht in Betracht, die Sitten lockerten sich, alles war für Geld zu haben, besonders die Justizverwaltung. Als diese Emporkömmlinge erst am öffentlichen Leben teilnahmen, da zeigte sich bald die demoralisierende Wirkung des „unrechten Gutes", das zu mehren kein Mittel schlecht genug war. Der Ritterstand machte sich zum Träger dieser Bewegung: bei ihm zeigen sich die ersten Vorboten kapitalistischer Ansichten, eines kühnen, unternehmungslustigen, weitschauenden, berechnenden, entschiedenen Geistes, wie er die alten Patrizierfamilien nie zuvor beseelt hatte. Für diese war der einzig wahre Reichtum ihr Boden, die edelste Beschäftigung der Ackerbau. Sie waren voll von Vorurteilen gegen Industrie und Handel[4] und daher auch wenig geeignet, einen Kampf bis aufs Messer mit diesen gewissenlosen Geschäftsleuten aufzunehmen, die fern in den Provinzen sich ihre Reichtümer ergatterten.

Um Geld zu verdienen, dazu war jedes Mittel recht, die Pachtung der Steuern und Schauspiele, der Bau von Straßen und Wasserleitungen, die Übernahme von Leichenfeiern, die kühnsten Spekulationen und das verächtlichste Gewerbe; die eigentlichen Riesenvermögen konnten sich jedoch nur außerhalb der Grenzen Italiens bilden, in den Provinzen, wo die Steuern verpachtet und die unterjochten Könige durch Wucher geschunden wurden. Man suchte nun nach einer lohnenden Verwendung für diesen Überfluß an Geld. Man ist allgemein der Ansicht, all diese von den Römern eroberten Reichtümer seien in einem wahnsinnigen Luxus, bei Schmausereien und Vergnügungen verschwendet worden. Schon beim bloßen Gedanken an das Rom der Kaiserzeit fällt uns ein Haufen bis zum Erbrechen wiedergekäuter Anekdötchen ein: Paläste erhoben sich aus dem Meere, Gärten prangten auf ihren flachen Dächern, Maultiergeschirre, Töpfe, die den allergewöhnlichsten Zwecken dienten, strotzten von Gold und Silber, Mischkrüge von kostbaren Edelsteinen usw. Wenn man aber näher zusieht, so bemerkt man, wie viel übertrieben oder falsch ausgelegt worden ist, ja viele von diesen Geschichten sind absolut unglaubwürdig.

Die Römer huldigten mit Vorliebe der rhetorischen Figur der Hyperbel, der Übertreibung, die ihnen oft genug in den Rednerschulen eingetrichtert worden war. Der Geist der römischen Literatur weist eine ausgesprochene Sucht zur Übertreibung und Verallgemeinerung auf. Besonders die Geschichtschreiber der Kaiserzeit leiden an diesem Übel,[5] teils aus Haß gegen die neue politische Ordnung, der sie den Luxus und die Verwilderung der Sitten, kurz alle Fehler ihrer Zeitgenossen zur Last legten, teils einfach aus angeborener Neigung zur Übertreibung. Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt war es Mode, gegen die Konzentrierung und das Übermaß des Reichtums, gegen die Ausschweifungen berühmter Verschwender, den fürstlichen Aufwand hochgestellter Persönlichkeiten loszuziehen. Der schlemmerhafte Geschmack und die raffinierten Orgien der Lebemänner par excellence wurden verallgemeinert, während wir genau wissen, daß sich so unsinniger Luxus nur ganz vereinzelt breitmachte, daß diese Perversitäten, deren Lektüre uns heute noch anekelt, auch damals schon für verrückt galten und allgemein verpönt waren. Einen gemeinsamen Zug haben alle diese Anekdoten aufzuweisen; sie beruhen alle auf dem on dit, auf Gerüchten, und es ist daher unmöglich festzustellen, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung anfängt. Auf keinen Fall aber können diese „Verirrungen der Ausschweifung", wie Lucian sagt, dazu dienen, die ganze römische Gesellschaft zu charakterisieren.

Wenn übertriebener Luxus damals einen solchen Eindruck machen und die Phantasie derartig beschäftigen konnte, so lag das an dem niedrigen standard of life der Masse, an ihrer elenden Lebenshaltung. Jede nicht gerade unbedingt nötige Ausgabe galt als Luxus. Übrigens bemerkt schon Friedländer, daß der römische Luxus schwächlich erscheint im Vergleich mit dem manches deutschen Duodezfürstchens im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert. Dann brauchen wir ja auch nur an die modernen Milliardäre zu denken. Der Luxus verschlang sicher einen Teil der enormen Summen, die nach Rom flossen, aber bei weitem nicht den größten. Viel wurde in unproduk-

tiven Unternehmen angelegt; vor allem frönten die Römer der Baufucht und schmückten ihre Paläste und Villen, Tempel und Theater mit dem köstlichsten Marmor. Aber trotzdem wuchs der Reichtum infolge der neuen Eroberungen und der unaufhörlich aus den Provinzen nachströmenden Schätze ständig. Kurz, es blieb immer noch genug für produktive Verwendungen über, die dazu dienen sollten, den Reichtum, der der Kriegsbeute oder glücklichen Spekulationen entstammte, zu sichern und zu mehren. Cicero sagt: „Vermögen soll man sich durch Mittel erwerben, an denen kein Makel haftet, es mit Fleiß und Sparsamkeit zusammenhalten und auch dadurch vermehren.... Über diesen ganzen Gegenstand, den Erwerb und die Anlegung des Geldes ... können uns die guten Herren Geldwechsler bessern Aufschluß geben als irgendwelche Schulphilosophen....“[6]

Da wir nicht die Geschichte der ökonomischen Theorien studieren wollen, können wir Ciceros Ansichten über die Produktivität des Geldes unberücksichtigt lassen; sein System ist überhaupt nur ein Abklatsch aristotelischer Ideen. Aristoteles bekämpfte zwar den Satz des Solon: „... *πλούτου δ' οὐδὲν τέρμα πεφασμένον ἀνδρασι κεῖται* — dem Reichtum der Menschen ist keine feste Grenze gesetzt“, muß aber doch zugeben, daß der dem Handel entstammende Reichtum sich ins Unendliche vermehren kann.[7] Ciceros Philosophie gibt nur die Gedanken griechischer Denker wieder; aber in seinen Reden und Briefen führt er uns in die lebendige Wirklichkeit, da zeigt er uns die verschiedenen Spekulations- und Anlagemethoden, die die römischen Ritter, die mächtige Klasse der Geldleute und zugleich der politischen Drahtzieher, zur Mehrung und Fruktifizierung ihres Kapitals anwandten.

Zu Ciceros Zeiten hatte sich auf dieser Jagd nach dem Glück eine ganze Klasse von negotiatores und publicani (Geschäftsleuten und Steuerpächtern) gebildet, und zwar in einer Stärke, daß sie an bestimmten Orten bei staatlichen Feierlichkeiten in corpore auftreten konnten.[8] Mit was für gewaltigen Summen sie arbeiteten, mag daraus erhellen, daß die Stadt Nizäa dem F. Pinnius 8 Mil-

lionen Sesterzen (1 360 000 Mark) schuldig war;[9] sie bildeten Gesellschaften analog unseren „Crédits mobiliers", mit Direktoren, Kassierern, Agenten usw. Unter Sulla bildete sich die Gesellschaft der „Asiani" mit einem Kapital, so groß, daß sie imstande war, dem Staate 20 000 Talente (100 Millionen Mark) vorzuschießen. Zwölf Jahre später war diese Schuld auf 120 000 Talente gestiegen. Die asiatischen „Reguli" waren, ähnlich wie heute die indischen Nabobs, sämtlich Schuldner der römischen Ritter und mit gebundenen Händen und Füßen der Gnade irgend eines Bankhauses ausgeliefert, das seinen Sitz in Rom hatte.

Zu den Aktionen der großen Gesellschaften wurden auch die kleineren Kapitalien verwendet, so daß, wie Polybios sagt,[10] die ganze Stadt an manchen finanziellen Unternehmungen interessiert war, die in der Hand einiger bedeutender Firmen lagen. Selbst die ganz kleinen Sparer nahmen an den Unternehmungen der Publikani teil, den Pachtungen der Steuern und Staatsländereien, die ganz ungeheure Gewinne abwarfen. Bekanntlich lief in Frankreich, wo die Steuern vor der Revolution ebenfalls verpachtet waren, kaum die Hälfte der eingetriebenen Summen in die Staatskasse ein, die andere Hälfte mußte zum Teil die Eintreibungskosten decken, während der nicht zu verachtende Rest als Reingewinn in die Taschen der Steuerpächter floß.[11]

Es gab keine Spekulation, bei der nicht die Hochfinanz beteiligt gewesen wäre, die das Kapital des reichen Ritters friedlich mit dem des kleinen Sparers vereinte. Sie hielt den Staat und die ausgesaugten Provinzen in eisernen Banden gefesselt; sie machte sich kein Gewissen daraus, Verträge zu brechen, wenn sie nicht den erhofften Gewinn abwarfen, da sie dank des mächtigen Schutzes, den sie unter allen beteiligten Ständen genoß, straffrei ausging. Infolge der Teilnahme so vieler Leute an dem Geschäft der Hochfinanz verursachten die nicht gar so seltenen Krache, im Gefolge oder als Vorboten wichtiger politischer Ereignisse, tiefe Umwälzungen in allen Klassen der Gesellschaft.

Cicero gibt uns in seinen Werken eine vollständige Liste von Bankiers, Geldverleihern, Wucherern und Spekulanten und reitet uns die damals geübten Methoden des Geldverdienens mit allen Finessen der hohen Schule vor. Namen wie Verres, Pompejus, Brutus, Rabirius, Plancius, Sittius und Attikus bezeichnen uns die großen Bankhäuser, die großen Firmen, die den Übergang der Republik zur Kaiserzeit bezeichnen. Durch ihre Vermittlung beteiligte sich das Geldkapital der römischen Bürger an den verschiedensten Unternehmungen und sicherte sich das Monopol auf die Ausbeutung der staatlichen Finanzquellen und Domänen.

Verres betrieb neben der systematischen Ausplünderung Siziliens noch andere sehr unsaubere Geschäfte. Für gute Bezahlung war er zu allem zu haben, und wer kein Geld hatte, ihn zu bezahlen, dem schoß er es selber vor.[12] Er betrieb den Wucher direkt oder durch Strohmänner und hatte auch einen starken Anteil an den verpachteten Hafenzöllen und Staatsländereien. Die Gläubiger des Pompejus bildeten Legion. Junius Brutus hatte glänzend spekuliert: er hatte dem Kappadozierkönig und der Stadt Salamis Geld geliehen, letzterer zu dem ganz ungeheuerlichen Zinsfuß von 48 Prozent.[13] Die Firma C. Rabirius stand seit zwei Generationen an der Spitze aller großen Finanzoperationen; kein Unternehmen, keine Anleihe, die nicht durch ihre Hände gegangen wäre: „... er (Rabirius) leitete viele Operationen, schloß viele Kontrakte, hatte großen Anteil an allen Unternehmungen der Steuerpächter und borgte Völkern und Königen; er vergaß seiner Freunde nicht, die er sich in den Profit teilen hieß, wo dieser ganz sicher war."[14] Rabirius hatte dem damals im Exil lebenden König Ptolemäus sehr große Summen vorgestreckt; er lieh ihm nicht nur sein eigenes Geld, sondern auch das seiner Freunde; er baute auf seine Wiedereinsetzung auf den Thron der Pharaonen, wo ihm alles mit 100 Prozent Zinsen zurückerstattet werden sollte. Ptolemäus gelang es wirklich mit Hilfe römischer Truppen, seinen Thron wieder zu erobern. Der römische Bankier reiste daraufhin nach Alexandria, um die zerrütteten Fi-

nanzen seines erlauchten Schuldners wieder in Ordnung zu bringen, ganz wie es in unserer Zeit die Großmächte mit Ägypten gemacht haben, das Ismael Paschas Schulden zugrunde gerichtet hatten. Er mußte sich eine Menge Erniedrigungen gefallen lassen, seine Römertoga mit einem griechischen Gewande vertauschen und antichambrieren, um sein Kapital wieder zu erhalten; aber der König stahl ihm nicht allein seine Zeit, sondern ließ ihn sogar ins Gefängnis werfen, so daß der Bankier schließlich froh sein mußte, als er sich, wenn auch ohne sein Geld, so doch mit heiler Haut nach Rom flüchten konnte. Cäsar übertrug ihm nachher großartige Lieferungen für die Legionen in Afrika und entschädigte ihn dadurch reichlich für den erlittenen Verlust.

Auch Plancius war ein bekannter Geschäftsmann, gleich hervorragend als Gründer wie als Leiter von Gesellschaften.[15] P. Sittius nahm in ganz Italien Gelder auf, um in Marokko spekulieren zu können: er hatte Schulden in Rom, dafür aber Forderungen im Werte von Millionen im Ausland.[16] Die Krise, die zu Catilinas Zeit das römische Kapital traf, ging an der Firma Sittius spurlos vorbei, da sie allen ihren Verbindlichkeiten durch ihre Reserven und den Verkauf ihrer Immobilien nachkommen konnte.

Zu Ciceros Zeiten war Kleinasien der günstigste Boden für Spekulationen, so wie die Heereslieferungen während des Bürgerkrieges die beste Gelegenheit zur Bereicherung geboten hatten. Die römischen Finanziers standen in regem Verkehr mit den Griechen, die mit allen Hunden gehetzt waren und sich auf alle möglichen Gaunereien verstanden; sie lernten von ihnen ganz neue Spekulationskniffe, besonders in Wuchergeschäften, in denen die Griechen Meister waren. Zu dieser Sorte gehören auch andere, unbedeutendere Figuren in Ciceros Werken, wie Herakleides, Castricius, Egnatius, Cluvius Puteolanus. Diese vermittelten Finanzoperationen zwischen Rom und Kleinasien: sie zogen Wechsel auf Rom oder übernahmen es, Wechsel, die auf asiatische Städte gezogen waren, einzukassieren, wobei bedeutende Geschäfte durch ihre Hände gingen.

Doch kommen wir zu Attikus, der das hohe Glück genießt, daß wir über sein Leben und seine Geschäfte bis ins einzelne genau unterrichtet sind. Sein Briefwechsel mit Cicero und seine Biographie, die Kornelius Nepos geschrieben, geben uns Kenntnis davon, was für Geschäfte die römischen Ritter betrieben, als Rom den Weltmarkt beherrschte. Attikus ist der typische Vertreter dieser Geldsackherrschaft, deren Geschichte voll ist von Raub und Veruntreuung. Sie machte sich die Metallschätze, die der Orient aufgehäuft hatte, durch Erpressung, Wucher und systematische Plünderung zu eigen, der man nur die Methoden, die die Konquistadoren in der Neuen Welt oder Lord Clive und seine Spießgesellen in Indien praktizierten, zur Seite stellen kann. Da können wir sehen, welch saubere Gesellschaft der in Rom so allmächtige, in der Provinz so verhaßte Ritterstand war.[17] Er hatte sich die Staatsländereien widerrechtlich angeeignet, die alten Bauern expropriiert, die freien Arbeiter durch die Sklavenarbeit verdrängt und die Finanzen und die Verwaltung monopolisiert. Um sich auf wirtschaftlichem Gebiet den Vorrang zu sichern und um die Quellen seines Reichtums ausbeuten zu können, drängte er unausgesetzt zum Kriege.

Attikus gehört seiner Abstammung nach dem Ritterstand an, dessen Stärke von den Steuerpächtern repräsentiert wurde, dem „firmamentum ceterorum ordinum", wie Cicero sagt,[18] der „Grundlage der übrigen Stände", dem „ornamentum civitatis, firmamentum rei publicae — der Zierde der Bürgerschaft, der Säule des Staates". Livius schreibt etwas anders von ihnen: „. . . ubi publicanus esset, ibi aut jus publicum vanum aut libertatem sociis nullam esse — wo ein Staatspächter den Fuß hinsetze, da sei es vorbei mit der Freiheit und dem Staatsrecht der Bundesgenossen."[19] Er hatte von seinem Vater zwei Millionen Sesterzen (gleich 340 000 Mark) geerbt; er erhielt eine gute Erziehung wie alle Modeherren seiner Zeit. Da Rom damals ein Spielball des wildesten Parteihaders war und er es für gefährlich hielt, sich mit den Anhängern des Marius oder des Sulla gemein

zu machen, so zog er sich als vernünftiger und vorsorglicher Mensch nach Athen zurück, angeblich, um seine Studien zu vervollkommnen; hierbei vergaß er aber nicht seiner guten Spekulationen und vor allem der Darlehen, die er seinen Freunden aus Gefälligkeit gewährte. Athen hatte eine Anleihe aufnehmen müssen; als es beim Verfall seine Schuld nicht zahlen konnte, sollten die Zinsen zum Kapital geschlagen werden. Attikus vermittelte; er suchte eine Verständigung mit den Gläubigern dank dem Kredit, dessen er sich in der Finanzwelt erfreute. Nepos gibt uns nur einen unklaren Bericht von diesem Geschäft: die Athener sollten das Kapital zu der bestimmten Zeit zurückzahlen, so daß die Schuld nicht verjährte, andererseits aber auch die Tilgung durch die Anhäufung der Zinsen nicht erschwert wurde. Dazu mußte er sich in seinem Namen Geld verschaffen; er erhielt es unter Bedingungen, wie sie die Athener nie bekommen hätten, und überließ es ihnen ohne Provision. Damit nicht zufrieden, bewies er den Athenern sein Wohlwollen auch durch Kornspenden oder billigen Verkauf zu Teuerungszeiten. Er war beim Verlassen Italiens so klug gewesen, seine sämtlichen Immobilien zu verkaufen und sein ganzes Vermögen zu Geld zu machen, das er mit sich nach Athen nahm und so etwaigen Gewalttätigkeiten von Sullas Parteigängern entzog, die die Güter ihrer Feinde oder auch der neutral Gebliebenen konfiszierten. Dieses Geld und andere Kapitalien, die er geerbt hatte — ein Onkel hatte ihm zehn Millionen Sesterzen vermacht —, suchte er in Athen anzulegen, ohne sich jedoch Häuser oder Grundbesitz anzuschaffen.[20] In dieser Zeit warf der Bürgerkrieg in Italien ungeheure Mengen konfiszierter Güter auf den Markt, und es war leicht, sich bei ihrer Versteigerung zu bereichern. Attikus verschmähte dieses Mittel, emporzukommen, denn er fürchtete, ein abermaliger politischer Wechsel könne ihn treffen und ihn ruinieren; er suchte sein Vermögen in Ländern anzulegen, die vom Parteihader unberührt blieben, in Epirus, Zypern, in den Balkanprovinzen und in einigen Teilen Kleinasiens.[21] Er wurde Großgrundbesitzer, aber außerhalb Italiens; durch

seinen Grundbesitz befestigte er seine Stellung als Finanzmann.

Er legte aber nur einen Teil seines Vermögens in Immobilien an, während er den Rest seiner Kapitalien für die Pachtung von Steuern und Staatsländereien verwandte. Attikus spekulierte in traulichem Verein mit den Steuerpächtern und war vielleicht der Spießgeselle Catos, dieses brutalen, skrupellosen, durchtriebenen Wucherers, der die Theorie des Reichwerdens so zusammenfaßte: „Geld und Grundbesitz zu konzentrieren, bildet den Endzweck des Lebens, durch Finanzspekulationen muß man neues Kapital schaffen, es zur Vergrößerung in Umlauf setzen und dann in neuem Grundbesitz anlegen." Attikus hieß der Fürst der Ritter; er nahm an allen Operationen teil, die die Stärke dieser Klasse ausmachten; Asien und Griechenland waren der Tummelplatz für seine Geschäfte, hier konnte er direkt oder durch Mittelspersonen Wucherzinsen von 3 und 4 Prozent pro Monat erhalten dadurch, daß er an Städte oder Privatleute lieh. Vielleicht stand er auch nicht mit an der Spitze der Steuerpächtergesellschaften, sondern war nur Aktionär; denn er war ein kluger Mensch und wollte das Odium der Habgier, dessen sich seine Konkurrenten erfreuten, nicht auf sich nehmen: er vermied es, persönlich zu erscheinen. Aber nichtsdestoweniger war er der treue und mitbeteiligte Bundesgenosse der Steuerpächter, die er mit Hilfe seiner zahlreichen Beziehungen gegen die Prokonsuln schützen konnte.

Nach der Schilderung seiner Biographen war er sehr rührig, immer auf der Hut und auf der Suche nach vorteilhaften Geschäften, ein gewiegter Rechner und ein kaltblütiger Wucherer. Er borgte Privatleuten und Vereinigungen;[22] seine Kundschaft umfaßte Delos, Mazedonien, Epirus, Griechenland und Ephesus. Seinen Schuldnern kam Attikus im Vergleich zu anderen Rittern scheinbar so anständig vor, daß sie ihm sogar Denkmäler setzten: was ihn aber gar nicht hindert, wie Cicero wenigstens versichert,[23] an allen möglichen größeren und kleineren Geschäften teilzunehmen und die monatlichen Zinsen bis auf das letzte As einzutreiben; er hatte eine feine Nase für die

Zahlungsfähigkeit seines Schuldners und wußte immer zur rechten Zeit seinen Säckel zu öffnen und zu schließen oder die Rückzahlung seiner Darlehen zu fordern. Er verlangte sichere Garantien, obzwar er mehr auf Roms Intervention rechnete, das immer bereit war, zugunsten seiner Bürger gegen auswärtige Schuldner auf den Plan zu treten. Nepos will uns glauben machen, daß die Teilnahme des Attikus an Wuchergeschäften in Rom unbekannt war, ja im Gegenteil, daß man ihn für einen freigebigen Literaten hielt, der nichts mit dem Treiben der Publikani und der Geschäftsleute gemein hatte. Nur schade, daß diesen kleinen Panegyrikus niemand glaubt.

Im übrigen scheinen seine Machenschaften bei den Römern wenig Anstoß erregt zu haben, da diese an ganz andere Geschäfte gewöhnt waren, die dazu gedient hatten, manches kolossale und allgemein geachtete Vermögen aufzubauen. 4 Prozent monatlich waren bei Darlehen an orientalische Städte etwas ganz Gewöhnliches. Manche verlangten von ihnen 75 Prozent pro Jahr oder sogar noch mehr.[24] An dieser wahnsinnigen Höhe des Zinsfußes war die Seltenheit des Geldes, das Risiko des Geschäftes und das Fehlen der Konkurrenz zwischen den Verleihern schuld, da die Ritter, um die Wuchergeschäfte zu monopolisieren, ein Syndikat gebildet hatten, das die Höhe der Zinsen zu bestimmen hatte.

Man könnte annehmen, Attikus habe es bei derartigen Geschäften bewenden lassen. Aber nein, nicht genug damit, beschäftigt er sich mit den Angelegenheiten der in Rom residierenden Senatoren, der erste beste kann seine Dienste in Anspruch nehmen, wenn nur ein Profit dabei herausschaut: ein jeder Gewinn, ob groß oder klein, lockt ihn; bei allem sucht er etwas herauszuschlagen. Als Cicero ihm diese kleine Schwäche zum Vorwurf macht, antwortet er ihm: „Viele kleine Bäche geben einen großen Fluß.“[25] Er veranstaltete Gladiatorenkämpfe; er gründete Fechterschulen, wo die Sklaven mit Eleganz und Grazie im Zirkus kämpfen und sterben lernten,[26] und Schreibstuben, wo Manuskripte kopiert wurden.[27] Dies ist das einzige Mal im ganzen Leben des Attikus, wo wir ihn als industriellen

Unternehmer, als Buchhändler und Verleger sehen. Von Sklaven die Werke irgend eines galanten Dichters oder eines Satirikers abschreiben zu lassen und dann zu verkaufen, war ein sehr einträgliches Geschäft, wenn das Buch nach dem Geschmack des Publikums war: man konnte 100 Prozent dabei gewinnen.[28] Einen Verlust hatte man dabei nicht leicht zu befürchten, denn was in Rom nicht ging, wurde in der Provinz gekauft, wo man weniger heikel war und auch weniger sorgfältig hergestellte Exemplare kaufte.[29] Der Buchhandel war zu lohnend, als daß Attikus ihn vernachlässigt hätte.

Aber auch damit war er noch immer nicht zufrieden. Um sein Vermögen zu vergrößern, benutzte er ein gemeines, damals jedoch sehr gangbares Mittel:[30] er veranlaßte kinderlose Frauen, Witwen und mannstolle alte Jungfern, ihn zu ihrem Erben einzusetzen. Cicero konnte sich, als er schon bei Jahren war, rühmen, von seinen Freunden über 20 Millionen Sesterzen vermacht bekommen zu haben.[31] Der Kaiser Augustus soll nach Suetons Angabe[32] nahezu anderthalb Milliarden Sesterzen (eine Viertelmilliarde Mark) an Legaten erhalten haben. Attikus erbte von einem alten römischen Wucherer außer einem großen Haus noch ungefähr 10 Millionen Sesterzen.

Auf solche Weise bereichert, kehrte er nach Rom zurück, dem Wohnsitz sämtlicher Nationen, wie sein Biograph sagt. Er verstand es, geschickt zwischen den Parteien zu lavieren, den Siegern zu schmeicheln und sich gegebenenfalls abseits zu halten; er gab sich für einen stillen Gelehrten und Bücherwurm aus und erwarb sich durch Geschenke und Darlehen viele neue Freunde: dies alles ermöglichte es ihm, ein stilles Leben zu führen und sein Riesenvermögen ohne Verschwendung und ohne den Aufwand eines asiatischen Luxus in Ruhe zu genießen. Außer in Ägypten legte er nun auch in Rom sein Geld in Immobilien an, er kaufte Häuser, nicht um eine Grille seiner Prunksucht zu befriedigen, sondern um aus dem Zins Gewinn zu ziehen; er kaufte Grund, nicht um Parks daraus zu machen, sondern um ihn nutzbringend zu bestellen;

er liebte die Behaglichkeit, nicht aber die Verschwendung; er kaufte gerne schöne Skulpturen, warf aber nicht Millionen für eine silberne Riesenvase oder für Edelsteine, für einen Zederntisch oder für einen Teppich hinaus. Er stellte seinen Geschmack und Kunstverstand in den Dienst glücklicher und einträglicher Spekulationen. Im Alter wurde er noch vorsichtiger: er zog die Kapitalien, die er in Kreditgeschäften und unsicheren Darlehen engagiert hatte, zurück und kaufte dafür Land und Zinshäuser in Rom und Neapel,[33] wo die Mietpreise sehr hoch waren. Nachdem er die Provinzialen ausgesaugt, begann er also jetzt die Ärmsten zu schinden, die ihres Grundbesitzes verlustig und aus ihren Dörfern verjagt die Stadtbevölkerung vermehren halfen.[34] An diesen Unglücksvögeln setzte er das Erpressungswerk fort, das die Großgrundbesitzer auf dem Lande angefangen, und lieferte so den Volksrednern Stoff genug, die staatliche Intervention zur Herabsetzung der Mietzinse forderten.

Grund kaufte er dann auch in den Vororten Roms, durch dessen Anbau für den großen römischen Markt er glänzende Erträge erzielte, ferner im Numantinischen, einer berühmten spanischen Weinlandschaft, in Toskana, Apulien, in den Bergen von Reate im Sabinerlande (dem heutigen Rieti) und in Kalabrien; er nahm auch Staatsländereien in Italien in Pacht, dieselben, die später die Beute von Senatoren und Rittern wurden, die sie zur widerruflichen Nutznießung bekamen und dann einfach behielten.

So war er allmählich zum Großgrundbesitzer geworden, und er fing nun langsam an, seine Besitztümer abzurunden; er kaufte Landhäuser in Antium, Bajä und Cumä, lauter berühmten Badeorten. Er zeigte sich in der Verwaltung seiner Güter ebenso geschickt wie in seinen Geldgeschäften: er verpachtete seine Länder, und überzeugt von der Minderwertigkeit der Sklavenarbeit, verteilte er seinen Grundbesitz zum Teil unter kleine Kolonen, die ihm einen Teil ihrer Erträge abliefern mußten; das übrige benutzte er als Weideland, ein Schicksal, dem große Teile Italiens mehr und mehr anheimfielen.

Wie die Grundbesitzer, von denen Seneca spricht,[35] besaß auch Attikus überall Landgüter, und sein einziger Wunsch war, sie möglichst zu erweitern. Reichsein war das Ziel jeglicher Tätigkeit in dieser Gesellschaft, wo die Steuerquote den gesellschaftlichen Rang bestimmte. Die steigende Akkumulation war Attikus durch seine Sparsamkeit erleichtert; er verbrauchte monatlich nie mehr als 3000 Sesterzen (500 Mark). In dieser Summe sind ohne Zweifel die Erzeugnisse seiner Ländereien nicht mit einbegriffen, die für den Unterhalt seines Hauses und die Führung seiner Wirtschaft aufkommen mußten. Sein Einkommen belief sich auf 12 Millionen Sesterzen (2 Millionen Mark); er scheint also doch geizig gewesen zu sein, trotz aller Euphemismen seiner Lobredner,[36] die erklären, er sei freigebig gewesen, aber nicht verschwenderisch, geschmackvoll, aber nicht prunkend, vielmehr bescheiden und einfach in seiner Lebensführung. Das deutet auch darauf hin, daß wahnsinniger Luxus nur auf ganz wenige beschränkt blieb.

Das ist also ein Bild eines der größten Geschäftsmänner dieser so bewegten Zeit, die vom Sturz der Republik bis zum Emporkommen des Kaisertums reicht. Unsere kurze Übersicht über die Geschäfte dieses „Fürsten der Ritter" kann uns einen Einblick in die Art der Unternehmungen und Operationen gewähren, die im ersten vorchristlichen Jahrhundert im Schwange war. Die Geschichte des Attikus ist die der zweitausend Reichen, die es nach Cicero in Rom gab und die die Herren des römischen Staates waren; die Geschichte des Ritterstandes, der, von bescheidener Herkunft, den Geldreichtum monopolisiert hatte und nun anfing, den Boden anzukaufen; er zerstörte dadurch die Grundlage der politischen Ordnung, er verschaffte dem Geld die Übermacht über den alten Geburtsadel, warf die ganze politisch-ökonomische Ordnung der Gesellschaft über den Haufen und schuf eine plutokratische Oligarchie, die zusammen mit Sklaverei und Pauperismus eine geschlossene dreigliedrige Kette bildete, deren einzelne Ringe untrennbar miteinander verbunden waren.

Wir haben jetzt Belege genug, um uns über den Charakter der Bankspekulationen und der Anwendungen des mobilen Kapitals ein Urteil bilden zu können.

Die römischen Kapitalisten warfen sich mit Leidenschaft dem Wucher in die Arme, sie machten Darlehensgeschäfte zur Grundlage ihres Reichtums oder sie spekulierten mit dem Grund und Boden. Sie kannten keine andere Kapitalsanlage als jene, die ihnen völlige Sicherheit bot, nämlich den Grundbesitz, oder die ihnen kolossalen Gewinn einbrachte, den Wucher. Das mobile Kapital tritt uns also nur als Wucherkapital entgegen. Der Wucher ist der Tummelplatz für alle möglichen Spekulationen im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt und während der Kaiserzeit. Er wird unter allen möglichen Formen ausgeübt, als einfaches Darlehen, die versura,[37] und als Bodmerei, als Seedarlehen; von der Hochfinanz wie von den kleinen Wucherern auf Wochen- und Tageszinsen. Diese fielen wie die Heuschrecken über die reichsten Länder her, und sie waren imstande, wahre Eldorados wie Asien binnen kurzem bis auf den letzten Pfennig auszusaugen. Die großen Wucherer nannten sich equites, Ritter, die bescheideneren nur negotiatores, Händler — sie sind die Italici, qui negotiantur, die Italiker, die Handel treiben, der griechischen Inschriften[38]—, aber auch die ganze Masse der kleinen Kaufleute, die Gallien, Germanien bis nach Samland, Spanien, Kleinasien, den fernen Osten überschwemmten und bis nach Norwegen, den Nil hinauf bis an die großen Seen, nach Madagaskar, nach Indien und China schifften, die die Grenzen uneroberter Länder unsicher machten und sich mit allem möglichen beschäftigten, Geld wechselten, auf Kredit verkauften, Felle, Wohlgerüche usw. kauften, die sich bei Gelegenheit auch als Gesandte verkleideten (libera legatio), sie alle waren ebenfalls Wucherer. Wenn man einigen Zahlenangaben Glauben schenken darf, so müssen diese Italici sehr zahlreich gewesen sein. So sollen zum Beispiel auf Befehl des Mithridates in Kleinasien an einem Tage 80000 Italiker (88 vor Christo), nach anderen 150 000 getötet worden sein. Man kann diesen Zahlen skeptisch gegenüberstehen, wie überhaupt

allen statistischen Überlieferungen antiker Schriftsteller. Wie sehr die Zahl der Toten bei mündlicher Überlieferung wächst, das können uns zum Beispiel die armenischen Massaker von 1895 und 1896 bezeugen. Wenn wir all das glauben wollten, was die Zeitungen darüber berichtet haben, so wären ja die Armenier längst vom Erdboden verschwunden. Ebensoviel ist auch von Zahlen getöteter Europäer in China zu halten. Kennen wir die genaue Zahl der Opfer der Bartholomäusnacht? Mithridates hat wohl sehr wahrscheinlich keine Statistik über die Ermordeten aufnehmen lassen, und die Römer konnten es nicht. Man vergrößerte die Zahl, um einen tiefen Eindruck in Rom hervorzurufen und es zur Rache anzustacheln.

Wie dem auch sei, die Zahl der in aller Welt zerstreuten Italiker war auf alle Fälle sehr beträchtlich: dies bezeugen die delischen Grabinschriften, dann die Tatsache, daß sie in der numidischen Stadt Certa die Verteidigung gegen Jugurtha organisieren konnten. Was wir aber hervorheben müssen, das ist ihr Unternehmungsgeist und ihre Habgier, die im Notfall immer auf die Hilfe der römischen Legionen rechnen konnten, denn jeder Kontraktbruch von seiten ihrer Opfer wurde mit Krieg und Plünderung bestraft.

Die Geldwirtschaft legte das Hauptgewicht auf Leihgeschäfte und umfaßte außerdem die Operationen der Steuerpächter, Lieferungen aller Art, Bergwerks- und Salinenunternehmungen, die Erbauung von Häfen und Wasserleitungen und Bauspekulationen. Der Handel kam erst in zweiter Linie und nach ihm erst Unternehmungen von industriellem Charakter.

Die Bauspekulation, mit der sich Attikus neben so vielem anderen auch noch befaßte, wurde mit Recht als eine der lukrativsten Einnahmequellen angesehen, zumal in Rom, wo Leute aus aller Herren Ländern zusammenströmten. Die reichen Ausländer, die Gesandten brauchten Villen, die Behörden schöne Häuser, die Proletarier Mietkasernen. Auch wollte jeder, der es sich leisten konnte, im eigenen Hause wohnen. Das ist ja heute noch der Ehrgeiz jedes Bourgeois in Ländern, wo mobiles Vermögen

wenig geschätzt wird. Wer seine Neigung nicht befriedigen konnte, der schloß sich mit anderen zusammen, um gemeinschaftlich ein Haus bauen zu lassen, das dann geteilt wurde.[39] Deshalb gab es in Rom so viele gemeinschaftliche Häuser: die Rechtsgeschichte hat uns genug Verordnungen über diese Art von Eigentumsrecht überliefert. Alles in allem hatten die Spekulanten hinreichend Gelegenheit, Geld zu machen, wenn sie Häuser bauten und sie verkauften oder vermieteten.

Diese Art Spekulation kam zu Ciceros Zeiten auf;[40] man baute sechs- oder siebenstöckige Miethäuser mit ganz kleinen, oft nur zwei- oder dreizimmerigen Wohnungen. Die Römer verbrachten den größten Teil des Tages auf der Straße und suchten nur nachts ihre Behausung auf. Aber selbst für diese armseligen Löcher war die Miete noch sehr hoch. Ein Beamter brauchte an Wohnungsgeld mindestens 30 000 Sesterzen (5000 Mk.).[41] Der mittlere Preis einer Wohnung betrug 2000 Sesterzen (340 Mk.).[42]

Es war also ein sehr einträgliches Geschäft, mochte man Massenquartiere für arme Leute oder herrliche Paläste für die Reichen erbauen. In den Vierteln, wo die Stadt sich noch ausdehnen konnte, nahmen die Grundstückspekulationen rasch überhand, die Kapitalisten feilschten um den Grund von brennenden Häusern, während das Feuer noch in ihnen wütete, und gleich nach Wegräumung des Schutts kamen schon Baumeister und Maurer. Eine andere Art von Spekulation betrieben die großen Grundbesitzer: rings um ihre Häuser errichteten sie Läden, in denen sie ihre Sklaven und Freigelassenen die Produkte ihrer Ländereien oder die in ihrem Hause angefertigten Gegenstände verkaufen ließen.[43]

Die Terrainspekulation stand daher in ebenso hoher Blüte wie der Wucher. Aulus Gellius[44] schrieb, wenn nicht immer die Brände drohten, die damals so häufig und entsetzlich waren, so sei der Häuserkauf die beste Kapitalsanlage: „. . . venum hercle dedissem res rusticas et urbicas emissem — bei Gott, ich würde den ländlichen Grundbesitz verkaufen und Grundstücke in der Stadt kaufen.“ Ferner konstatiert er das Sinken der ländlichen

Grundrente im Gegensatz zum Steigen der städtischen. Das erklärt uns den starken Umsatz von Häusern. Strabo[45] war erstaunt darüber, wie außerordentlich häufig in Rom Häuser gekauft und verkauft wurden. Man verwandte sein Kapital mit Vorliebe zum Ankauf oder Bau von Häusern, und man war in der römischen Geschäftswelt allgemein der Ansicht, ein Häuserblock bilde die solideste Kapitalsanlage. Er brachte viel ein, das Risiko war gering,[46] wenn man es bei den notwendigsten Reparaturen bewenden ließ.[47]

Ein Häuserblock warf einen Gewinn von 40 000 bis 60 000 Sesterzen (7000 bis 10 000 Mark) ab.[48] Cicero war glücklicher Besitzer von mehreren; einer allein brachte ihm jährlich 80 000 Sesterzen (14 000 Mark) ein.[49] Crassus zog aus der Vermietung seiner Häuser bedeutende Einkünfte.[50] Um sich den Ärger mit dieser ganzen großen Schar kleiner Mieter zu ersparen, vermieteten die Eigentümer oft einen ganzen Häuserblock an einen einzigen, der ihn seinerseits weiter vermietete: das hieß einer neuen Spekulationsmethode Tür und Tor öffnen, bei der die einzig Leidtragenden die kleinen Mieter waren; denn die Mietpreise stiegen dadurch nach der Schätzung des Rechtsgelehrten Paulus um ein volles Drittel.[51] Hier muß erwähnt werden, daß sich mangels guter Verkehrsmittel die Vorstädte nicht allzu weit ausdehnen konnten. Das niedere Volk mußte in elenden Löchern zusammengepfercht leben, wie uns noch die pompejanischen Ruinen beweisen, und diese Übervölkerung trieb die städtische Grundrente außerordentlich in die Höhe.[52]

Es gab noch eine andere Art von Spekulation, aber sie hatte lange nicht die Bedeutung und Verbreitung der Darlehen und Immobilienkäufe. So verband zum Beispiel der alte Cato, der sich als großen Patrioten aufspielte und bäuerliche Einfachheit predigte, in Wirklichkeit aber ein erbarmungsloser Wucherer, schwer reicher Großgrundbesitzer und in Geldsachen sehr geriebener Spekulant war, mit der Ausbeutung des Bodens durch Sklavenarbeit und mit Bankgeschäften auch andere Spekulationen, wie die Bodmerei und die Ausbildung von Sklaven, um sie zu

verkaufen.[53] Gute Sklaven, geschickt als Arbeiter oder in der Literatur wohl bewandert, erzielten auf dem Markte sehr hohe Preise; gute Tänzer, Köche und Musiker wurden mit fabelhaften Summen bezahlt, und auch Eunuchen, Schreiber, Ärzte und Pädagogen fanden leicht einen Käufer, der sich nicht lumpen ließ. Cato betrieb diese Sorte Spekulation: er kaufte Sklaven und ließ sie sowie die besten unter seinen eigenen ausbilden und verkaufte sie dann wieder. Diese Spekulation hat eher Ähnlichkeit mit den Praktiken unserer Viehzüchter, als daß sie einer zweckmäßigen Gutsverwaltung entsprang, von der Columella[54] sagte, ein gescheiter Herr müsse die Fortpflanzung seiner Sklaven begünstigen, kinderreiche Sklavinnen der Arbeit überheben und solche mit vier oder mehr Kindern gänzlich freilassen.

Dabei vergißt Cato aber durchaus nicht die Schiffahrt, er betreibt das wucherischste aller Wuchergeschäfte, die Bodmerei, das Darlehen auf Schiffe. Er lieh mit Vorliebe Seehandel treibenden Völkern, die gewöhnlich reichen Gewinn erzielen, und um sein Risiko zu vermindern, ersann er folgendes Verfahren: Einige fünfzig Kaufleute, die seine Schuldner waren, mußten eine Gesellschaft bilden und ebenso viele Schiffe ausrüsten; auf jedes dieser Schiffe hatte er außer seinem Gewinnanteil als Teilhaber noch seinen speziellen Anspruch. Auf jedem Schiff hatte einer seiner Freigelassenen seine Interessen zu wahren. So lief er die Gefahr eines Verlustes nur in dem Falle, daß die Gesellschaft durch den Untergang sämtlicher Schiffe ruiniert worden wäre, was doch so gut wie ganz unmöglich war.[55] Unter dieser Form der Versicherung auf Gegenseitigkeit fand Cato Verwendung für seine Kapitalien.

Andere betrieben die Ausbeutung von Bergwerken, in denen zuweilen bis 40 000 Leute beschäftigt waren, wie in den Silberminen bei Carthagena in Spanien. Man gründete Aktiengesellschaften zu ihrer Ausbeutung.

In seiner Klassifikation der verschiedenen Tätigkeiten weist Aristoteles dem Ackerbau den ersten Platz an, dann kommt der Handel und zum Schlusse erst die Industrie. Zum Handel rechnet er auch die Geldgeschäfte und den

Wucher; aber anstatt anzunehmen, er sei produktiv durch seine Vermehrung der Hilfsquellen für den menschlichen Unterhalt, erklärt er ihn für unfruchtbar. Er entringt dem Schoße der Natur keine neuen Schätze; er dient nur zur Ausbeutung des Menschen. Von dem Augenblick an, wo das Geld nicht mehr dazu da ist, zwischen den Individuen den Austausch gleichwertiger Objekte zu vermitteln, die sie je nachdem zu viel oder zu wenig haben, sondern wo der Zweck des Austausches der Gewinn ist, wird die Kunst, reich zu werden, zu einem Kriege aller gegen alle, zu der Kunst, sich gegenseitig zu berauben. Daher zögert er nicht, den Wucher in jeder Form zu verdammen, im großen wie im kleinen, die Darlehen auf Wochenzinsen wie die großen zinstragenden Kapitalanlagen.[56] So tadelt er alle Anwendungen des Geldes, die auf einer Ausbeutung des Menschen beruhen und die unbegrenzte Akkumulation des Geldes bezwecken.

So wie Marx die moderne Ökonomie, hat Aristoteles die antike kritisiert und die Bedingungen dieser Ausbeutung des Menschen durch den Menschen klargelegt. Aristoteles konstatierte, daß zu seiner Zeit der Wucher zu den Hauptzweigen des Gelderwerbs gehörte, und daß er in der antiken Ökonomie auf dem Darlehen zu Konsumzwecken beruhte. Seine Charakteristik der griechischen Ökonomie gilt in der gleichen Weise für die römische. Was betrieb Attikus, was schrieb Cicero anderes als die Rechtfertigung der Ausplünderungsmethoden der römischen Ritter?

Man lese die Dichter der Kaiserzeit, und man wird sehen, daß sie neben Anlagen in Immobilien keine andere Anwendung für das mobile Kapital wußten als den Wucher. Für Martial gilt der als reich, der ein hundertsäuliges Haus sein eigen nennt und seine Kasse voll baren Geldes hat oder der Riesenländereien, selbst am Nil, oder große Herden besitzt,[57] der sein Geld in Grundstücken, Häusern oder Darlehen angelegt hat und von einem Gefolge von Schuldnern umgeben wird.[58] Er sieht den Typus des Geschäftsmannes, des Reichen (des pecuniosus, wie Nepos Attikus nennt) in dem, der Geld ausleiht,[59] der

Grundstücke kauft, der Geld wechselt und verborgt,[60] der auf jede mögliche Weise Geld einnimmt, um seine Kasse zu füllen und eine lange Liste von Schuldnern aufweisen zu können. Was hält nun Martial für die beste Art und Weise, sein Geld zu verwenden? Es gibt nur zweierlei, es zu verleihen oder zu verzehren,[61] das heißt müßig auf dem Forum zu sitzen, den Bankier zu spielen, Münzen auf dem Tische klingen zu lassen, Geld mit Agio zu wechseln, Darlehen zu geben[62] oder schwelgerisch zu leben, in köstlichen Betten zu schlafen, aus kristallenen und murrhinischen Bechern zu trinken, eine feine Küche zu führen und sich mit einem langen Schwanz von Klienten, Pferden, Mätressen und Stutzern zu umgeben[63] und so das von Ahnen aufgehäufte Vermögen zu vertun. Wer so mit seinem Gelde umging, dem gab der Dichter diesen letzten Trost: „Du brauchst weder Feuer noch Diebe noch Schiffbruch zu fürchten oder dich über einen Schuldner zu ärgern, der Kapital und Zinsen in Abrede stellt[64] oder nicht bezahlt, oder über den Pächter, der seine Zahlungen einstellt.“[65]

Der Reichtum pendelte also zwischen zwei Polen, dem Wucher und dem Grundbesitz, hin und her.

Drittes Kapitel.

Der Großgrundbesitz.

Für Rom war der Grund und Boden von alters her von der größten Bedeutung. Als Roms Herrschaft noch auf Latium beschränkt war, brachten die Patrizier durch ihre Wuchergeschäfte die paar Jugera (Hufen Landes) in ihre Hand, die den Plebejern gehörten. Sie stürzten sie in Schulden, usurpierten dann ihr Land und dehnten so ihre Besitzungen immer weiter aus. Nach der Eroberung Süd- und dann Norditaliens, darauf Galliens, Griechenlands, der Balkanprovinzen und Kleinasiens eigneten sie sich auf mannigfache Art und Weise die besten Landstriche dieser Provinzen an; und zwar taten sie dies in trautem Verein mit den Rittern, den plebejischen Geldleuten, die ihren Reichtum in riskanten Wuchergeschäften gemacht hatten und ihn jetzt der größeren Sicherheit halber in Grund und Boden anzulegen suchten. So entstand das Latifundium, so die mächtige Klasse der Großgrundbesitzer, die die wirtschaftliche Entwicklung Roms aufs tiefste beeinflußte.

Die Idee des Latifundiums entwickelte sich parallel mit der fortschreitenden Konzentration des Grundeigentums in der Hand weniger Bodenmagnaten; im Zusammenhang damit machten auch die herkömmlichen Anschauungen über den Grundbesitz mancherlei Wandlungen durch. Die individuelle Aneignung des Bodens beruhte im Altertum auf einer anderen historischen Grundlage als im germanischen Mittelalter, daher war auch die Auffassung vom Grundeigentum eine andere.

In Rom verband sich der Begriff des Privateigentums ursprünglich mit der Bodenfläche, die eine Familie bestellen konnte, dem Heredium (Erbgut) von zwei Jugera (0,50 Hektar). Mit dem steigenden Einfluß des Sklavenwesens auf die gesamte Kultur erweiterten sich diese engen Grenzen immer mehr, bis die Geburtsstunde des Lati-

fundiums in des Wortes charakteristischer Bedeutung schlug. Als Latifundium galt anfänglich des Gegensatzes halber alles, was über die Bedürfnisse oder die Möglichkeit der direkten Bewirtschaftung durch die Familie hinausging. Vor Cato nannte man schon Flächen von 200 Jugera (50 Hektar) Latifundien. Das Landgut, das Cato beschreibt, war nur 240 Jugera (60 Hektar) groß. Zur Zeit Varros, ein Jahrhundert vor Christi Geburt, hatte sich der Begriff des Latifundiums vollständig geändert. Bei diesem Ackerbauschriftsteller bildeten erst 1000 Jugera (250 Hektar) ein Latifundium. Ein Jahrhundert nach Christi Geburt, das heißt zur Zeit des berühmten Agronomen Columella, galt das schon wieder als unbedeutend. Es gab schon damals Latifundien, die so ausgedehnt waren, daß ihr Besitzer sie nicht an einem Tage umreiten konnte.[1] Der Ehrgeiz der Reichen trachtete nach dem Besitz ganzer Provinzen, wie eine unheilbare Krankheit war die ingens cupido agros continuandi (die unbezähmbare Begier, ihren Besitz immer noch weiter auszudehnen) über sie gekommen.[2] Ihre Eitelkeit gefiel sich darin, allerorten Riesendomänen zu besitzen.[3]

Die Licinischen Gesetze waren von einer kleinen Oligarchie von Kapitalisten durchbrochen worden, die aus einigen Patriziern von altem Adel — dieser Adel war stark zusammengeschmolzen, nach dem Sturze Karthagos gab es in Rom nur mehr 15 wirklich alte Familien —, aus vielen Freigelassenen und aus Emporkömmlingen bestand, die durch Geldgeschäfte ihren Reichtum gemacht hatten.[4] Die Erde wurde das Ziel ihrer unersättlichen Habgier, sie beraubten die Bauern, verjagten die kleinen Grundbesitzer und ersetzten sie durch Sklaven, die die Kriegsgefangenen und die besiegten Völker im Überfluß und zum billigsten Preise stellten. Die Schriftsteller jener Zeit berichten mit schmerzlichem Zorne von dieser widerwärtigen systematischen Vertreibung der Bauern von Hof und Herd. Sallust[5] beklagt das Schicksal der armen, alten Eltern der Soldaten; mächtige Nachbarn verdrängen sie von ihrem kleinen Besitz, während ihre Söhne in der weiten Welt für Roms Ruhm und Größe fechten. Horaz[6]

erzählt, wie der Reiche die Grenzsteine auf den Feldern seiner Klienten umstürzt und ihren Besitz widerrechtlich mit Beschlag belegt, während der Bauer mit seinem Weib, seinen Kindern und seinen Penaten ins Elend wandert. Mit Schmerz spricht Titus Livius[7] vom Volskerlande, wo einst freie Leute saßen und jetzt nur mehr Sklaven hausten, die als einzige Lebewesen die traurige Öde dieser trostlosen Wüste unterbrachen. Die Latifundien entstanden im Anschluß an die Konzentration des mobilen Kapitals mit unheimlicher Geschwindigkeit, so daß der Tribun Philippus eines schönen Tages nicht ganz mit Unrecht sagen konnte: „Es gibt keine 2000 Leute in Rom, die Grundbesitz zu eigen haben."[8] Das ist natürlich übertrieben, wie wir auch noch später zeigen werden. Ebenso haben die lateinischen Schriftsteller die Konzentration des Grundbesitzes stark aufgebauscht. Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt gehörte es zum guten Ton, gegen die Großgrundbesitzer loszuziehen. Die unbarmherzige Habgier der Reichen und die Vertreibung der freien Kleinbauern bildeten ein unerschöpfliches Thema, das die jungen Leute in den Rednerschulen zu Tode ritten. Es stand ungefähr auf derselben Höhe wie das alte Lied von der Vestalin, die den süßen Worten ihres Liebhabers lauscht und darüber das heilige Feuer verlöschen läßt; über jeden dieser beiden Stoffe disputierten die fortschrittlichen und revolutionären Geister mit gleichem Feuer. Rhetoren wie Quintilian[9] und Seneca und Romanschriftsteller wie Petronius fanden hier ein Sujet nach ihrem Geschmack. Die Übertreibungen des älteren Seneca[10] über den Privatbesitz von Ländern, die früher ganzen Völkern gehörten, und die seines Sohnes: „Unübersehbare Herden weiden da, wo sich einst Provinzen und Königreiche ausdehnten;"[11] „ein Land, wo früher ein ganzes Volk wohnte, wird nun einem einzigen Herrn zu eng;" „was einst ein Königreich hieß, ist jetzt nur mehr ein Landgut"[12] — alle diese Übertreibungen stehen würdig neben denen Petrons in seinem Gastmahl des Trimalchio: „Den 26. Junius wurden auf dem Gute bei Cumä 30 Knäblein und 40 Mägdlein geboren; 400 000 Scheffel Getreide wurden

auf die Dreschtenne geschafft, 500 Rinder wurden unter das Joch gespannt."[13] Trimalchio will Sizilien seinen Gütern angliedern, um nach Afrika reisen zu können, ohne den Fuß aus seinem Eigentum zu setzen. Und das ist noch lange nicht das Tollste an Karikatur; der Reiche, von dem Seneca erzählt, ist noch ehrgeiziger: er will das Mittelmeer von seinen Besitzungen umschlossen sehen.

Wir müssen also immer von den Übertreibungen abstrahieren, mit denen rhetorischer Überschwang seine Schilderungen römischen Prunkes und Reichtums auszuschmücken liebte. Ammian Marcellin[14] kennzeichnet die Eitelkeit der römischen Senatoren, die gern die Größe ihrer Besitztümer und Einkünfte ins Maßlose aufbauschten. Die Schriftsteller selbst konnten sich von übertreibenden Verallgemeinerungen nicht immer freihalten; obwohl ihnen nur dürftige und mangelhafte Berichte über die so mannigfach wechselnden Verhältnisse des Riesenreiches zur Verfügung standen, so übertrugen sie doch das, was einer Gegend eigentümlich war, leichten Herzens auf die oder jene andere, auf ganz Italien zum Beispiel, was vielleicht nur für die allernächste Umgebung von Rom galt. Wie schwer ist es ja selbst heute noch, wo doch die Nationalökonomen die Ergebnisse großer Enqueten zur Hand haben, die Größe und Verteilung des Grundbesitzes und des mobilen Kapitals in den einzelnen Ländern Europas einwandfrei festzustellen. Um wieviel mehr dann damals, wo den römischen Schriftstellern nur so unvollkommene, spärliche Auskünfte zu Gebote standen? Man kann also ihre Ansichten nur mit der allergrößten Vorsicht aufnehmen.

Zuweilen verallgemeinern auch moderne Schriftsteller allzu unüberlegt. Sie berufen sich zum Beispiel auf das Zeugnis des heiligen Cyprian,[15] der niemals Afrika verlassen hat, und führen die Stelle an, wo er den reichen Afrikanern vorwirft, daß sie die Armen von ihrem Land verjagen, um ihren eigenen Besitz ins Ungemessene zu vergrößern. Daß Afrika das Land des Latifundiums war, erzählt uns Plinius[16] und das haben uns auch neu entdeckte Inschriften bewiesen, in denen richtige Gesetze für

die großen afrikanischen Besitzungen von Privatleuten oder des Kaisers niedergelegt sind;[17] aber Afrika war nicht Italien oder Gallien, die Grundbesitzverhältnisse und die wirtschaftliche Lage von Tunesien kann man nicht so ohne weiteres auf das ganze Reich übertragen.

Unter diesem Vorbehalt wollen wir die Existenz des Latifundiums und auch seine große Bedeutung für die römische Wirtschaft nicht in Abrede stellen. Wie gefahrvoll diese Bedeutung war, bezeugt uns nicht nur des Plinius' berühmter Ausspruch: „Latifundia perdidere Italiam et provincias — die Latifundien haben Italien und die Provinzen zugrunde gerichtet",[18] sondern auch die Botschaft des Tiberius an den Senat.[19] Er weist ihn auf die Schäden hin, die die Gesellschaft heimsuchen, er geißelt neben dem Kleiderluxus, der Schlemmerei und der Überzahl der Sklaven vor allem die villarum infinita spatia, die endlose Ausdehnung der Landgüter, die man zu verkleinern trachten müsse.[20]

Die Wiege des Latifundiums in Italien war das Gebiet der Stämme, die im Italikerkriege im Anfang des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt die Waffen gegen Rom erhoben hatten, das Sabinerland, Latium und die Abruzzen, Lukanien, Apulien, Samnium, Picenum und Kampanien. Die Empörer wurden aus ihren Wohnsitzen vertrieben oder ausgerottet und riesige Länderstrecken zu römischem Staatseigentum gemacht. Auch die Punischen Kriege begünstigten die Bildung des Latifundiums. Sie verwüsteten die Länder und Städte von Süditalien, ja sie entvölkerten es fast völlig,[21] nachdem es durch die Kriege Lukaniens gegen Großgriechenland ohnehin schon furchtbar dezimiert worden war.[22] Durch Kriege und Malaria verödet, schienen diese Länder auf eine wirtschaftliche Invasion durch römische Kapitalisten nur zu warten, sie warfen sich dem Latifundium sozusagen von selbst an den Hals.

Dieser Plünderungszug wandte sich erst später nach Norditalien und Gallien, als Rom der Habgier und Prunksucht der Senatoren schon weite, beinahe wüste Gegenden erschlossen hatte, wie Thrazien, Bithynien und

Afrika. Erst im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt hatten die Römer mit dem Schwert in der Faust die Unterwerfung von ganz Italien bis zu den Gipfeln der Alpen beendet. Sie gründeten nun eine Reihe von Kolonien, um das Werk der Eroberung zu befestigen. Diesen Zweck verfolgten die Römer in Gallia Cis- und Transalpina, der Poebene und Südfrankreich, während die samnitischen Kolonien ein im Kriege entvölkertes Gebiet von neuem besiedeln[23] und die kampanischen Ödländer der Kultur zurückgeben und besitzlosen Bürgern Arbeit bieten sollten. Im Norden der Halbinsel verlangten militärische Rücksichten die Kolonisierung,[24] im Süden dagegen ökonomische: Rom legte hier den Grund zu seiner Wirtschaftsverfassung. Zwischen den beiden Teilen Italiens bestand ein durchgehender Unterschied, in der Verwaltung wie in der Wirtschaft. Als Sulla Oberitalien aus politischen Erwägungen von Italien im engeren Sinne trennte, war er sich klar bewußt, daß dieser Verschiedenheit in der Verwaltungsorganisation auch ein tatsächlicher Gegensatz zwischen Nord und Süd entsprach, vor allem in der sozialen Lage der Bevölkerung.

Um den Konzentrationsprozeß des Grundeigentums zu verstehen, müssen wir kurz auf die verschiedenen Eroberungsmethoden der Römer und ihre Anschauungen über die Behandlung besiegter Völker eingehen. Freilich auf die klassischen Rechtsgelehrten dürfen wir uns dabei nicht berufen, denn das Recht, das sie vertreten, hat wenig mehr zu tun mit der Zeit, da Italien und die Provinzen römisch wurden; wir müssen uns an andere Quellen halten, um Aufschluß darüber zu erhalten, warum Rom den italischen Völkerschaften gegenüber eine besondere Politik verfolgte und den italischen Grundbesitz von dem provinzialen schied.

Es scheint, daß bei der Eroberung Italiens alles Land besiegter Völker den damit Belehnten gegen die Zahlung einer jährlichen Abgabe (vectigal) an den Staat als Anerkennung seiner Oberhoheit überlassen wurde (concessio) — mochte es nun einzelnen Bürgern (ager viritanus) oder Kolonien (ager colonicus) angewiesen (as-

signatio) oder von den Quästoren verkauft werden (ager quaestorius). Aber dieser Zins wurde durch die lex agraria, das Ackergesetz vom Jahre 111 vor Christi Geburt, das letzte der drei antigracchischen Gesetze, aufgehoben.[25] Man fügte so dem ager Romanus, dem Boden der römischen Mark, ein gut Teil des ager Italicus, der italischen Feldmarken, an, indem man diesen wie jenen dem dominium (der Herrschergewalt des Staates) unterstellte. Das bedeutet einen entscheidenden Schritt weiter in der Romanisierung Italiens, die dann vor dem Sturze der Republik ihre Vollendung fand.

Im Gegensatz dazu galt der Grundbesitz außerhalb Italiens als Kriegsbeute und wurde infolgedessen zum Domanialland geschlagen. Der Staat überließ ihn dann an Privatleute durch eine Art Kontrakt, analog dem Mietkontrakt, zur Nutznießung, mit der Verpflichtung, jährlich eine bestimmte Summe in den Staatsschatz zu zahlen[26] als Anerkennung seines Dominiums.

Diese Auffassung von den Rechten des Staates gegen das eroberte Gebiet bot der Habsucht der landgierigen Senatoren und Ritter ein weites Feld.

In Italien nahm Rom den besiegten Völkern nur einen Teil ihres Gebietes ab, gewöhnlich ein Drittel, manchmal auch die Hälfte oder selbst zwei Drittel. Daß das gesamte Land in Besitz genommen wurde, kam äußerst selten vor, und dann immer nur als Bestrafung. Capua traf ein derartiges Los,[27] ebenso viele Munizipalstädte in Etrurien, Samnium und Lukanien, die Sulla für ihre Teilnahme am Bürgerkrieg züchtigen wollte. Die meisten Kriege gegen italische Völkerschaften endigten nicht mit ihrer Vernichtung, sondern einfach damit, daß ihnen eine Buße auferlegt wurde;[28] sie wurden von ihrem Grund und Boden nicht vertrieben, oft erhielten sie noch Land dazu.

Die früheren Besitzer wurden einer Zenturie (Hundertschaft) zugeteilt oder ruhig als cives sine suffragio et jure honorum, als Bürger ohne Stimm- und Ehrenrecht auf den benachbarten Feldern belassen, die man als agri limitanei (Grenzgebiete) bezeichnete.[29]

Die römische Eroberung rief in Italien keine großen Umwälzungen in der Zusammensetzung des Grundeigentums hervor, weil den ansässigen Völkern Land genug blieb, das von jeder Abgabe frei war. In den Provinzen beließ man die früheren Besitzer zwar auf ihrem Grund und Boden, aber sie hatten Tribut zu entrichten und erhielten nur auf Widerruf die Erlaubnis, ihr Land zu bestellen. Sie hatten, und zwar unter recht drückenden Bedingungen, nur den Nießbrauch des Bodens, der einst ihr Eigentum gewesen war. Mit einem Worte, sie konnten ihren Besitz von einem Tag zum anderen verlieren, ganz nach den Bedürfnissen und Launen des eigentlichen Eigentümers, des römischen Volkes, dessen Pächter sie nur waren. Es hieß das dem uralten Gewohnheitsrecht Geltung verschaffen, wonach jeder Besiegte seinen Besitz verliert, da die Eroberung jedes gesetzliche Band zwischen dem Boden und der Person zerreißt. Die Einwohner der Provinzen waren also nicht Eigentümer (domini), sondern bloß Nutznießer (possessores, „Besitzer"). Und doch kam das in Wirklichkeit auf dasselbe hinaus, denn der Grundbesitz paßte sich in jeder Form, wenigstens äußerlich, den römischen Rechtsbegriffen von Eigentum (dominium), Besitz (possessio), Lasten (servitutes) und Verpachtung (locatio) an.

In Italien war der Boden in zwei Kategorien geteilt, den ager publicus, der dem römischen Staate gehörte und kolonisiert oder verpachtet wurde, und den ager privatus, der den früheren Besitzern blieb, aber ohne Roms Genehmigung nicht verkauft werden durfte. Der Zweck dieser Verfügung ist unklar. Vielleicht zielte sie auf eine Schwächung der einheimischen Bevölkerung und die Unterdrückung der Konkurrenz ab, um dem Staate die Möglichkeit zu sichern, den Grund nach seinem Belieben kaufen zu können;[30] aber trotzdem bleibt eine so hochwichtige Maßnahme unverständlich, denn Rom hätte doch ganz einfach auch hier von seinem Kriegsrecht Gebrauch machen, das Land konfiszieren und dann seinen alten Besitzern verpachten können.

Der ager publicus umfaßte beträchtliche Gebiete: der größte Teil entstammte, wie schon gesagt, Eroberungen;

dazu kamen noch in Italien und den Provinzen herrenlose Güter und Legate und Erbschaften, die die tributpflichtigen Könige aus Freigebigkeit oder sonst einer Ursache Rom vermachten. Die Wälder und Weiden, die dazu gehörten, waren von der Verteilung ausgeschlossen; ihre Benutzung blieb für alle gemeinsam, und jeder Bürger hatte das Recht, sein Vieh hinzuschicken und das für seinen Haushalt nötige Holz zu fällen. Nur äußerst selten überwies der Staat Wald oder Weiden einem einzelnen zur ausschließlichen Benutzung unter der feierlichen Form der Assignation; gewöhnlich verpachtete er sie um einen bestimmten Betrag für das Stück Vieh. Der Zins war, wie alle Einkünfte aus dem ager publicus, an eine Gesellschaft von sogenannten Publikani verpachtet, die durch die Berechtigung sichergestellt waren, alles Vieh, das unberechtigt dort weidete, zu pfänden. Um eine schwache Vorstellung davon zu geben, mit was für Mitteln diese Gesellschaften zur Steigerung ihres Profits arbeiteten, sei nur daran erinnert, daß ihr Einfluß auf den Staat stark genug war, um eine abermalige Ausschreibung der Verpachtungen durchzusetzen, wenn sie mit der ersten nicht zufrieden gewesen waren.[31] Der ager publicus war eine reiche Fundgrube für die Ritter. Daher fanden auch die Agrargesetze, die diese Ländereien in abgabenfreie Assignationen umwandeln sollten, keine heftigeren Gegner als die Ritter, an die die Abgaben verpachtet waren.

Diese Art der Bodenausnutzung hatte unter der Republik große Bedeutung gewonnen. Die Verpachtung des staatlichen Grundes und Bodens stellte für den Staatsschatz eine unerschöpfliche Einnahmequelle dar; dafür machte wiederum das Weiderecht einen bedeutenden Teil des Privatvermögens aus. Schon allein die Maßregeln, die die Agrargesetze trafen, um eine gleichmäßige Verteilung zu garantieren, wären Beweis genug dafür; aber auch andere Tatsachen, wie die große Zahl von Viehhirten,[32] bezeugen, wie große Gebiete Weideland waren. Sicherlich waren die Weiden schon zur Zeit des Bürgerkriegs zum Monopol der Reichen geworden, die sie mit

Gewalt an sich gerissen hatten. Das Rind des Bauern, die Ziege des Armen hatten den großen Herden der Publikani und reichen Viehzüchter auf den Gemeindeweiden Platz machen müssen. Die Agrargesetze suchten zwar diesem Zustand zu steuern, aber vergebens. Alle Gesetze wurden umgangen: sein Vieh auf eigenem Boden zu weiden, wo man es auf die staatlichen Wiesen schicken konnte, schien eine Verschwendung, die eines sparsamen Landwirtes nicht würdig war.[33] Im Laufe der Zeiten hatten sich ein paar Leute in den dauernden, erblichen und abgabenfreien Genuß des Weiderechtes auf dem ager publicus gesetzt, und nachdem dieses Verfahren erst einmal in der Lex Thoria seine gesetzliche Bestätigung gefunden hatte, hatte das mit Sicherheit das gänzliche Verschwinden des Staatslandes zur Folge. Der ager publicus bildete den Ursprung für die großen Latifundien der Senatoren und Ritter und sicherte ihnen so die wirtschaftliche und politische Vorherrschaft in Italien und den Provinzen. Und dabei kostete diese Neuerwerbung nicht das geringste Opfer, nicht einen Pfennig, sondern nur einen Gewaltstreich: sie weigerten sich ganz einfach, den Jahreszins weiterzuzahlen, und verwandelten so die Staatsdomänen in Privateigentum.

Die Bildung des Großgrundbesitzes ging aber auch noch auf anderem Wege vonstatten.

Ein Teil des ager publicus war römischen Bürgern angewiesen worden oder hatte zur Einrichtung von Kolonien gedient. Rom schuf sich so vorgeschobene Posten an seinen Grenzen, in frisch erobertem Gebiet, um sein Ansehen zu wahren, und Gemeinwesen, die ganz nach dem Vorbild der Mutterstadt gebildet waren und lateinische Kultur rings um sich her verbreiten mußten. Eine derartige Kolonie nahm nie einen größeren Platz ein; sie behielt immer den Charakter eines verschanzten Lagers und einer Handelsniederlassung. Bei den Landanweisungen beriefen die Römer immer gerade so viel Bürger, als es Land zu verteilen gab. In den Kolonien, die nur einen beschränkten Raum einnahmen, hing die Größe des Landanteils, der auf jeden entfiel, von der Zahl der Einwan-

derer ab.[34] Die Größe des Grundstücks, das jeder Kolonist zuerteilt erhielt, schwankte je nach der verfügbaren Bodenfläche, die zur Verteilung kam, und der Anzahl der Kolonisten. Später machten sich zwei Übelstände in immer wachsendem Maße gleich fühlbar: einmal gewöhnte sich die Plebs immer mehr an das Nichtstun, auf der anderen Seite brachte die Sklavenarbeit die freie Arbeit in schwere Bedrängnis. Um dem Kolonisten gegen diese gefährliche Konkurrenz den Rücken zu stärken, war es notwendig, die Größe der verteilten Grundstücke zu erhöhen.

So entstanden inmitten der eroberten fremden Völkerschaften kleine Oasen römischen Grundbesitzes, die natürlich dem besten und fruchtbarsten Boden, den agri culti[35] entnommen waren und Sümpfe, Gebirgsland und unbrauchbaren Boden ausschlossen. Die Kolonien blieben in der Ebene; die kleinen Grundstücke der Kolonisten lagen hier eines neben dem anderen in Gestalt von aufeinanderfolgenden Quadraten, Rechtecken oder schmalen Landstreifen. Noch heute weist dort das Netz der Wegraine, das die Felder mit mathematischer Strenge einteilt, auf römischen Ursprung hin und zeigt, wie weit die Grenzen des von den römischen Kolonisten bebauten Bodens gegangen sind, eine wichtige Entdeckung für die Geschichte der Romanisierung unterworfener Völker. Die Gebirgsgegenden wurden vernachlässigt. Über die Kolonisierung der romagnolischen Ebenen schreibt Elisée Reclus:[36] „Folgt der Reisende der Emilischen Straße zwischen Cesena und Bologna, so sieht er mit Erstaunen, daß von der großen Straße in immer gleichen Abständen lauter parallele, gleichartige Wege senkrecht abgehen. Sie ziehen alle nach Nordosten nach der Polesina zu und werden unter rechtem Winkel von anderen, genau ebenso regelmäßigen Pfaden gekreuzt, so daß ein Feld wie das andere aussieht. Von den Ausläufern der Apenninen aus gesehen, gleicht das ganze Land einem Schachbrett mit grünen oder gelben Feldern, und wie Detailkarten zeigen, ist der Boden in diesen Bezirken tatsächlich in geometrisch genaue Rechtecke von 714 Meter Seitenlänge und ungefähr 51 Hektar Fläche eingeteilt."

Diese Assignationen gleich großer Anteile trugen bereits den Keim zur allmählichen Entstehung des Latifundiums in sich, und zwar aus folgender Ursache: Die Römer hatten bei der Gründung ihrer Kolonien nicht an die Unterdrückung von Faktoren gedacht, die eine regelmäßige Fortentwicklung der kleinen Einzelwirtschaften beeinträchtigen mußten. Sie hatten es unterlassen, der Usurpation, der widerrechtlichen Aneignung von Staatsland, die dem Gedeihen der Kolonien gefährlich werden konnte, einen Riegel vorzuschieben. Ja man ließ zuweilen schon bei der Gründung, bei der Verteilung des Landes an die Kolonisten das Prinzip der Gleichheit außer acht, obwohl das die einzige Sicherheit für den Bestand und das Gedeihen der Kolonie bot. Nicht allein, daß wohlverdiente Bürger doppelte und dreifache Anweisungen auf Staatsland oder eigene Weiden erhielten,[37] sondern es blieben auch manche Grundstücke für etwelche politische Persönlichkeiten reserviert,[38] ohne daran haftende Verpflichtung indes, sich auch auf diesem Boden niederzulassen und in der Kolonie zu wohnen. So erhielten viele Patrizierfamilien den Löwenanteil und dadurch gewaltige Macht; zugleich hieß das auch das Prinzip des Absentismus offiziell anerkennen.

Diese Ausnahmeanweisungen gebaren fortzeugend immer neue, noch größere Ungerechtigkeiten. Sulla verteilte Land an seine 120 000 Soldaten und schenkte dann seinen Freunden das gesamte Gebiet der Munizipalstädte, die gegen ihn Partei ergriffen hatten und die er nun mit der Konfiszierung ihres Landes bestrafte. So kam nicht allein viel Land, das seinen politischen Gegnern gehört hatte, in andere Hände, diese Verteilungen von Staatsgut schufen auch eine Klasse von Großgrundbesitzern im Herzen der Kolonie selbst. Cäsar folgte Sullas Beispiel, so daß sich auf diese Weise viel gutes Land, das leicht zur Kolonisierung hätte dienen können, in den Händen weniger Günstlinge konzentrierte.

Große Länderstrecken, Brachland, Wiesen und Wälder, hatte der Staat überhaupt von der Verteilung ausgeschlossen und als Domäne zurückbehalten.[39] Nun war das

Triftrecht der Kolonisten auf den Staatsweiden abhängig von der Ausdehnung ihres Grundbesitzes; da diese bevorzugten Günstlinge mehr Land zu eigen hatten als die gewöhnlichen Kolonisten, mithin auch größere Ansprüche auf das Weideland, so war es ihnen ein leichtes, es sich ganz anzueignen und dem allgemeinen Gebrauch zu entziehen.[40]

Alle diese Erwägungen berechtigen uns zu der Behauptung, daß, da diese besonderen Landanweisungen eigentlich schon Latifundien darstellen, das römische Latifundium von allem Anfang an schon als ein Ganzes, als eine Einheit entstanden ist. Erst in der Folgezeit ist es dann durch die Akkumulation des Bodens weiter gewachsen. Daß schon an dem Tage, wo die Kolonie gegründet wurde, einigen wenigen weite Strecken Staatslandes zugeschanzt wurden, das hieß den Kolonisten den Moloch auf den Nacken setzen, der sie dann verschlingen sollte. Das Latifundium war der jüngere, aber stärkere Zwillingsbruder der Kolonie. Infolge der verhängnisvollen Anziehungskraft des Großgrundbesitzes auf den kleinen sog er diesen allgemach in sich auf und wuchs und gedieh dabei vortrefflich. An ihrem eigenen Busen zog sich also die Kolonie das Ungeheuer groß, das sie später verschlingen und in ein weites Latifundium verwandeln sollte.

Daneben drängten auch noch andere Ursachen auf diese Umwälzung hin. Eine ganze Menge Kolonien hatten nur einen sehr vergänglichen Erfolg, wie es auch bei den Elementen, aus denen sie bestanden, vorauszusehen war. Die Ansiedler der ersten Kolonien waren ein kraftvolles, fruchtbares Bauernvolk; ihr Überfluß an Land trieb sie, viele Kinder zu zeugen, und so wuchsen immer zahlreichere Geschlechter von Bauern und Kriegern heran. Sie halfen die Zahl derer vermehren, die in dem bunten Durcheinander von Sprachen und Rassen Lateinisch sprachen. Aber als sich die Verhältnisse der Arbeiterschaft in Italien änderten, lernten diese Bauern traurige Zeiten kennen. Vermögen und Kapitalien besaßen sie nicht. Eigenbrötler, die sie auch in ihrem Ackerbau waren, wurden sie mit Leichtigkeit von der höher organisierten, weil vergesell-

schafteten und kombinierten Sklavenarbeit verdrängt. Auch das entzog viel bebauten Grund und Boden langsam der Kultur.

Die Kolonien der späteren Zeit bestanden aus Männern, die ihr Leben dem Waffenhandwerk geweiht hatten und viel lieber auf Beute und Abenteuer ausgingen, als daß sie friedlich den Acker bestellten. Altgediente Krieger waren es, die zum Ackerbau weder Vorkenntnisse noch Neigung besaßen, ihr Attribut war nicht der Ochs hinter dem Pfluge, sondern Roms sieggekrönte Adler. Es waren unruhige Gesellen, die in der Hauptstadt den Parteihader und die politischen Wirren hatten vermehren helfen; sie waren gewohnt, im Gefolge von Politikern und unter dem Schutz von hochgestellten Verbrechern zu leben. Besitzlose Bürger, freie Arbeiter ohne Arbeit, waren sie jederzeit bereit, auf Abenteuer auszugehen, ganz gleich, welcherart diese waren. Wahrscheinlich verlangten sie oftmals nur Land, um es so bald wie möglich wieder zu veräußern. Die Kosten der Rodung und die Entfernung von bewohnten Stätten erschwerten den aus Rom kommenden Proletariern die Niederlassung auf dem assignierten Boden ungemein, wobei vielleicht auch die Natur des Landes den Erfolg oft zweifelhaft erscheinen lassen mochte.

Die Einführung der Söldnerheere stellte die gesamte soziale Ordnung in Rom vollständig auf den Kopf, weil jetzt Krieg und Militärwesen den Ackerbau aus seiner bisherigen Stellung im Wirtschaftsleben verdrängten. Die Plebejer hatten keinen Grund mehr, sich durch die Feldarbeit ein unabhängiges und sorgenfreies Leben zu sichern, jetzt, wo es ihnen der Krieg viel bequemer machte und ihnen vollauf Gelegenheit zum Reichwerden bot. Wer einmal das Leben im Felde gewohnt war, eignete sich schlecht für das friedliche Landleben, und so wuchs die Masse der deklassierten Abenteurer in dem Maße, wie die Kriege außerhalb Latiums zunahmen. Dieser Widerwille des römischen Volkes gegen die Feldarbeit läßt die Vermutung aufkommen, daß die Agrarbewegung in Rom zum großen Teil nur eine künstliche Mache war; für einen Politiker mußte sie wohl ein glänzendes Wahlprogramm

abgeben. War jedoch das Land verteilt und die lautesten Schreier mit Weib und Kind in das gelobte Land Kanaan abgegangen, so kamen sie bald wieder zurück, unzufrieden und entmutigt, der harten Arbeit überdrüssig und abgeschreckt durch die Enttäuschungen, die die ersten Pioniere der Kolonisation erwarteten. Sie überließen das Land, das ihnen assigniert war, einfach wieder dem Staate oder dem reichen Gläubiger, der ihnen Vorschüsse gegeben hatte.

In den zuletzt gegründeten Kolonien gab es überhaupt keine richtige Kolonistenbevölkerung; Land genug war wohl da, aber keine Arbeitskräfte, es zu bestellen. Im allgemeinen zogen die Veteranen den Aufenthalt in dem Land vor, wo sie lange Zeit hindurch gedient hatten und halfen dort die Bevölkerung vermehren, während sie sich in Italien als schlechte Familienväter zeigten.[41] Tacitus sagt: „Sie waren nicht dazu angetan, der Entvölkerung zu steuern. Sie zerstreuten sich fast alle und kehrten in die Provinzen zurück, wo sie gedient hatten. Heirat und Familie verabscheuten sie. Kolonien wie früher, die rasch zu einer Gemeinde Gleichgesinnter geworden waren, in denen die Bürger ein Herz und eine Seele waren, gab es nicht mehr. Jetzt kannten die Kolonisten einander kaum, ohne Oberhaupt lebten sie, ganz wie der Zufall sie zusammengeführt hatte, kurz eine Menge ohne jeden inneren Zusammenhang — numerus magis, quam colonia!“[42]

Die Äcker Kampaniens, die Cäsar seinen unruhigen und lasterhaften Soldaten angewiesen hatte, lagen tatsächlich bald wieder verlassen da. Das herrliche Falernergefilde wurde 340 vor Christi Geburt in Losen von drei Jugera unter die Plebejer verteilt; einige Jahre später war es in die Hände einiger weniger Großgrundbesitzer übergegangen. Ebenso verlor Präneste, das Sulla mit Truppen besiedelt hatte, in nicht ganz zwei Jahrzehnten allmählich sämtliche Kolonisten. Die Militärkolonien wurden, falls sie nicht schon den Todeskeim in sich trugen, bald wahre Invalidenspitäler; und Augustus' Gründungen, deren Aufblühen und Wachstum das Monumentum Ancyranum[43] preist, waren Leichen. Casilinum lag in den letzten Zügen, Tivoli war verödet, Acerrä und Cumä

verlassen.[44] Waren die Veteranen gestorben — Tacitus führt als Beispiel die Kolonien Antium und Tarent an[45] —, so fanden sie keine Nachfolger: die Kolonien blieben leer.[46] Vielen Kolonien war ein vorübergehender Glanz beschieden, wie Ateste (Este);[47] andere strahlten Meteoren gleich einen Augenblick auf, um alsobald wieder im Dunkel zu versinken. Nach Cremona, berühmt ob seiner Fruchtbarkeit und seines Getreidereichtums, kamen 222 vor Christi Geburt 6000 Veteranen mit ihren Familien; 32 Jahre später, also 190, war die Kolonie bereits so entvölkert, daß wiederum 6000 Familien hingesandt werden mußten, um ihr frisches Blut zuzuführen. Handelte es sich um Militärkolonien, so mußten die Einwohner jeden Augenblick darauf gefaßt sein, wieder unter die Waffen gerufen zu werden, und dann kehrten viele nicht wieder.[48]

Soldatenkolonien tragen immer schon von vornherein das Todeszeichen auf der Stirn geschrieben oder sie fristen ein elendes Dasein, während Bauernkolonien gewöhnlich zu Blüte und Wohlstand gelangen. Endgültig wird die Erde nur durch den Pflug, die Arbeit und die Zunahme der Bevölkerung erworben und erobert. Die Milites sine uxoribus (Soldaten ohne Weib und Kind)[49] ließen sich müde von ihren langen Irrfahrten nieder, um endlich auszuruhen, sie waren zu alt und verbraucht, um blühende Kolonien bilden zu können, ähnlich vielleicht denen in Kanada, wo die französischen und englischen Bauernfamilien ihre fünfzehn bis zwanzig Kinder hatten.

Außerdem waren, wie wir gesehen haben, die angewiesenen Anteile im allgemeinen zu klein, um die Arbeit, die sie verlangten, aufwiegen zu können. Es handelte sich entweder um Land, das früher schon in anderem Besitz gewesen war und dann nicht die Ertragfähigkeit noch jungfräulichen Bodens hatte. Oder aber das Land war noch urbar zu machen, und dazu fehlten dann die notwendigen Arbeitskräfte. Der Staat gab aus Prinzip keine Vorschüsse an Geld und Werkzeugen; erst Kaiser Konstantius entschloß sich dazu, den Veteranen eine Summe Geldes, zwei Ochsen und hundert Scheffel Getreide vorstrecken zu

lassen, um ihnen die Feldarbeit zu erleichtern.[50] So mancher erschöpfte seine mageren Mittel, bevor ihm sein Boden auch nur den geringsten Ertrag abgeworfen hatte; er mußte sein ganzes Werk im Stiche lassen, ein Schicksal, das den ersten Ansiedlern in Wildwest, in Kanada und in Algier hundertmal widerfuhr. Das ist häufig das traurige Los der ersten Kulturpioniere: die Mittel gehen ihnen aus, und so müssen sie auf alles, was sie dem Boden abgerungen, verzichten und anderen, glücklicheren den Platz räumen. Da diese die Hauptarbeit schon beendet vorfinden, können sie getrost den Erfolg ihrer Bemühungen abwarten und so die Früchte ihrer eigenen Arbeit und der ihrer Vorgänger genießen.

So mußte die große Mehrzahl der Kolonisten, die wirtschaftlich schwächsten, das heißt die Plebejer, ihren Anteil aufgeben,[51] auf einen Grundbesitz verzichten, der seinen Mann nicht nährte, und als Pächter, Halbbauern, Partiärkolonen oder Feldarbeiter in den Dienst mächtigerer Nachbarn treten. Daher wird es uns auch verständlich, warum, wie uns mehr als ein Schriftsteller bezeugt, das Land, das Sulla seinen Veteranen angewiesen hatte, zwanzig Jahre später ein paar Großgrundbesitzern gehörte: sie hatten es den Veteranen einfach gegen eine lebenslängliche Rente abgekauft. Ebenso gingen auch die Güter, die Augustus verteilt hatte, in kurzer Zeit in fremde Hände über.[52]

Durch die Militärkolonien wurden also nur wieder neue Latifundien geschaffen. Für die plutokratische Oligarchie bildeten sie eine hochwillkommene Beute. Die Kriege, besonders die asiatischen, hatten zahllose Sklaven zu den billigsten Preisen auf den Markt geworfen, die an die Stelle der Lohnarbeiter traten. Der Krieg öffnete einem schwunghaften Handel mit Menschenfleisch im ganzen Reiche Tor und Tür. Man brauchte gar nicht immer so weit zu gehen, wie auf den Markt zu Delos, wo einmal 10 000 Sklaven, die am Morgen ausgeschifft worden, bis zum Abend desselben Tages verkauft waren. Die reichen Grundbesitzer in den Apenninen, den Alpen, den sardinischen und korsischen Gebirgen brauchten sich

nur beim Konsul zu beschweren, sie seien von lauter Dieben umgeben, um leicht die Erlaubnis zu erlangen, richtige Razzien auf die eingeborene Bevölkerung abhalten zu dürfen. Bei diesen entsetzlichen Menschenjagden war niemand sicher. Die bewaffneten Schergen drangen in die Häuser ein und rissen den Vater von seiner Familie weg oder machten den nichtsahnenden Wanderer auf der Straße dingfest, um ihnen das Sklavenmal einzubrennen und sie in die ergastula, die Arbeitshäuser, einzuschließen.[53] An den Küsten Afrikas hatte sich dieser Handel in festen Formen organisiert, ähnlich wie jetzt noch vor gar nicht allzu langer Zeit. Die Menschenhändler warben die Eingeborenen unter irgend einem Vorwand an und entführten sie dann mit List oder Gewalt aus ihrer Heimat, um sie auf die Latifundien zu bringen, wo es an den nötigen Händen fehlte. Besonders berüchtigt in dieser Hinsicht waren die kretischen und ziliziſchen Korsaren, die mit den römischen Kaufleuten in Verbindung standen.

Auf diese Weise verschafften sich die Patrizier billige Arbeitskräfte für ihren Grundbesitz — mochten sie sich nun Staatsland, das sie selbst eigentlich nur zur Pacht bekommen hatten, oder Land, das die Kolonisten im Stiche gelassen hatten, angeeignet haben. In rechtlicher Hinsicht hätten sie nur Kolonisten der Republik sein dürfen, possessores und nicht domini, aber in Wirklichkeit sah man sie als die Eigentümer an; sie konnten die Güter ganz nach ihrem Belieben weiter verkaufen oder verschenken, sie waren durch das interdictum praetoris, das Klagerecht beim Prätor, und die bonorum possessio geschützt. Wenn also ihr Besitztitel auch dem Staate gegenüber wertlos war, so war er es doch nicht Privatleuten gegenüber. Ihr Besitz war durch nichts beschränkt, wie Siculus Flaccus[54] sagt, als durch die Güter ihrer Nachbarn und natürliche Hindernisse.

Wir haben im vorhergehenden versucht, ein Bild von den Vorgängen zu geben, die zur Bildung des Latifundiums auf staatlichem Grund und Boden führten: das Latifundium ist die Frucht der widerrechtlichen Okkupie-

rung von Staatsland, das die Kolonisten zugewiesen erhalten und dann verlassen hatten.

„Vor alters", erzählt Appian,[55] „hatte es der Senat jedermann erlaubt, unbebautes Land, das dem Staate gehörte, urbar zu machen; er hoffte, so den Bedürfnissen der Römer, die jetzt die Herren von Italien waren, wie denen der ausdauernden und arbeitsamen italischen Rasse (φερεπονώτατον γένος) genügen zu können."

Der unbebaute Boden — und das war der weitaus größte Teil des ungeheuren Dominiallandes — war zum Vorteil der Bürger einem besonderen Recht unterworfen, der sogenannten possessio. Nichts war einfacher als die Anwendung dieses Besitzrechtes: mit dem Rechte des zuerst Angekommenen nahm man einfach alles Land, das man zu bebauen imstande war. Für die Geschichte des Grundbesitzes müssen wir noch erwähnen, daß es derartige possessiones nur in Italien gab. In den Provinzen dienten alle Staatsgüter besonderen Zwecken, herrenloses Land, das wie in Italien jeder beliebige Privatmann in Besitz nehmen konnte, gab es nicht.

Die ungleiche Verteilung der Vermögen gab den Reichen Mittel genug in die Hand, sich der possessiones zum Schaden ihrer ärmeren Mitbürger zu bemächtigen. Und kein Weg war ihnen dazu zu krumm! Man schraubte den Grundzins auf eine für den schwachen Beutel der kleinen Leute unerschwingliche Höhe, wo die Bodenwucherer vor jeder Konkurrenz sicher waren; man kaufte dann die herrenlosen oder von den Kolonisten verlassenen Güter um jeden Preis auf. Die Zeit deckte alles mit ihrem gütigen Schleier; es war bald nicht mehr möglich, zu unterscheiden, was Privat- und was Staatseigentum war, die Grenzen waren verwischt und jede Spur der alten Gemarkung verschwunden. Verjährung und Gewohnheit heiligten die Possession und verwandelten Unrecht in Recht, eine ernsthafte Prüfung der Besitzansprüche war unmöglich. Laboulaye, der ausgezeichnete französische Rechtshistoriker, sagt darüber:

„Diese lange Possession, unter deren Schutz so mannigfache Interessen emporgeblüht waren, hatte ihre gesetz-

liche Berechtigung.[56] Dieses Land hatten die Possessoren mit ihrem Schweiße gedüngt, seinen Wert durch Anlagen erhöht und es durch Bauten verschönt; oft hatten sie es gekauft; es war väterliches Erbteil, Mitgift der Frauen, Heiratsgut der Kinder, verfallenes Pfand von Schuldnern.[57] Was bedurfte es da noch der Rechtstitel! So wandelte sich unter dem Zwange der Verhältnisse, ohne seinen Namen zu ändern, Possession in Eigentum."[58]

Wir können uns nach den Angaben der römischen Historiker ein genaues Bild von diesem Usurpierungsprozeß machen. Wir haben schon erzählt, daß die Reichen mit Fleiß den Pachtzins auf eine derartige Höhe schraubten, daß er für die Armen unerschwinglich war. Plutarch bezeugt uns das.[59] Die Steuerpächter machten mit den anderen Kapitalisten eine Pacht aus, die jede Konkurrenz ausschloß; und saßen sie erst einmal fest, so war es für alle Ewigkeit, der Pächter auf zeitlichen Widerruf erklärte sich einfach permanent. Seine Standesgenossen waren am Ruder, so konnte er ungestört seinen Besitz in Eigentum verwandeln.

Die glücklichen, wenn auch unrechtmäßigen Besitzer des Staatslandes gehörten zu derselben Sorte wie die Patrizier und Ritter, die in den Kolonien das Prinzip der Gleichheit unterwühlten und größere Anteile begehrten und erhielten. Diese bevorzugten Familien zogen nach und nach jenes Gebiet der Kolonie an sich, das aus verschiedenen Gründen unbebaut blieb. Die von ihren Besitzern verlassenen Grundstücke wurden den großen Gütern zugesellt, von denen sie umgeben waren. Der rechtmäßige Besitzer konnte juristisch natürlich jederzeit sein Eigentum zurückfordern, aber die Zeit heiligte die widerrechtliche Aneignung, die Possessoren wurden erbberechtigt.[60]

Wie sich der Prozeß der Bildung des Großgrundbesitzes abspielte, geht mit lebendiger Deutlichkeit aus folgender Stelle bei Appian[61] hervor: „Bei der Eroberung der verschiedenen Gegenden Italiens eigneten sich die Römer gewöhnlich einen Teil des Landes an und gründeten neue Städte oder sie sandten römische Bürger in bereits bestehende. Die Güter wurden meistbietend versteigert und

gegen einen Naturalzins verpachtet. Man hoffte damit im Interesse der italischen Rasse zu handeln. Aber es kam anders, als man gedacht hatte: die reichen Kapitalisten hatten in kurzer Zeit den größten Teil des Landes an sich gerissen, ohne daß der Staat die Gewähr dafür hatte, daß sie es auch tatsächlich bestellten. Wenn sie auch in Wirklichkeit das Land nur in Pacht hatten, so setzten sie doch stillschweigend voraus, daß es ihnen mit der Zeit keiner so leicht entreißen werde. Die kleinen Grundbesitzer mußten wohl oder übel ihre Felder verkaufen, wollten sie nicht mit Gewalt vertrieben werden. In der Hand der Großen wandelten sich die Landgütchen (χωρία) bald in Latifundien (πεδία μακρά). Herden und Land wurden dann gekauften Sklaven anvertraut, weil man fürchtete — und diese Furcht war nicht unbegründet —, freie Arbeiter könnten den Acker im Stich lassen, um Kriegsdienste zu nehmen. Die Folge war, daß die Reichen noch reicher wurden, während die Zahl der Sklaven auf dem Lande mit unheimlicher Schnelligkeit zunahm. Denn einmal hatten sie viele Kinder, dann aber waren sie auch militärfrei, während die Italiker, die ohnehin schon weit weniger zahlreich waren, unter dem Elend und dem Militärdienst seufzten. Wenn sie entlassen waren, verzehrten sie sich in Nichtstun und wußten nicht, was anfangen, denn die Feldarbeit wurde ja von den Sklaven besorgt, die man als Ackerbauer und Viehhirten den Proletariern vorzog."

Diese klare und einfache Auseinandersetzung über den Prozeß der Latifundienbildung legt zugleich die Grundbedingungen der ganzen römischen Wirtschaft bloß. In den punischen und asiatischen Kriegen waren die Patrizier reich geworden; nun brachten sie den fruchtbaren Boden der Kolonien und das Gebiet des ager publicus in ihre Hand. Sie liehen den freien Bauern Geld, nahmen die Zinsen gleich im vorhinein und brachten damit den Schuldner um die Frucht seiner Arbeit. Mit solchem Wucher vermehrten sie ihre Kapitalien und suchten sie nun in Grundbesitz anzulegen. Es hatte keinen Zweck und war wenig einträglich, sein Geld noch weiter an kleine Besitzer zu verleihen, die keinen nennbaren Überschuß

mehr produzierten. Der Getreide- und überhaupt der Ackerbau wurde immer extensiver betrieben, dabei sanken die Preise und stiegen die Schwierigkeiten des Verkaufs derartig, daß der Schuldner gar nicht daran denken konnte, jemals seine Verpflichtungen loszuwerden. Da setzte dann die Enteignung ein. Die freien Bauern wurden expropriiert und durch Sklaven ersetzt. Ein Teil der freien, Ackerbau treibenden Bevölkerung wurde auf die Stufe von Lohnarbeitern herabgedrückt, die Nachkommenschaft der Kolonisten kehrte den Kolonien, die zu ihrem Nutz und Frommen gegründet waren, großenteils den Rücken.

Plinius faßte die Folgen dieser Vorgänge in seinem berühmt gewordenen Ausspruch zusammen: „Latifundia perdidere Italiam et provincias — die Latifundien haben Italien und die Provinzen zugrunde gerichtet." Das Latifundium verdrängte die freie Arbeit, entvölkerte das Land und dezimierte die einst so kraftvolle italische Rasse, die Rom jahrhundertelang seine Legionen gestellt hatte.[62] Da die Kolonien und Assignationen im Großgrundbesitz aufgegangen waren, konnten sie das Reich nicht mehr mit Truppen versorgen, die über seine Sicherheit wachten. Mit der Ausrottung der freien Bürger in den Kolonien verschwanden die Soldaten, die den Kern der Legionen ausgemacht hatten, verschwand der Mittelstand, der den Grundstein aller Militärstaaten bildet. Was das Latifundium zu Plinius' Zeit am meisten gefährlich und unheilvoll für das Staatswohl machte, war nicht die Umwandlung der Wirtschaftsweise, die den Ackerbau durch Weidewirtschaft ersetzte.

Auch unter der Herrschaft des Latifundiums hatten Italien und die Provinzen nie Mangel an Getreide zu leiden. Die Produktion genügte vollauf für den Bedarf, was auch der jüngere Plinius anerkennt und für einen der großartigsten Erfolge der kaiserlichen Politik erklärt.[63] Was sich dem Geschichtschreiber als unmittelbarste und greifbarste Konsequenz des Großgrundbesitzes aufdrängte, war nicht wirtschaftlicher, sondern sozialer Art: es war das Verschwinden der freien Bauern, die den Kern des Heeres gebildet hatten. Obwohl Plinius hauptsächlich

nur ein herzlich kritikloser Kompilator war, so übersah er doch nicht, daß auch das Latifundium produktiv sein konnte, vorausgesetzt natürlich, daß man nicht konsequent bei den alten, überlebten Wirtschaftsmethoden blieb. Wenn auch so manchem Besitzer der Ertrag des Latifundiums nichts, seine Größe alles war, gab es doch auch wieder andere, die die Arbeit auf ihrem Grund und Boden intensiv organisiert hatten. Keine Gesellschaft kann sich entwickeln ohne gleichzeitige Steigerung und Befruchtung von Arbeit und Reichtum. Plinius konnte nicht von einem wirtschaftlichen Niedergang Italiens und der Provinzen sprechen, weil beide zu seiner Zeit in voller Blüte standen und die Güter in reichem Maße zirkulierten. Trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für den Kleinbesitz und die gute alte Zeit wollte und konnte er sich doch nicht als Propheten des nahenden Untergangs aufspielen, der überdies erst drei oder vier Jahrhunderte später zur Wahrheit werden sollte; er sprach nicht von Schäden der Zukunft, wohl aber von solchen der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn seine Beschuldigungen gerecht sind, so deshalb, weil sie sich nicht auf die wirtschaftlichen Konsequenzen des Großgrundbesitzes beziehen; wenn dem so wäre, so müßte man daraus schließen, daß der Ackerbau durch freie Männer noch weit verbreitet gewesen sei. Denn nur dann wäre der Schriftsteller berechtigt gewesen, ihn zum Vergleich heranzuziehen mit der Sklavenarbeit, die auf dem Latifundium vorherrschte, und daraus die Überlegenheit der freien Arbeit abzuleiten.

Im Gegenteil, Plinius denkt nur an soziale Schäden, an die Abnahme der freien Bevölkerung, die durch die Sklaven verdrängt und ersetzt wurde. Diese Frage beschäftigte die herrschenden Klassen außerordentlich, da sie ja auch auf die Organisation des Heeres und die Verteidigung des Reiches zurückwirkte. Das war die Gefahr, die vom Latifundium drohte und sich den Zeitgenossen aufdrängte. Daran denkt Cato, wenn er die Bauern rühmt, die kräftige Soldaten abgeben;[64] mit Schmerz spricht auch Appian, der einer späteren Zeit angehört, vom Verschwinden der freien Bauern, aus denen sich die

Bürgerheere rekrutierten. Der Grund liegt klar auf der Hand: Cato rechnet auf ein Latifundium von 200 bis 240 Jugera — für ihn noch keines von den großen — 10 bis 15 unverheiratete Sklaven. Nun hätte ein Boden von dieser Fläche bequem genügenden Unterhalt für mindestens doppelt so viel freie Bauern samt ihren Kindern bieten können. Ein Volk mit einem solchen Militärsystem — von 1000 Männern standen 125 vom 17. bis zum 45. Jahre unter den Waffen, was heute selbst in den schlimmsten Militärstaaten nur im Kriegsfall vorkommt — hatte natürlich das größte Interesse daran, viel Soldaten zu haben: daß der Latifundienbetrieb das unmöglich machte, war die einzige Tatsache, die sich den Römern in der Umwälzung des gesamten Wirtschaftslebens aufdrängte. Als die Klassen, aus denen die Truppen sich ergänzten, durch die Bürgerkriege dezimiert waren, als das römische Volk — wie Catilina es nannte — nur mehr „ein Leib ohne Kopf und ein Kopf ohne Leib" war, ein Riesenheer von Armen mit einem winzigen Geldadel an der Spitze, da sah niemand die Gefahren, die diese ungerechte Verteilung des Reichtums in ihrem Schoße barg: die einzige Gefahr, die sich allen aufdrängte, war die Unmöglichkeit, die Legionen frisch zu rekrutieren. Das ist die einzige Klage, die Plinius gegen das Latifundium erhebt!

Überdies war das Latifundium durchaus nicht überall im ganzen Reich die herrschende Form. Die verhängnisvolle Konzentration des Reichtums machte sich durchaus nicht in allen Provinzen mit gleicher Stärke und Intensität geltend; im römischen Reiche herrschte eben nicht nur ein ökonomisches System durchgängig. In Griechenland und Ägypten war fast nur kleiner Grundbesitz zu finden, im Gegensatz zu Tunis, wo der Großgrundbesitz vorherrschte. In Afrika waren die Bebauer des Bodens in der Regel frei und nur zu bestimmten Leistungen verpflichtet; anderswo waren sie Sklaven. In manchen Teilen des Reiches hatte sich der Großgrundbesitz durch die Aufsaugung der kleinen Possessionen und Assignationen der Kolonisten, durch die Usurpierung des Staatslandes, der Gemeindeweiden und der Munizipalgüter gebildet; ander-

wärts stellte er den Beuteanteil dar, der Feldherren, Konsuln und Prätoren von dem eroberten Feindesland zugeschlagen wurde; er diente als sichere Kapitalanlage, als Prunkobjekt für reiche Protzen,[65] oder gesetzliche Vorschriften bestimmten, ein Teil der Vermögen sei in Grundbesitz anzulegen; zuweilen verdankte er seine Existenz auch gewaltsamer Aneignung oder gemeiner Erschleichung durch räuberische Staatsbeamte. In manchen Provinzen, wo das Privateigentum am Boden nicht klar festgestellt war, hatten sich die römischen Senatoren unter die Bauern geteilt und verlangten Leistungen und Zins von ihnen; sie stellten also gewissermaßen die Feudalherren der damaligen Zeit dar. In Gallien zum Beispiel traten sie einfach an die Stelle der eingeborenen Aristokratie, die sie getötet oder expropriiert hatten, sonst ließen sie alles beim alten; die Bevölkerung merkte eigentlich gar nichts von der Änderung: sie blieb weiter unter einer Art Schutzherrschaft, die ihr ihr Patron gegen mancherlei Dienstleistungen angedeihen ließ.[66] Das Land blieb weiter von einer Bevölkerung freier Kolonen bewohnt, denn die Abgaben änderten nichts an ihrer Lage: entweder war der klare Begriff des Eigentums überhaupt noch zu unentwickelt oder aber die Landleute hatten auch schon vor der Römerherrschaft in einem Schutzverhältnis gestanden, in dem sie nach der Eroberung ruhig weiter verblieben und sich als Inhaber des Bodens mit vollem Nutzungsrechte fühlten. Wahrscheinlich existierten ähnliche Verhältnisse auch in einigen Gegenden Italiens; solche Kolonen müssen auch dem jüngeren Plinius vor Augen gestanden haben, wenn er berichtet, sie zahlten Zins und bestellten das Land mit ihren eigenen Ackergeräten.[67]

Am Grundbesitz hing alles, nach ihm drängte alles mit unersättlicher Gier, der Boden war das ein und alles der römischen Gesellschaft. Die Bedingungen der Produktionsweise selbst erhielten die traditionellen Anschauungen am Leben, daß wahrer Reichtum nur in Immobilien bestände. Die Gesetze erinnerten die entarteten Senatoren an diese alten Grundsätze und zwangen sie, ihre erworbenen Reichtümer in Land anzulegen, aus denselben Gründen, die auch

bei uns Handel und Industrie als nicht standesgemäß für blaues Blut verpönen. Mit dem Großgrundbesitz verknüpfte sich nicht nur ein großes Ansehen der Person, sondern auch eine Menge von Privilegien, vor allem die Bekleidung der Staatsämter. Die Latifundienbesitzer galten als die principes loci, die ersten am Platze; ihnen waren die besten Stellen reserviert,[68] sie übten eine Art Protektorat oder Patronat über die freie Bevölkerung aus, unter der sie lebten und die sie fast als ihre Herren ansah, und sie besaßen tatsächlich die Polizeigewalt über sie, beschirmten sie gegen die Steuereinnehmer und ließen den Zünften, Gemeinden und Plebejern ihren Schutz angedeihen. Gerade wie später der niedere Feudaladel schröpften sie die kleinen, schutzlosen Bauern, trotzten den Munizipalbehörden und machten, wie Apulejus berichtet,[69] sogar die Städte ganz ungeniert zum Tummelplatz ihrer Frechheiten, wie sie überhaupt vor keinem frevlen Beginnen zurückschreckten.

Der Wunsch, dieser Privilegien und dieses Ansehens teilhaftig zu werden, trieb die reichen Leute dazu, ihr Geld in Grundbesitz anzulegen. Möglichst überall und möglichst großen Besitz zu haben, potens und potentior, mächtig und immer mächtiger zu werden, wie man vom Besitzer des Latifundiums sagte, und viele eigene Menschen zu haben — die Namen und Begriffe erinnern ganz an die Feudalzeit —, das ist der sehnlichste Traum des Emporkömmlings, ganz im Gegensatz zu der alten Vorschrift, nach der man wenig besitzen, aber das Wenige selbst und gut bestellen sollte. Wir haben Beispiele genug von dieser fieberhaften Gier, die selbst vor Gewalt nicht zurückschreckte.[70] Die Untaten, die das Sujet zu diesen Geschichten abgaben, spielten sich zumeist in Italien ab, aber auch die systematische Ausplünderung der Provinzen bot Stoff genug. Die Vertreibung der kleinen Grundbesitzer aus dem Gebiet von Hirpinum und Casinum, von Dörflern aus ihren Hütten, die Ermordung und Beraubung des pauper dominus parvulae casulae (des armen Besitzers eines winzigen Hüttchens) durch den reichen Grundbesitzer, die bei den Reichen beliebte Methode, Brachland mit ihren Herden zu

überschwemmen[71] — all das harmoniert mit dem Bilde, das Sidonius, wenn auch in viel späterer Zeit, vom Länderraub in Gallien entwirft. Was ein paar Patrizier in Pompeji taten — sie machten sich bei dem Erdbeben des Jahres 63 vor Christi Geburt die allgemeine Verwirrung zunutze, um sich den besten Teil des Gemeindelandes anzueignen —, taten andere mit ganz derselben Ungeniertheit in allen Provinzen, wenn sich nur Gelegenheit dazu bot.

Für die Wirtschaftsgeschichte genügt es indessen nicht, allein die Existenz des Latifundiums zu konstatieren; viel wichtiger ist es, zu wissen, wie groß jener Teil der bebauten Bodenfläche war, den das Latifundium im Verhältnis zum kleinen Besitz einnahm. Nun, man hat sich im allgemeinen bei Beantwortung dieser Fragen sehr geirrt, wenn man annahm, daß das ganze römische Reich ein einziges, unendliches Latifundium war und daß der kleine Grundbesitz nahezu gänzlich verschwunden war oder doch zum mindesten jegliche wirtschaftliche Bedeutung verloren hatte. Nichts ist falscher als das! Wie überall, haben auch hier die römischen Geschichtschreiber stark übertrieben und ganz unbedenklich verallgemeinert; sie haben Verhältnisse, die sie vor den Toren Roms, im südlichen Italien, Sizilien, Sardinien und Afrika vorfanden, schlankweg auf das ganze Reich übertragen. Man weiß ja, wie ungenau die statistischen Angaben waren, die die Alten zur Verfügung hatten; und mit welcher Hingabe gerade die Römer rhetorischem Überschwang opferten, davon haben wir bereits gesprochen.

Vor allen Dingen darf man nicht vergessen, daß die Vermögen des Altertums weit, weit hinter den heutigen zurückstanden. Crassus soll einer der reichsten Männer gewesen sein, die das römische Altertum gekannt hat. Er besaß Immobilien im Werte von 200 Millionen Sesterzen, also kaum mehr als 34 Millionen Mark. Plinius überliefert uns diese Ziffer,[72] schon Plutarch ficht sie an und nennt eine niedrigere;[73] beides Schriftsteller, deren Angaben nicht nur auf unglaubwürdigen Renommistereien, sondern auch auf ganz unkontrollierbaren Traditionen

aus alter Zeit fußten. Aber unterstellen wir selbst einmal die Ziffer als richtig, nehmen wir an, daß sie das Gesamtvermögen des Crassus begreift, also auch seine Landhäuser, die er zu Liebhaberpreisen gekauft hatte, und seine Mietkasernen zu Rom, so kommen wir zu dem Schlusse, daß seine Latifundien einen Wert von vielleicht 100 Millionen Sesterzen oder 17 Millionen Mark dargestellt haben. Rechnet man das Jugerum zu 1000 Sesterzen,[74] so hätte Crassus 25 000 Hektar (250 Quadratkilometer) sein eigen genannt; da jedoch auch viel Weideland dabei war, das einen geringeren Wert besaß, so müssen wir die Ausdehnung seines Grundbesitzes größer annehmen. Aber sei dem, wie ihm wolle, um die Größe des Latifundiums, die Bedeutung des Großgrundbesitzes und der Sklavenwirtschaft zu beweisen, fehlt diesen Ziffern jede Kraft, wenn man Zahlen aus der heutigen Zeit damit vergleicht; so besaß die Familie Borghese vor 1870 allein in der römischen Campagna 22 000 Hektar, Sforza Cesarini 11 000, Pamphili und Chigi 5000, das Stift von St. Peter und das Hospiz des heiligen Geistes 20 000; 113 Familien hatten zusammen 126 000 Hektar (1260 Quadratkilometer) zu eigen und 64 Korporationen 75 000 Hektar. Und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Gesamtbesitz des Crassus wie auch des Attikus nicht auf einem Haufen, sondern überall zerstreut lag.

Andere Nachrichten über die Ausdehnung des Grundbesitzes sind entweder ungenau überliefert worden oder aber in einem Sinne ausgelegt worden, der ihnen gar nicht zukommt. So wird angeführt, daß 49 vor Christi Geburt Domitius Ahenobarbus jedem einzelnen Soldaten seiner dreißig Legionen vier Jugera von seinen Liegenschaften geschenkt haben soll.[75] Cäsar[76] sagt jedoch nur, er versprach, sie zu schenken. Nun war man während des Bürgerkrieges, der alles in den Strudel der Vernichtung hineinriß, nur zu geneigt, nicht nur mit eigenem, sondern vor allem mit fremdem Gut sehr verschwenderisch umzugehen, das heißt in Versprechungen. Andererseits hatte auch wieder Cäsar alles Interesse daran, die Stärke seiner Gegner zu übertreiben und zu zeigen, mit was für Ver-

sprechungen und Lügen sie Parteigänger an ihre Fahne zu fesseln wußten. Ebenso zitiert man eine Stelle bei Plinius,[77] in der er vom Testament eines Freigelassenen, Cäcilius Isidorus, aus dem Jahre 8 vor Christi Geburt spricht. Dieser soll ein Vermögen von 60 Millionen Sesterzen (10 Millionen Mark), 4116 Sklaven, 3600 Rinder und 257 000 Stück Kleinvieh — so viel gibt es heute ungefähr in ganz Apulien — hinterlassen haben. Aber einmal war Plinius ein Berichterstatter von einer geradezu kindlichen Leichtgläubigkeit, und andererseits, braucht man denn, um Besitzer solcher Riesenherden zu sein, notwendig auch das Weideland zu eigen zu haben, das zu ihrem Unterhalt gehört? Ferner wird auch Agrippa zitiert, der den thrazischen Chersones besessen haben soll, die ganze Halbinsel von Gallipoli an den Dardanellen, mit einer Oberfläche von 2475 Quadratkilometern; aber Dio Cassius sagt ganz einfach, Agrippa habe große Besitzungen dort gehabt: das ist doch ein ganz gewaltiger Unterschied.

Doch selbst wenn wir diese Ziffern und ebenso die Angaben über die afrikanischen Latifundien als richtig annehmen, so können wir getrost darauf hinweisen, daß sie weder vereinzelt dastehen, noch sogar die allergrößten sind. Heutzutage besitzt der Fürst Schwarzenberg allein in Böhmen 1778 Quadratkilometer und im übrigen Österreich noch andere Güter; dem Herzog von Koburg gehören in Ungarn 1600 Quadratkilometer, dem Herzog von Richmond 978 Quadratkilometer und Gordon Castle in Schottland; dazu liegen auf seinen Gütern noch bedeutende Bergwerksbetriebe. Der Herzog von Argyll ist Besitzer von 681 Quadratkilometer Land in England, der Fürst v. Pleß von 701 Quadratkilometer in Preußen. In der Neuen Welt nennt so mancher Grundbesitzer ganz ungeheure Gebiete sein eigen; Farmen von 200 bis 300 Quadratkilometer sind gar nicht so ungewöhnlich. Die berühmte Chencyfarm in Kanada umfaßt 30 000 Hektar. Und manche Hazienda in Argentinien, Brasilien und Mexiko gibt ihr an Ausdehnung nichts nach.

Der Begriff Latifundium ist übrigens immer nur relativ. In Rußland, Brasilien oder Australien bilden 60

Quadratkilometer noch kaum ein Latifundium: der Wert des Bodens ist eben niedrig, viel Land liegt noch gänzlich unbebaut. In diesen Ländern ist es zur Bildung des Latifundiums ohne gewaltsame Vertreibung der Bauern und Unterdrückung des mittleren und kleinen Grundbesitzes gekommen, während gerade diese Begleiterscheinungen für seine Entstehung in Italien charakteristisch sind; denn hier hatte von alters her der kleine Grundbesitz das gesamte Wirtschaftsleben bis in die letzten Tage der Republik beherrscht. Die Klagen der alten Schriftsteller über die Vertreibung der Bauern von Haus und Hof können sich nur auf Vorgänge beziehen, die sich vor den Toren von Rom und in einigen Gegenden Italiens abspielten. In Afrika und in manchen Provinzen des Orients dagegen bestand das Latifundium schon vor der Eroberung durch die Römer, die Senatoren traten hier einfach an die Stelle der eingesessenen Adelscliquen.

Überdies steht der ökonomische Charakter des Latifundiums im engsten Zusammenhang mit der Bevölkerungsdichte, mit der Zahl derer, die selbst kein Land zu eigen haben, und dem Verhältnis der bebauten Bodenfläche zur Gesamtoberfläche des Landes. Deshalb ist es eine äußerst bedenkliche Erscheinung für England, daß bei einer Bevölkerungszahl von 39 Millionen die Hälfte des Landes 2000 Familien gehört und ein Sechstel des Königreichs sich in den Händen von 91 einzelnen Personen befindet. Das ist ein echtes Latifundienland, wo 47 Grundbesitzer je 24000 bis 40000 Hektar, 25 je 40000 bis 60000 Hektar, 10 mehr als 60 000 und 8 mehr als 80 000 Hektar Land ihr eigen nennen. Dagegen spielt ein „Latifundium", wie die Chencyfarm in Kanada, wo auf den Quadratkilometer 0,6 Einwohner kommen, oder die großen Farmen in Queensland mit einer Bevölkerungsdichte von 0,2 Einwohnern pro Quadratkilometer, doch eine ganz andere Rolle als vielleicht Latifundien in Schottland, Böhmen, Ungarn oder Preußen, wo auf einen Quadratkilometer 52,79 oder gar 54,96 Einwohner kommen. Die Großgrundbesitzer des jetzigen Europa sind also viel, viel reicher als die Pflanzer und Farmer der Neuen Welt.

Wir wollen nun das Verhältnis von Bevölkerungsdichte und Großgrundbesitz für das alte Rom festzustellen suchen. Man berechnet, daß beim Tode des Augustus (im Jahre 14 nach Christi Geburt) Gallia Narbonensis, die Provence, anderthalb und das übrige Gallien bis zum Rhein dreieinhalb Millionen Einwohner hatte; die Donauländer zwei, Spanien sechs und das römische Afrika ebenfalls sechs Millionen und Sizilien, Sardinien und Korsika zusammen rund eine Million. Die ganzen romanisierten Provinzen des Westens zählten also rund 20 Millionen. Italien kann man einschließlich der Sklaven auf sechs Millionen ansetzen. Für das hellenistische Ostreich erhalten wir 29 Millionen, so daß das gesamte römische Reich 55 Millionen erreichte.[78] Fassen wir nur Italien selbst ins Auge, so dürften auf Etrurien 200000 freie Einwohner, Umbrien 100 000, Picenum 300 000, Apulien 250 000, Lukanien 160 000, Bruttien 75 000, Latium und Kampanien zusammen 640 000, Gallia Cisalpina, Ligurien und Venetien 1 Million und auf die Inseln ebensoviel gekommen sein. Die Zahl der Sklaven mag sich auf ungefähr 2 000 000 Köpfe belaufen haben. Im Durchschnitt gibt das etwa 24 Einwohner auf den Quadratkilometer, also kaum mehr, als heute die Bevölkerungsdichte in Montenegro (22) und Rußland (18) beträgt, während nach den neuesten statistischen Aufnahmen (1901) in Italien auf einen Quadratkilometer 113,28 Einwohner kommen. Wenn wir daher neben der Verteilung, der Ausdehnung und der Bedeutung des Grundeigentums auch die Bevölkerungsdichte berücksichtigen, so ist es ganz klar, daß das römische Latifundium, mag es beim ersten Anblick auch wohl überraschend und ungewöhnlich wirken, erheblich an Großartigkeit einbüßen muß.

Dann gab es zur Römerzeit keinen Landstrich, ja keinen Bezirk, der einem einzigen zu eigen gehört hätte; weder in Gallien, noch in Spanien, noch in Italien findet man Beispiele hierfür. Die klassischen Schriftsteller sprechen davon ebensowenig wie die des fünften und sechsten Jahrhunderts, wie zum Beispiel Sidonius und Salvianus oder der Papst Gregorius. Wir können die Ausdehnung

der römischen Latifundien einigermaßen abschätzen, wenn wir die Tatsache zu Hilfe nehmen, daß die Latifundien den Namen ihrer Besitzer trugen, dem in Italien die Endsilbe —anus, in Gallien —acus hinzugefügt wurde. Diese Namen wurden dann zu Ortsnamen, zu Namen von Dörfern, deren Gebiet also etwa das alte Latifundium umfaßt, das ihnen den Namen gegeben hat. Zu den französischen und italienischen Dörfern gehören aber für gewöhnlich kaum mehr als einige tausend Hektar. Am beträchtlichsten sind die Gebiete noch in Süditalien und auf den italienischen Inseln; hier erreichte eben das Latifundium auch seine größte Ausdehnung.

Je geringer die Bevölkerung war, desto weniger Ackerland wurde natürlich auch bestellt; dabei beschränkte sich der Anbau auf den fruchtbarsten Boden. Die alten Schriftsteller geben uns allerdings über diesen Punkt keine Auskunft; auch haben wir keine statistischen Angaben darüber, wieviel Land angebaut und wieviel mit Wäldern oder Sümpfen bedeckt war, aber wir wissen doch wenigstens, daß die letzteren sehr ausgedehnt, die Gebirge zum größten Teil unbebaut und die beackerten und besiedelten Gegenden die fruchtbarsten waren und in der Ebene, in der Nähe der Städte, Landstraßen und Flüsse lagen. So umfaßten zum Beispiel die berühmten leontinischen Gefilde in Sizilien zu Ciceros Zeit 30 000 Jugera, während heute das Gebiet von Francofonte, Carlentini und Lentini, in dem diese Felder lagen, eine bebaute Fläche von etwa 80000 Jugera, genau 19392 Hektar bedecken. Ebenso maßen die Felder von Modica 70 000 Jugera, während heute das Gebiet von Modica allein eine größere Fläche besitzt, ungerechnet das Land aller der Gemeinden, die ringsumher entstanden sind, Scicli, Spaccaforno, Rosolini und Ragusa; es ist also viel Grund und Boden, der zur Zeit der Römerherrschaft wüst dalag, dem Anbau erschlossen worden.

Unter diesen Verhältnissen erscheint die Rolle, die das Latifundium in der Wirtschaft des Altertums gespielt haben soll, in einem anderen, milderen Lichte; ja wir wagen zu behaupten, daß es hauptsächlich dort zu großer

Ausdehnung gelangte, wo die Bevölkerungsdichte sehr gering und der Boden zum größten Teil unbebaut war. Wahrscheinlich bestanden die Besitzungen, die man „groß wie Königreiche“ nannte, hauptsächlich aus Wäldern und Sumpfland, das wegen der Malaria höchstens als Weide benutzt werden konnte, wenn man es nicht lieber ganz brach und wüste liegen ließ. Könnte man die Topographie des Großgrundbesitzes aufnehmen, man würde sehen, daß er besonders Gegenden bevorzugte, in denen der Krieg die eingeborenen Volksstämme ausgerottet hatte, wie in Latium, vor den Toren Roms, in Lukanien, Bruttien, Picenum und Sizilien. In Picenum kaufte einstmals ein gewisser Rufus für 100 Millionen Sesterzen Ländereien ad gloriam, das heißt aus Prahlsucht.[79] In Samnium erhielten Sullas Parteigänger ungeheure Besitzungen. Der ager von Präneste war a paucis, von einigen wenigen, okkupiert.[80] Die Ebenen von Tarent und am Tyrrhenischen Meer waren an Publikani verpachtet, die hier Viehzucht betrieben. Längs der Küsten der Adria dehnten sich Latifundien, auf denen ein paar Sklaven die blökenden und brüllenden Herden hüteten, ohne Obdach, in Regen und Sonnenschein. Sie schliefen unter freiem Sternenhimmel, tags weideten sie wieder auf den endlosen Gefilden, ohne Straße und Verkehr, zwischen den Trümmern verfallener Städte. Die Gefängnisse sind hier überfüllt von Sklaven, die immer zur Empörung geneigt sind. Ganz Lukanien besteht aus Latifundien; die Sklavenaufstände finden hier kein Ende, ebenso die in Sizilien, dem klassischen Boden der Sklavenkriege, und in Etrurien, wo Tiberius Gracchus nichts als Sklavenhütten sah.[81] Auch in Latium und vor den Toren Roms behauptete sich das Latifundium siegreich. Und hieraus zogen die römischen Schriftsteller den falschen Schluß, daß der Großgrundbesitz auf der ganzen Halbinsel herrsche. Die Republik hatte das staatliche Weideland in Latium veräußert; die Plebejer erlagen dem unerträglichen Drucke des Wuchers und mußten den Patriziern ihre Heredia, ihre Erbgüter, abtreten, die von einem sechs Jahrhunderte währenden, allzu intensiven Anbau von Getreide erschöpft waren und die aufgewandte Arbeit bei

weitem nicht mehr lohnten. Daher waren um die Urbs, die Stadt Rom, in einem Umkreis von 70 bis 100 Kilometer sämtliche kleinen Besitzungen vom Latifundium verdrängt worden, das Staatsland und Privatbesitz ohne Unterschied auffog und die Arbeit der Freien und Klienten durch Sklavenarbeit ersetzte. Dieser Enteignungsprozeß brachte es mit sich, daß dort, wo einstmals die 23 blühenden Städte der Volsker standen, zur Zeit des Plinius und Livius[82] nur mehr die ungesunden Pontinischen Sümpfe lagen, die den römischen Patriziern gehörten; die alten Städte Latiums waren in vollem Verfall: von einigen blieb kaum mehr als der Name.[83] Die Umgebung von Rom war eine große Einöde, die Vieh, Räuber und last not least die Malaria beherbergte.[84] Die römische Campagna sah also damals genau so aus wie im achtzehnten Jahrhundert.[85] Am Gestade des Meeres gab es bereits seit den Punischen Kriegen Latifundien;[86] Sklaven bewirtschafteten sie unter der Überwachung eines Aufsehers; zur Erntezeit kamen Arbeiter aus den umbrischen Bergen, die den Sklaven bei ihrer Arbeit halfen und dafür bezahlt wurden.[87]

Unter den größten Grundbesitzern befanden sich auch die Kaiserfamilien und der Fiskus; sie hatten zwar überall ihre Besitzungen verstreut, die meisten jedoch in Apulien, Kalabrien und Picenum, da es hierfür besondere Prokuratoren gab. Die kaiserliche Domäne umfaßte die agri publici, soweit solche noch vorhanden waren,[88] den ager Albanus[89] und die staatlichen Weiden in Bruttien und anderen Gegenden. Ebenso besaß sie in Latium, Etrurien, Kampanien, Sizilien und Sardinien Latifundien, die später Konstantin dem Papst Silvester schenkte;[90] auch die Ostgoten hatten dann gerade in diesen Gegenden ihre bedeutendsten Güter.[91]

In Gallien lagen die Landgüter und Latifundien, die dem alten, eingesessenen Adel oder neuen Emporkömmlingen gehörten, vorzugsweise in Aquitanien, in Gallia Lugdunensis (Mittelfrankreich von Lyon bis zur Bretagne) und Belgien. Im Gegensatz dazu gab es in Gallia Narbonensis, der Provence, zahlreiche Kolonien, in denen der Boden in kleine Lose aufgeteilt war, und ebenso in

manchen Gegenden des Nordostens nahe der Grenze, wo viele Kolonien gegründet worden waren und wo die Germanen sich niedergelassen hatten. Hier konnte man noch kleineren und mittleren Grundbesitz antreffen. In den anderen Gegenden Galliens dagegen war der Boden nicht sehr zerstückelt. Wahrscheinlich gab es auch dort eine gewisse Anzahl von kleinen Besitzungen, vorherrschend jedoch war der Großgrundbesitz. Der kleine Grundbesitz kam hier und dort auf gallischem Boden vor, machte aber nur einen sehr geringen Teil des Landes aus; der mittlere und große nahmen nahezu alles ein.[92]

Wir sind also wohl zu den Schlußfolgerungen berechtigt, daß nicht in allen Teilen des Reiches das Latifundium in gleicher Weise vorherrschte, ja daß sich in manchen sogar der kleine Grundbesitz das Übergewicht zu wahren gewußt hatte — wie wir weiter sehen werden, wurde er nicht vollständig verdrängt und absorbiert — und daß der Großgrundbesitz nicht aus unermeßlichen, zusammenhängenden Gebieten bestand. Das Eigentum eines Latifundienbesitzers setzte sich vielmehr aus vielen Einzelgütern zusammen, die gar nichts miteinander zu tun hatten und vielleicht in weit voneinander entfernten Gegenden lagen. Selbst die vermögendsten Familien dieser Zeit konnten keinen ganzen Landstrich, geschweige denn eine ganze Provinz ihr eigen nennen, wenigstens nicht in Italien und Gallien — über die rechtlichen Beziehungen der großen Latifundien im Orient und in Afrika sind wir nicht genügend unterrichtet. Die Großgrundbesitzer hatten zwanzig, dreißig oder auch vierzig Güter in den verschiedensten Provinzen, manchmal sogar in sämtlichen Provinzen des ganzen Reiches. Das sind die „patrimonia sparsa per orbem — die über den Erdball verstreuten Erbgüter", von denen Ammian Marcellin spricht. Solcher Natur war das immobile Vermögen des Attikus wie auch das der Familie der Anicer, die in Italien, Gallien und Afrika, das des Tertullian und Symmachus, die in Italien, und des Syagrius, Paulinus, Ecdicius und Farreolus, die in Gallien Besitzungen hatten.[93]

Viertes Kapitel.

Das kleine Grundeigentum.

Wenn auch die Gesetze, die die Ausdehnung des Grundbesitzes eindämmen sollten, längst in Vergessenheit geraten waren und die Patrizier und Ritter sich mit der mächtigen Größe ihrer Latifundien, der Frucht widerrechtlicher Anmaßung und Enteignung brüsten konnten, so vermochte sich doch daneben der kleine Grundbesitz in bedeutender Stärke zu behaupten und alle Krisen siegreich zu überstehen. Die Historiker haben gegenüber dieser Tatsache blind bleiben wollen und steif und fest behauptet, er sei gänzlich verschwunden, während er doch einen der charakteristischsten Faktoren, ja die fundamentale Grundlage des ganzen römischen Wirtschaftslebens bildete. Zweifelsohne kam es im Laufe so vieler Jahrhunderte vor, daß Grundbesitzer schuldenhalber enteignet, Bauern durch die Gründung von Militärkolonien vertrieben, andere durch den Kriegsdienst oder die Bürgerkriege ruiniert wurden. All das richtete in der antiken Gesellschaft ungeheuren Schaden an, da sie mit Kapitalien schlecht versehen war und das wenige, was sie besaß, schnell verbraucht oder zerstört war. Zweifelsohne hatten die Bauern in der Umgegend von Rom furchtbar zu leiden; die Patrizier drängten sie zurück in die Berge, um ihre kleinen Grundstücke zur Anlage von Villen und Parks verwenden zu können. Aber auch hier darf man weder übertreiben noch verallgemeinern. Neben dem Latifundium bleibt immer noch Raum genug für den kleinen Grundbesitz, den wir, unter der Republik wie zur Kaiserzeit, nicht nur in Griechenland und Ägypten, sondern auch in Gallien und Italien finden, zumal in Norditalien, wo die Bevölkerungsdichte erheblich größer war als im Süden.

Frontin bezeugt,[1] daß es in Italien eine Menge Grundbesitzer (densitas possessorum) gab, und stellt diesem Ausdruck die Knappheit der agri, exiguitas agrorum

gegenüber, von der er gleichfalls spricht. Ager bedeutet hier eine ausgedehnte Bodenstrecke und begreift nicht nur Acker-, sondern ebenso auch Weideland in sich. Es ist ganz gut, darauf hinzuweisen, daß sich das Wort latifundia in den Quellen des klassischen Rechtes nicht findet, sondern daß hier immer nur von agri die Rede ist;[2] auch die Feldmesser (Gromatiker) nehmen zur Umschreibung ihre Zuflucht und sprechen von weit ausgedehnten Ländereien (agri late continuati). Andernorts weist Frontin darauf hin, daß viele säen (multi serunt).[3] Diese multi sind eben die Kleinbauern mit eigenem Grundbesitz, die sich gelegentlich auch gar nicht scheuen, die Hand auf Tempelgüter zu legen und sie den ihren anzufügen. Auch die unbebauten, bewaldeten Gelände in der Umgebung der Städte nehmen sie in Besitz,[4] um sie in Gemüsegärten umzuwandeln. Kleingrundbesitzer sind auch die fleißigen Bauern (diligentes agricolae), die die Gemarkungen ihrer Felder von ihren reichen Nachbarn bedroht sehen und sie wiederherzustellen und zu sichern trachten.[5] Ebenso spricht er von kleinen Grundstücken in Kampanien, zu denen auch Landstücke im Hügelland gehören.[6] Derselbe Frontin sagt, daß es in Italien nur selten zu Streitigkeiten zwischen Staat und Grundbesitzern komme;[7] dies erklärte sich aus dem Fehlen der großen Domänen (saltus), die in den Provinzen, besonders in Afrika, eine kolossale Rolle spielten. Dort seien in den Händen von ein paar Privatpersonen Besitzungen konzentriert, die an Ausdehnung dem Landbesitz der Republik gleichkommen. Auf ihnen wohnt eine starke plebejische Bevölkerung. Ihre Höfe lagen nicht verstreut, sondern der größeren Sicherheit halber in vici, in Weilern. So etwas gab es in Italien nicht, einem Lande, das man sich gewöhnlich von Latifundien und Sklavenbetrieb überwuchert denkt; es kam auch nie zu Streitigkeiten um diese Domänen zwischen den Eigentümern und dem Staate. Im Liber coloniarum fehlt eine Beschreibung des Großgrundbesitzes.

Unter der Republik wie zu Zeiten des Kaisertums wurde viel getan, um eine Klasse von kleinen Landwirten auf eigener Scholle aus freien Bauern zu bilden. Bei der

Gründung von Kolonien erhöhte man die Größe der verteilten Grundstücke von 7 Jugera auf 10, 15, 20, 30, ja auf 50 Jugera; man überließ sie den Bauern in Erbpacht, unveräußerlich während zwanzig Jahren, und schützte sie so durch eine Art von Heimstättengesetz vor jeder möglichen Absorption. In Sizilien bildeten, wie aus Ciceros Zeugnis erhellt, die aratores, diese freien Bauern, eine große einflußreiche Klasse. Auch die Politik des Kaisertums verfolgte immer das Ziel, eine starke Klasse von Kleingrundbesitzern zu bilden. Das bezweckte manche Maßnahme des Augustus, so die Schutzzölle, die die Einfuhr trafen, was den Wert des Bodens erhöhte,[8] oder der Bodenkredit zugunsten der kleinen Grundbesitzer. Er wollte auch, um den Ackerbau zu fördern, die Verteilung von Getreide ganz aufheben; auf alle Fälle schränkte er sie stark ein. In ähnlicher Weise sorgte auch Tiberius für den kleinen Grundbesitz.[9] Nerva kaufte Land und verteilte es unter arme Bürger, um die Kraft und Bedeutung des Bauernstandes zu heben.[10] Alexander Severus ermächtigte die Armen, unverzinsbare Darlehen aus der Staatskasse aufzunehmen, um Land erwerben zu können: die Anleihen wurden durch die Erzeugnisse der gekauften Grundstücke wiedererstattet.[11] Selbst Pertinax widmete sich derartigen Aufgaben mit großer Gewissenhaftigkeit.

Wir wissen ferner, daß zu Trajans Zeiten auf dem Gebiet von Benevent eine Klasse kleiner Grundbesitzer saß; sie suchten mit dem Selbsterhaltungstrieb, der sie von jeher ausgezeichnet, alle Kreditquellen auszunützen, die die Kaiser für sie eröffnet hatten: Alimentenstiftungen, die Landgüter mit Hypotheken belehnten, sowie Einrichtungen zur Vermittlung von Bodenkredit.[12] Die Heraklei-schen Tafeln[13] beweisen, daß es in Lukanien, der klassischen Heimat des Latifundiums, bemerkenswerte Spuren von Kleinbetrieb und Pacht mit langer Frist gab. Aus den Tafeln von Tegiano und Volcei[14] können wir ersehen, daß das Land in zahlreiche Grundstücke (fundi) eingeteilt war, die vielen kleinen Besitzern gehörten.

Und die Bemerkung des jüngeren Plinius,[15] zu Trajans Zeiten sei in Oberitalien (Gallia Cisalpina) in der

Gegend von Como die Verwendung von Sklaven für den Ackerbau unbekannt gewesen, besagt deutlich, daß die Agrarwirtschaft auf anderer Grundlage als auf der Sklaverei beruhte. Die kleinen Grundbesitzer, die ihr Land selbst bebauten, sowie jene, die gewöhnlich in der Stadt wohnten, konnten freie Arbeiter beschäftigen, Tagelöhner (operarii), die ihre Arbeitskraft auf Zeit vermieteten[16] und die man zu ganz besonderen, außergewöhnlichen Arbeiten verwandte. Die freien Arbeiter pachteten auch fremde Ländereien und bezahlten mit einem Teile des Ertrags, ein System, das dem kleinen Grundbesitz wohl angepaßt war, während das Latifundium von Sklaven unter der Aufsicht von Vögten (villici) oder von Kolonen bewirtschaftet wurde.

Die Feldmesser (Gromatici) spielen manchmal auf particulae an,[17] „particulae in mediis aliorum agris — kleine Streifen Landes inmitten von fremdem Gebiet".[18] Was Siculus Flaccus von den possessores sagt,[19] entspricht vollkommen dem Gemälde, das uns die Tafeln von Heraklea und Tegiano entwerfen. Die Worte, die Quintilian einem depossedierten Grundbesitzer in den Mund legt, scheinen auf rhetorischer Übertreibung zu beruhen: „Kein Gütchen (agellum) konnte ich finden, das nicht einen Reichen zum Nachbarn hätte."[20] Im Gegenteil, in den Bergen und in der Ebene, vor den Toren der Städte und anderwärts gab es viele agelli und kleine Landgütchen, sorglich betreut von ihren Besitzern, die sie bald von mächtigen Nachbarn, bald von den entfesselten Fluten der Sturzbäche und Flüsse bedroht sahen.[21]

Daß sich übrigens die Interessen weiter Kreise in Italien um das Grundeigentum drehten, viel mehr, als dies beispielsweise in Afrika der Fall war, geht daraus hervor, daß die Kaiser nicht imstande waren, die Fetzen Landes zurückzufordern, die außerhalb der Gemarkung geblieben und dann von den anwohnenden Besitzern usurpiert worden waren; dies hätte zu einer völligen Umwälzung geführt. Ferner deutet die allgemeine Erregung darauf hin, die die Einführung der Grundsteuer hervorrief, und die Schwierigkeiten, auf die sogar der kaiserliche Despotismus

immer stieß, wenn er an das Grundeigentum zu tasten wagte. Wenn diese Interessen in Frage kamen, dann war die Erregung so tiefgehend und so allgemein, daß die Kaiser nicht weiterzugehen wagten, „quia quassabatur universus possessor — weil sämtliche Grundbesitzer in Aufruhr gerieten“.[22] Es ist also ganz klar, daß die Gromatiker, wenn sie von dieser Klasse sprechen, den multi possessores, den plures possessores,[23] nicht eine beschränkte Zahl von Personen meinen können, sondern nur eine zahlreiche Klasse, die durch die Vielfältigkeit ihrer Interessen einen gewissen Einfluß auf den Staat besaß, ja ihm gefährlich werden konnte, weniger durch die Größe als vielmehr durch die weite Verbreitung des immobilen Vermögens, über das sie zu verfügen hatte.

Die Beschreibung, die uns die Dichter zu Augustus' Zeiten vom Landleben geben, beziehen sich mit Vorliebe auf den kleinen Grundbesitz. Der Dichter, ermüdet von dem Getriebe und den Freuden der Urbs, der Stadt Rom, träumt von einem kleinen versteckten Winkel in der Stille und Grüne des Landes, er beneidet den einfachen Bauer darum, sich mit wenigem bescheiden und in den Armen der Natur leben zu können. O rus, stilles Landleben! Glückliche Ackersleute, die ihr von den Früchten eures Feldes, von frischer Milch leben könnt! Das ist der Vorwurf zu einer Menge von Gedichten; ein kleines Gütchen, wohl bebaut, wird in Gegensatz gestellt zum Getriebe des Forums, zu der Pracht der Villen, voll von Statuen und Sklaven, welch letztere so zahlreich waren, daß ein Mann eigens dazu angestellt war, sie auszuwählen und bei Namen zu rufen. Mit Freude denkt Horaz an die parva rura, die villula, wo er sich in Muße erholen kann, den agellus, wo er aller Sorge ledig ganz sich selbst gehören kann, an sein Gütchen, das ihm genügt, ja ihn reich macht,[24] da er sich nicht nach Riesenbesitzungen sehnt (modus agri non ita magnus), sondern nach einem Gärtchen mit einem frischen Quell und einem Hain. Wenn Augustus ihm viel mehr geschenkt hat, so war das nicht nach seinem Wunsche; er wäre mit weniger zufrieden gewesen: sein schattiges Tal im Sabinerland ist ihm nicht um alle Schätze der Welt feil, denn

ihn packt ein gelinder Schauder, wenn er bloß an üppige Paläste und Riesenländereien denkt.[25] Seine Ansprüche sind bescheiden wie die eines kleinen Grundbesitzers, der einen kleinen Herd, parvus lar, sein eigen nennt, ohne Marmorstein und Prunkgefäße, die an Asiens Küsten geraubt sind, nur mit bescheidenen Möbeln ausgestattet.[26] Dort fließt süßer Honig, dort duften die Rosenbüsche, und wenn auch keine exotischen Leckerbissen auf seinen Tisch kommen, die vielleicht ein Vermögen gekostet, so doch vorzügliche Bohnen und Oliven, Körbe voll des köstlichsten Obstes[27] und selbstgebauter süßer Wein. Wie jeder echte kleine Grundbesitzer kümmert sich auch Horaz um sein Land; er überwacht seine Kolonen, denn sein Feld muß für seinen gesamten Lebensunterhalt aufkommen und ihm die Sorglosigkeit des morgenden Tages gewährleisten.[28] Sein Land wird nicht von Sklaven bebaut, sondern von rustici, Bauern, die den Boden mit dem Pfluge beackern; Horaz hat auch Ochsen im Stall und Schafe in der Hürde,[29] dann besitzt er ein kleines Wäldchen[30] wie jeder Grundbesitzer.[31] Horaz ist der typische kleine Grundbesitzer, der glücklich Seite an Seite mit den Großgrundbesitzern lebt, die in Lukanien unendliches Weideland besitzen und deren Scheuern bis zum Bersten mit Getreide gefüllt sind.

Martial und Juvenal, die wahrheitsgetreuesten Maler der kaiserlichen Gesellschaft, die den Wert des Individuums nur nach der Zahl seiner Sklaven, der Ausdehnung seines Grundbesitzes, der Pracht seiner Schmausereien, der Höhe seiner Schuldforderungen bemaß,[32] haben des freien Kleinbauern nicht vergessen, der von den Früchten seines Feldes lebt. Es gibt ja auch Leute, die Hunderte von Villen besitzen, die ebensoviel Land ihr eigen nennen, wie ehedem das ganze römische Volk beackerte, zahlreiche Häuser, zahlreiche Schuldner haben und in wahnsinnigem Luxus leben.[33] Daneben finden wir Genrebilder des bescheidenen Landlebens, in denen sich die ländliche Arbeit entfaltet: wir sehen hier das breve rus, das kleine Gut, das gedeiht und der unersättlichen Gier des Reichen (adquirendi insatiabile votum) Widerstand leistet, hier das Gütchen, das der Freigelassene des Cäsar

mit Gewalt an sich reißen will.[34] Sie erzählen uns von dem Grundbesitzer, der Virgils Lehre: „Exiguum colito — ein Kleines beackere!“ in die Tat umsetzt, und von dem anderen, der, anstatt seine Pflanzungen zu heben, sich in kommerzielle oder städtische Unternehmungen stürzt oder eine andere Villa kauft, da ihm das unum rus, das er besitzt, zu eng wird und er nach dem Acker seines Nächsten begehrt, wobei er nicht einmal vor Gewalt zurückschreckt.[35] Martial begnügt sich mit einem parvum rus, das ihm Gemüse und Eier liefert, einem rus minimum, einem Garten in der Vorstadt von der Größe einiger Jugera, der ihn mit seinen frischen, duftenden Erträgnissen versorgt.[36]

Auch der Ackersleute tun die Dichter Erwähnung; aber nicht Sklavenmassen führen sie uns vor Augen, sondern viel häufiger freie Kolonen; mit Rührung gedenkt Horaz des pauper colonus, der inopes coloni, der armen Kolonen. Das kleine rus hat seinen Kolonen,[37] der mit seiner Familie arbeitet, im Notfall, wenn die Arbeit drängt, von gemieteten Tagelöhnern unterstützt. Es gab Grundbesitzer, die abseits von den Städten ihr Land selbst bebauten und sich von weitläufigen, riskanten Geschäften fernhielten,[38] während wieder andere die Bearbeitung ihrer Felder Kolonen anvertrauten, mit denen sie den Ertrag teilten. Diese Kolonen sind die in einer Inschrift[39] erwähnten tenues rustici; nur selten wird dieser produktiven Massen gedacht, die von Geschlecht zu Geschlecht den Boden befruchteten und die müßige Klasse der possessores unterhalten mußten, ohne es je zu eigenem Besitz zu bringen — der Tagelöhner müßte denn einen Schatz finden, um sich ein kleines Gütchen kaufen zu können.[40]

Dagegen zogen ständig neue Elemente aus den Städten hinaus aufs Land, die ihr Vermögen in Grund anzulegen suchten: Klienten und Freigelassene, von ihrem Herrn mit einem Gütchen beschenkt, oder reich gewordene Krämer, Leute, die in Ausübung eines freien Berufs Ersparnisse machen und sich davon ein kleines Grundstück kaufen konnten. Auch niedrigere Schichten der städtischen Bevölkerung können es zu eigenem Grundbesitz bringen, da

für Neuankömmlinge immer noch genug Parzellen da sind. Hier könnte man ein Geschichtchen erwähnen, das wir bei Horaz finden: ein Klient ist durch seinen Handel zu Vermögen gekommen, kauft seinem Patron ein Landgut ab und bearbeitet es jetzt mit Feuereifer, bevölkert die Ställe und gräbt seinen Weinberg um. Aber dank seiner Unerfahrenheit bleibt der rechte Erfolg aus: Seuchen dezimieren seine Herden; da gibt er das Unternehmen auf und kehrt zu seiner altgewohnten Beschäftigung zurück.[41]

Die Gelehrten, die das Verschwinden des kleinen Grundeigentums behaupten, zitieren für gewöhnlich Virgil,[42] der es als Ausnahme und Merkwürdigkeit erwähnt, als eine weder allgemein verbreitete noch alltägliche Erscheinung. Man beruft sich auch darauf, daß Juvenal,[43] wenn er die Landwirtschaft der guten alten Zeit mit der seiner Epoche vergleicht, den kleinen Grundbesitzer von ehedem dem großen Grundherrn der Kaiserzeit gegenüberstellt. Auch Horaz hat man als Kronzeugen für die Vorherrschaft des Latifundiums anrufen wollen. Aber Horaz spricht mindestens ebenso oft vom kleinen Grundbesitz und von freien Kolonen, desgleichen auch Martial, Tibull, Properz und Catull,[44] die die tatsächlichen ökonomischen Verhältnisse besser wiedergeben als Juvenals Klagelieder, die nur poetische Gemeinplätze darstellen.

Nicht nur in Italien, auch in den Provinzen und sogar in Afrika[45] gab es eine bedeutende Klasse, ein ganzes „Volk" kleiner Grundbesitzer, Plebejer, freier Bauern, die, wenn auch nicht in Rom, so doch in den anderen Teilen des Reiches das wichtigste Element der ganzen Wirtschaft darstellten. Das altrömische Leben wird einem unerklärlich bleiben, will man die Existenz dieser Klasse in Abrede stellen, die wirtschaftlich und politisch den Mittelpunkt von Stadt und Land bildet. In den Städten war die Bevölkerung in plebs urbana, aratores, negotiatores (niederes Stadtvolk, Pflüger und Handelsleute)[46] eingeteilt; die aratores oder possessores, die Grundbesitzer, bildeten eine zahlreiche Klasse, sie waren nach dem Steuerzensus eingeteilt und hatten Zutritt zu den höchsten Gemeinde- und Staatsämtern. Unter

den possessores finden sich ebensogut Latifundienbesitzer als auch Leute, die nur 25 Jugera ihr eigen nennen: alle sind sie possessores, wenn sie auch keine einheitliche Klasse bilden, sondern nach der Größe und Ausdehnung ihres Grundbesitzes abgestuft sind. Die einen, die Latifundienherren, heißen potentiores, die Mächtigeren, die anderen nennen sich kleine oder mittlere Grundbesitzer oder schlechtweg possessores. Sie alle nähren sich von den Erträgnissen ihres Bodens, während die negotiatores und artifices von ihrem Handel oder Gewerbe leben; dann kommt das niedere Volk und die Armen, die man wieder in zwei Klassen teilte, eine mit ein bißchen Hab und Gut (res familiaris) und eine ganz unbemittelte.[47] Der eine Umstand, daß sie nicht zu arbeiten brauchten wie die Handeltreibenden und Handwerker, vereinte die Grundbesitzer zu einer Klasse trotz der verschiedenen Größe ihrer Besitztümer; sie blieben immer von den unteren Klassen geschieden, von denen sie sich durch irgend einen schönen Ehrentitel auszeichneten. Von seinen Renten leben, mögen sie groß oder klein sein, das ist das einzige, was in dieser Gesellschaft Ansehen verschafft, in der die Arbeit erniedrigt und verachtet ist. Von seinen Renten leben, mag auch die Steuerquote nicht zu einem Staatsamt langen, das ist die Hauptsache. Ein bißchen Land zu besitzen und von einem Kolonen beackern zu lassen, in der Stadt zu wohnen, auf dem Forum zu bummeln, von den Erzeugnissen seines Landes, die fremde Arbeit hervorgebracht, zu leben und müßig zu gehen, das ist der ganze Ehrgeiz der Klasse, die wir als Bourgeoisie des alten Rom bezeichnen können. Wie die heutige lebt sie in der Stadt;[48] sie ist stolz darauf, im Gegensatz zu den agricolae, den Landleuten, als cives, Bürger, als incolae, Insassen der Stadt, zu gelten;[49] im Sommer geht sie aufs Land[50] — eins der größten Vergnügen für die alten Römer, wie auch heutzutage noch für die romanischen Völker — und kommt im Herbst wieder nach Hause. Die Kolonen, Sklaven, Pächter und Tagelöhner und die Kleinbauern, die eigenes Land haben (vicani propria habentes), bleiben draußen. Die possessores, ähnlich den heutigen possidenti der norditalienischen und toskanischen

Städte (im südlichen Italien hat dieser Name keine besondere prägnante Bedeutung), betrachten sich als die eigentlichen Bürger; das erklärt auch den Sinn, den das Wort civis, Bürger, in der römischen Welt hatte, und zeigt uns ferner, wie alteingewurzelt schon der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist, da ihre Stellung gegenüber dem Staate verschieden war.[51]

Diese Klasse war nicht streng abgeschlossen; ihr anzugehören war das höchste Ziel des Plebejer, des reich gewordenen Krämers, all derer, die durch Ausübung eines bürgerlichen Handwerkes oder Gewerbes zu Vermögen gekommen waren, durch einen kleinen Handel oder durch Submission von Leichenbegängnissen. Pensionierte Hauptleute, Schreiber, Pädagogen und Lehrer, die es in erniedrigenden Gewerben zu etwas gebracht hatten, alle suchten Ehre und Ansehen im Grundbesitz, der ihnen Tor und Tür zu den Gemeindeämtern öffnete, das Recht gab, den Ritterring zu tragen, und gelegentlich sogar zu Kredit verhalf.[52] Alle, die durch ihr Talent oder auf unsauberen Wegen Geld gemacht hatten, und sogar die Freigelassenen glaubten durch den Kauf eines Ackers oder noch besser eines Weinbergs einen Strich unter ihre Vergangenheit machen zu können.[53]

Auf dem Lande gab es andere Grundbesitzer, die wir von den in der Stadt lebenden unterscheiden müssen, kleine agricolae, vicani propria possidentes, die ihre agelli selbst beackerten und mit ihrem Schweiße düngten. Varro und Columella erwähnen sie; man trifft sie in allen Teilen des Reiches.[54]

Um die Existenz des kleinen Grundbesitzes und dieser Klasse von Grundbesitzern noch besser zu erweisen, können wir als Quellen die Gesetzesbestimmungen der Kaiserzeit anführen, die ihrer im Überfluß Erwähnung tun. Wenn sie auch aus dem dritten, vierten und fünften Jahrhundert stammen, so kann man sie doch auch bei der Untersuchung älterer Zustände zu Rate ziehen, denn die Verteilung des Grundeigentums verändert sich nicht sprunghaft, sondern sie wurzelt tief in der Vergangenheit. Das gilt noch für unsere heutige Zeit, wenn auch lange nicht in dem Maße

wie fürs Altertum, wo sich wirtschaftliche Umwälzungen viel langsamer vollzogen, so daß sie uns nahezu unbemerkbar bleiben können. Deshalb sind diese Beweisstellen, die ich noch anderweitig anführen werde, wohl geeignet, die vorhergehenden Argumente zu stützen und die Existenz und Bedeutung des kleinen Grundbesitzes in den letzten Tagen der Republik und zu Beginn des Kaisertums darzutun.

Der Großgrundbesitz erfordert, um lebensfähig zu bleiben, besondere Institutionen, die ihm den Rücken stärken, und die waren im alten Rom nicht vorhanden: vor allem muß das Erbfolgerecht dahin geregelt sein, daß die Unteilbarkeit des Besitztums gewährleistet ist. So etwas gab es in Rom nicht, das Latifundium fand in den Gesetzen nicht den Rückhalt, der es anderwärts am Leben erhält. Das römische Erbrecht setzte den Grundbesitz der Gefahr einer immer weitergehenden Zertrümmerung aus.[55] Es herrschte eine starke Neigung zu fortgesetzter Teilung der Erbschaften, was notwendig die Zerstückelung des Bodens zur Folge haben mußte. Man versuchte diese Konsequenz durch eigene Gesetze hintanzuhalten, die vielleicht vom Klasseninteresse diktiert waren. Noch eine Gepflogenheit war sehr beliebt, die, Legate zu vermachen;[56] die Lex Voconia suchte hier einschränkend zu wirken. Da die Güter oft durch Frauen aus der Familie hinauskamen, so verbot das Gesetz einem jeden grundbesitzenden Bürger mit einem Steuersatz von 100 000 As (zirka 16000 Mark), eine Frau zur Erbin einzusetzen. Um aber die Übertretung dieses Verbots durch die Einsetzung von Legaten zu verhindern, verbot man dem Erblasser dieser Steuerklasse, einer Frau mehr als die Hälfte seiner Güter als Legat zu vermachen.[57] Diese Maßregel blieb ohne jede Wirkung, und das Gesetz, das die Freiheit einschränken wollte, über seine Güter verfügen und sie zerstückeln zu dürfen, erschien unnütz und grausam. Viele ließen sich lieber in die untersten Steuerklassen einschreiben und verheimlichten ihren Reichtum, um nach Belieben über ihn verfügen zu können;[58] andere nahmen ihre Zuflucht zum Fideikommiß. Ein anderes Gesetz schließlich,

das der Zersplitterung des Grundeigentums steuern sollte, mußte sich damit begnügen, den Erben ein Viertel als Pflichtteil zu garantieren (Falcidische Quart). Das hieß aber die volle Freiheit anerkennen, nach seinem Belieben testieren, mit anderen Worten, das Erbgut teilen zu dürfen.

Man hat, um das Verschwinden des kleinen Grundbesitzes zu erweisen, die Anziehungskraft, die das Latifundium ausüben sollte, ins Treffen geführt, aber die Schlüsse, die man daraus hat ziehen wollen, beruhen ausnahmslos auf irrigen Voraussetzungen. Wir werden sie später noch genauer zu untersuchen haben, wenn wir die Grundlagen der Agrarwirtschaft behandeln. Aber das können wir gleich vorwegnehmen, daß man den unheilvollen Einfluß des Latifundiums maßlos übertrieben hat. Zu Zeiten, wo die Bevölkerungsdichte so gering ist, ist das Latifundium kein Unglück für die Volkswirtschaft: es ist eben einfach eine weite Fläche Landes, keine machtvolle, produktive Einheit. Das Latifundium konnte damals seinen kleineren Nachbarn nicht durch die Intensität seiner Produktion, die weiteste Verwendung von Kapitalien und die Hinauftreibung der Grundrente gefährlich werden, wie es in England geschah, dem klassischen Lande des Großgrundbesitzes. Wir werden sehen, daß im alten Rom diese besonderen ökonomischen Ursachen gar nicht vorhanden waren, die, ein Ausfluß der Latifundienwirtschaft, heute den Ruin und das Verschwinden des kleinen Grundbesitzes bedingen. Dieser konnte sich, da er weder große Vorschüsse noch kraftvolle Produktionsmittel erforderte, mühelos behaupten. Ebenso das freie Kleinbauerntum: es war unabhängig von Sklaven oder Lohnarbeitern, die die Grundlage des Kapitalismus bilden, es hatte wenig von Krisen zu befürchten und brauchte sich um den Stand des Marktes absolut nicht zu kümmern. Denn es brachte so gut wie nichts zum Verkauf, weil der stärkste Konsument seiner Produkte der Grundbesitzer selbst und seine Familie war. Das ist auch der Hauptgrund, warum es durch die Einführung fremden Getreides und die unentgeltlichen Kornverteilungen so wenig

berührt wurde. Selbst heute ist der Kleingrundbesitzer noch relativ am sichersten vor politischen und wirtschaftlichen Schlägen, aber in früheren Zeiten galt das noch viel mehr als jetzt. Die römischen Schriftsteller sprechen ja ganz ohne Zweifel von der Vertreibung von Bauern, der Enteignung von Grundbesitzern: das kam damals wie heute vor, aber daraus darf man doch nicht gleich auf eine völlige Ausrottung des Kleingrundbesitzes schließen. Vielleicht hatten die Autoren dabei Vorgänge im Auge, die sich vor den Toren Roms abspielten, wo Ritter und Senatoren ihre Landsitze vergrößern und ihre Güter abrunden wollten. Wenn das Latifundium anderwärts zu Ausdehnung gelangte, so großenteils in Gegenden, wo Kriege die Städte zerstört und die Bevölkerung dezimiert hatten. Wo aber die Gewalt zurücktrat, wo nur ökonomische Kräfte im Spiele waren, da behielt der kleine Grundbesitz seine Bedeutung, da er die einzig mögliche Wirtschaftsform war, die der im Altertum herrschenden bäuerlichen Gesellschaft und der Naturalwirtschaft entsprach.

Fünftes Kapitel.

Die Güterproduktion.

Die Form der Produktion, die am tiefsten im sozialen Leben des Altertums wurzelte, war die Familienwirtschaft. Es ist eine feststehende Tatsache, daß, wie wir bereits erwähnt, die wirtschaftliche Organisation des ältesten Rom auf der Familie beruhte und daß sich der ganze Kreislauf von der Produktion zur Konsumtion innerhalb des Hauses und unter der Oberherrlichkeit des pater familias, des Familienoberhauptes, abspielte. Alle Mitglieder nahmen nach Maßgabe ihrer Kräfte an der Produktion teil, ohne Arbeitsteilung, ohne Spezialisierung, ohne geregelten Güteraustausch zwischen den einzelnen selbständigen wirtschaftlichen Einheiten. Der Sohn arbeitete Tag für Tag unter den Augen des Vaters: einer Arbeit außerhalb der Familie fehlte rechtlicher Schutz und rechtliche Anerkennung; dem alten Rechte war die Vermietung der Arbeit unbekannt, da in der Hauswirtschaft, die vorzüglich auf dem Ackerbau beruhte, die menschliche Arbeit weder differenziert noch wesentlich qualifiziert war und infolgedessen nicht in ihrer Anwendung für kurze, abgehackte Zeiträume, sondern nur in ihrer Gesamtheit rechtlich geschützt war. Dies genügt dagegen nicht auf einer Kulturstufe, wo Handarbeit eine Erwerbsquelle darstellt, und wo es Arbeiter gibt, die ihre Arbeitskraft auf den Markt bringen und die außerhalb des Wirtschaftsverbandes leben, für den sie arbeiten: sie werden nun für ihre Leistungen bezahlt und vom Gesetz geschützt, da die Zeit, in der ein bestimmter Wert geschaffen wird, eine bestimmt bemessene ist, während die Arbeit eines Menschen, der für seine eigene Wirtschaft und seine eigenen Bedürfnisse produziert, ununterbrochen vor sich geht und nur in ihrer Gesamtleistung gewertet werden kann.

Das Wirtschaftsleben spielte sich in der alten Zeit in ganz einfachen Bahnen ab: das ganze Volk produziert,

wie auch jede Familie und schließlich jeder einzelne selbst alles, was er am dringendsten braucht, die tägliche Nahrung, die fast ausschließlich aus Vegetabilien besteht. Die einzelnen Wirtschaften sind selbständig, ebenso sind auch die einzelnen Völker wirtschaftlich voneinander unabhängig.

Unleugbar trat ein Umschwung in diesen Verhältnissen ein, zumal in Rom und den größeren Städten. Die Zusammensetzung der Gens änderte sich mit dem Anwachsen der Bevölkerung, dem Aufkommen der Sklavenarbeit, der alte kommunistische Familienverband löste sich auf. Viele Gentes waren durch die Kriege stark dezimiert, die einzelnen Mitglieder, die überblieben, gelangten zu wirtschaftlicher Selbständigkeit. Die großen patriarchalischen Familien verschwanden aus den Städten, sie erhielten sich nur stellenweise auf dem flachen Lande, wo die Zersetzung der alten Wirtschaftsweise nur langsam vor sich ging, und in den vorwiegend bäuerlichen Kolonien. Noch zur Kaiserzeit konnte man Züge von Gentes sehen, die vom italischen Lande nach Rom pilgerten, um der ewigen Stadt ihre Ehrfurcht zu erweisen, sehr zur Belustigung der blasierten Städter, denen ihre gute alte Einfachheit, ihr altfränkisches Wesen, kurz ihre „Dörperheit“ lächerlich vorkamen.

Saßen viele Familien auf einem kleinen Gebiet zusammengedrängt, bildeten sie eine Stadt, so wurde die Hauswirtschaft bald durch die Stadtwirtschaft verdrängt. Arbeitsteilung trat ein, die Zahl der besonderen Berufe wuchs, Klassen von Handwerkern und Lohnarbeitern bildeten sich, kurz es kam zur Differenzierung der Tätigkeiten sowohl wie der Klassen und Vermögen. Wie weit geht nun die Umwandlung der Hauswirtschaft, wie weit ihre Verdrängung durch die Stadtwirtschaft? Um uns über ihre gegenseitigen Beziehungen Rechenschaft ablegen zu können, müssen wir vorerst die beiderseitige Wirkungssphäre und Arbeitsweise genau umreißen.

Das alte Haus wurde weniger von Religion und Traditionen als vielmehr von den rein materiellen Produktionsbedingungen beherrscht; um diese zu ändern, um der

wirtschaftlichen Organisation neue Formen aufzuprägen, dazu hätte es vor allem wesentlicher technischer Fortschritte bedurft. Doch diese blieben aus, jahrhundertelang verharrte die Technik auf demselben Standpunkt. Hauptsächlich aus diesem Grunde blieb die Hauswirtschaft während des ganzen Altertums die Grundlage der Privatwirtschaft; und wenn man auch in Rom von gewissen Umwälzungen sprechen kann, wenn gelegentlich die auf sich selbst beschränkte Hauswirtschaft höheren Formen weichen mußte, tiefer sind diese Veränderungen nicht gegangen, auch blieben sie auf die Städte beschränkt, Früchte eines rasch vorüberrauschenden Reichtums, die mit seinem Verbleichen dahinschwanden: daher die unausrottbare Zähigkeit der Hauswirtschaften auf dem Lande, daher ihr Wiederaufblühen in den Zeiten des Verfalls.

Noch in den letzten Tagen der Republik, ja selbst zur Kaiserzeit arbeitet die Frau mit ihren Sklavinnen, sie spinnt, sie webt im Atrium des Hauses. Es wird noch vieles im Hause hergestellt, was heute Produkt besonderer Gewerbe ist, die Technik ist einfach und der persönlichen Phantasie noch der weiteste Spielraum gelassen. Wenn auch das sittenlose Leben zu Columellas Zeiten[1] in der vornehmen Gesellschaft jedwede nützliche Beschäftigung der Frauen, wie Wolleweben, ausschloß, so blieben sie doch zum weitaus größten Teil dem Webstuhl und der Spindel wie in alter Zeit treu. Lanifica (Wollenweberin) zu heißen, ist immer noch ein Ehrentitel. Die kleine Hausfrau spinnt und webt die Wolle ihrer Schafe und sorgt für die Bekleidung ihrer Familie. Wenn sich die reiche Patrizierin auch nicht selbst mit häuslichen Arbeiten abgab, so war darum doch keineswegs deren Betrieb aus ihrem Hause verbannt; in der Werkstatt wurde hier unter Leitung eines lanipendius oder einer lanipendia (eines Spinnmeisters oder einer Spinnmeisterin, die einem jeden seinen Anteil Wolle zuwogen) gearbeitet. Weber und Weberinnen hatten besondere Räume zur Verfügung, und jedes Patrizierhaus hatte seine eigene Weberwerkstatt. Häufig lagen diese Werkstäten draußen auf dem Lande, so daß die Sklaven neben der Weberei auch den Ackerbau be-

treiben konnten und so niemals in Gefahr kamen, müßig zu gehen.

Kleiderluxus und Modelaunen waren dem einfachen Römer so gut wie unbekannt; das erleichterte der Familienmutter ihre Arbeit ungemein: die Stoffe webte sie selbst, und mit ein paar Stichen und Nadeln waren die Kleider für die Männer und Frauen des Hauses hergestellt. Ein ganzer Industriezweig fehlt sozusagen. Womöglich noch einfacher ist die Ausstattung der Wohnungen; die Alten entbehrten einer Reihe von Möbeln, Stoffen und Geräten, die heute selbst in den bescheidensten Häusern zu finden sind. All dies machte die Familie viel selbständiger und unabhängiger vom Markte und entband sie von der Notwendigkeit, große Einkäufe machen zu müssen. Selbst dem kleinen Grundbesitzer liefern seine Schafe Wolle genug, um ihn und seine Familie zu kleiden. Auch zu hungern braucht er nicht, denn sein Grund und Boden sorgt für seine Nahrung, die neben Schweinefleisch größtenteils aus Vegetabilien besteht, aus Korn, Gemüse, Wein, Essig und Öl.

Das gilt für die Städte. Auf dem Lande ist die Bevölkerung viel spärlicher gesät, die Familie umfaßt viel mehr Mitglieder und ist daher noch viel weniger vom Markt abhängig: jede einzelne Familiengruppe verschafft sich durch ihre eigene Arbeit die Rohstoffe für Nahrung, Kleidung und Wohnung. Andererseits hat eine schärfere Absonderung und größere Selbständigkeit jeder einzelnen Wirtschaft ohne Zweifel einen größeren Mangel an allem möglichen im Gefolge.

In den Familien mit Sklavenbetrieb sehen wir diese Sucht eines jeden Hauses nach absoluter Unabhängigkeit noch viel deutlicher hervortreten. Das Haus ohne Sklaven war doch zuweilen gezwungen, aus seinem engen Kreise herauszutreten und seine Zuflucht zum Handel zu nehmen, das reiche fand dagegen in der Sklavenarbeit alle nötigen Produktionsmittel, konnte seinen Wohlstand vergrößern, ja sogar gewinnbringende Überschüsse produzieren. Die Sklavenwirtschaft erweiterte die Selbständigkeit der einzelnen Familienmitglieder, da sie nicht mehr eng auf ihre

gegenseitige Hilfe angewiesen waren, und gestattete, die Lücken des alten Hausbetriebs auszufüllen. Das Haus eines Reichen war ein vollkommen selbständiger Organismus. In der Tat hatten die großen Häuser neben Webern auch noch Schmiede, Schneider, Tischler und Walker unter ihren Sklaven. Sie hatten ihre eigene Mühle, ihren eigenen Backofen, ja ihren eigenen Friseur und sogar einen Goldschmied. Es war für die reichen Familien eine Art von Ehrensache, sagen zu können, der ganze Bedarf ihres Hauses werde durch eigene Arbeit gedeckt:[2] alles, Luxusgegenstände nicht ausgenommen, wurde im Hause hergestellt. Die Grabmäler von Sklaven der Livia Augusta und der römischen Kaiser trugen viele Inschriften, die sie als Sticker, Vergolder, Ziseleure, Maler, Baumeister und Bildhauer priesen. Cato hatte gelehrt, der Familienvater solle verkaufen, nicht kaufen, und Varro, man solle nicht Dinge kaufen, die auf eigenem Boden wachsen oder durch die Hausgenossen hergestellt werden könnten.[3] Kleine wie große Grundbesitzer befolgten diese Regel, die einen arbeiteten mit Hilfe freier Kolonen für den eigenen Bedarf, die anderen mit Sklaven — neben der Deckung eigener Bedürfnisse vergaßen sie auch nicht die Erzielung eines gewinnbringenden Überschusses. Tatsächlich ließen die Großgrundbesitzer zur Mehrung ihrer Einkünfte und zur besseren Ausnützung ihrer Sklavenherden diese für den Markt arbeiten und führten auf ihren Ländereien allerlei Nebenindustrien ein:[4] sie ließen das Holz ihrer Wälder bearbeiten, Wagen und Ackergeräte herstellen; wenn sie einen Steinbruch oder eine Tongrube ihr eigen nannten, so ließen sie Backsteine und Ziegel streichen und Töpfe und Trinkschalen brennen. Das opus doliare, die Fabrikation von (tönernen) Fässern, war eine auf vielen großen Gütern übliche Spekulation; uns sind verschiedene Fabrikzeichen bekannt, manche Produkte waren über das ganze Reich verbreitet. Der Sklave verband die industrielle mit der Feldarbeit, und die Zeit, die ihm diese ließ, verwandte er auf jene.[5] Diese Art Industrie diente zunächst der Deckung des häuslichen Bedarfes, dann aber nahm sie an Bedeutung zu: der Überschuß wurde auf den

Markt abgeführt.[6] So steuerte der Großgrundbesitzer einem der schweren, der Sklaverei und der Extensivwirtschaft anhaftenden Übelstände, daß die Sklaven während großer Zeitspannen unbeschäftigt blieben. Auf diese Weise konnte die Hauswirtschaft das Feld ihrer Tätigkeit erweitern, ohne darum ihren ursprünglichen Charakter einzubüßen, unter Mithilfe aller, die die familia zusammensetzten.

Bekannt ist die Stelle bei Petron: „Omnia domi nascuntur — alles wird im Hause hergestellt." Er liebt zwar die Übertreibung in seinen Satiren, aber im Grunde waren die Römer wirklich viel schlechtere Käufer als die Griechen und produzierten möglichst alles im Hause. Ob hoch oder niedrig, jedes Haus war in letzter Linie eine nimmer ruhende Werkstatt mit eigener oder mit Sklavenarbeit: der Herr, der Sklaven und Land besaß, brauchte nichts für sie zu kaufen, da die Sklavinnen für die Kleidung ihrer Mitsklaven sorgten.[7] Wäre es anders gewesen, hätte der Herr kaufen müssen, was die Sklaven brauchten, so wäre damit der Sklavenwirtschaft das Todesurteil gesprochen gewesen. Im Gegenteil, sie verzehrten die Produkte des Landes ihres Herrn und verarbeiteten den etwaigen Überschuß für den Markt. Sklaverei und Grundeigentum hingen aufs engste zusammen: eins konnte nicht ohne das andere existieren, daher besaß, wer kein Land hatte, für gewöhnlich auch keine Sklaven.

Für einen Reichen war es nicht minder entehrend, etwas kaufen zu müssen, als in einem Miethause zu wohnen. Horaz beschreibt uns, was ein armes Haus ist: „Exilis domus est, ubi non et multa supersunt — arm ist das Haus, wo nicht vieles im Überfluß vorhanden."[8] Ein jeder, der es sich leisten kann, soll nach Maßgabe seiner wirtschaftlichen Stärke eine domus instructa oder recta, ein wohlbestelltes Haus haben.[9] Ein solches Haus liefert dem Familienvater alles, dessen er benötigt; zu diesem Zweck muß er seine Bodenwirtschaft so anordnen, daß nur wenig zu kaufen bleibt, ja, wenn er viel Land zur Verfügung hat, daß er einen Überschuß zu verkaufen hat. Ein wohlgeordnetes Hauswesen hat den fundus instructus zur Grundlage. Nach Ulpian braucht ein Landgut fol-

gendes: einen Bäcker, Müller, Schmied, eine Frau, die das Feuer behütet, die villica (Wirtschaftsverwalterin), Weiber, welche backen, spinnen, weben, den Männern zur Hand gehen und für die Mahlzeiten sorgen; ferner Männer, denen die Herstellung des Hausgeräts und des Geschirrs für die Pferde obliegt. Domus instructa und fundus instructus ist das Haus und der Grund, der wirtschaftlich sich selbst genügt (Autarkie), der städtische und bäuerliche Sklaven beschäftigt; diese müssen produzieren, was die Bewohner des Hauses und Grundes konsumieren, und je nach den Umständen die verschiedensten Hantierungen übernehmen. Wegen des Tücherwebers, das heißt desjenigen, der für die Bekleidung zu sorgen hat, fragt Ulpianus, ob er auch zum Inventar des Gutes gehört; er bejaht die Frage, soweit ein Gut in Betracht kommt, das der Herr ständig bewohnt. Der fundus instructus soll eine Weberwerkstatt haben, in der die Ackerleute nach beendeter Feldarbeit beschäftigt werden sollen.

Je größer der Grund war, um so leichter konnte er seine Selbständigkeit wahren, besonders das Latifundium, auf dem eine Sklavenbevölkerung saß, die sich mit gewerblicher Produktion und der Verarbeitung der Produkte für den Verkauf befaßte, die für die häusliche Konsumtion überflüssig waren. Der kleine Grundbesitzer konnte dagegen, mochte er noch so lebhaft und fleißig industriell tätig sein, nicht isoliert bleiben, er bedurfte der Hilfe seiner Nachbarn oder des nächsten Marktes. Nach Möglichkeit soll alles im Hause hergestellt werden; im Notfall soll ein guter Familienvater zu seinem Nachbarn gehen und eintauschen, was er braucht. Juvenal empfiehlt: „Quidquid domi non est et habet vicinus, ematur — was nicht im Hause ist und was der Nachbar hat, soll man kaufen.“[10] Dies gilt selbstverständlich nur für ein Haus in Verbindung mit Grundbesitz, der alle Rohstoffe liefert, die die Sklaven dann weiterverarbeiten. Der Römer konnte sich eine domus instructa ohne dazugehörigen Boden nicht vorstellen: deshalb galt der Boden für die Macht, die Freiheit und Ehren und wirtschaftliche

Selbständigkeit garantierte, während heute das bewegliche Kapital die Grundlage zu allem bildet.

Auf dem Latifundium ist die wirtschaftliche Unabhängigkeit naturgemäß noch viel größer. Der Besitzer ist industrieller Unternehmer und Kaufmann. Er verkauft direkt den Überschuß seiner Produkte, wie es die Großgrundbesitzer in den toskanischen Städten heute noch tun. Rings um seine Häuser in der Stadt standen Buden, in denen Sklaven Korn, Wein und Öl verkauften, die auf ihres Herrn Boden gewachsen waren. Die Rohstoffe, die er nicht verkaufte, mußten seine Sklaven zu Industrieprodukten verarbeiten, die er dann zu Markte brachte.

Die industrielle Tätigkeit des Großgrundbesitzers ist einer der wichtigsten Faktoren, die den Charakter des antiken Wirtschaftslebens bestimmten. Damit hängt die Zurückdrängung der Städte mit ihrer besonderen Wirtschaftsform in Zusammenhang überall da, wo das Latifundium herrschte, während dieses wiederum an Bedeutung und Verbreitung verlor und dem kleinen Grundbesitz weichen mußte, wo die Stadt mit ihrem Gewerbe blühte.

Rodbertus hat zuerst, wenn auch mit Übertreibungen, auf den industriellen Charakter des Latifundiums hingewiesen. Klarer und richtiger schreibt Karl Marx:[11] „Bei der eigentlichen Naturalwirtschaft, wo gar kein oder nur ein sehr unbedeutender Teil des agrikolen Produkts in den Zirkulationsprozeß eintritt und selbst nur ein relativ unbedeutender Teil des Teils des Produkts, der die Revenue des Grundeigentümers darstellt, wie zum Beispiel auf vielen altrömischen Latifundien, wie auf den Villen Karls des Großen und wie mehr oder weniger während des ganzen Mittelalters, besteht das Produkt und das Mehrprodukt der großen Güter keineswegs bloß aus den Produkten der agrikolen Arbeit. Es umfaßt ebensowohl die Produkte der industriellen Arbeit. Häusliche Handwerks- und Manufakturarbeit, als Nebenbetrieb des Ackerbaus, der die Basis bildet, ist die Bedingung der Produktionsweise, worauf diese Naturalwirtschaft beruht....“

Die Macht der reichen römischen Häuser ist bekannt genug: Sklaven, Freigelassene und Klienten standen in reicher Zahl in den Diensten der Großgrundbesitzer. Die ergastula waren Werkstätten, wo gearbeitet wurde, wenn die Feldarbeit beendet oder unterbrochen war; so konnte man einem Übelstand der Sklavenwirtschaft steuern, der darin bestand, daß die auf dem Felde beschäftigten Sklaven ernährt werden mußten, auch wenn sie nicht arbeiteten: sie wechselten einfach ihre Tätigkeit. Da der Domus alle zur Fabrikation notwendigen Rohmaterialien zur Verfügung stehen, da es selbst in der familia urbana, dem städtischen Sklavengesinde, artifices (Handwerkersklaven) gibt,[12] so lehren Notwendigkeit und Geschäftssinn, aus diesen Umständen Nutzen zu ziehen. Um das Material besser auszunützen, wurden die Sklaven angelernt, durch ihre Fachkenntnisse sorgten sie dann für erhöhten Profit.

Auf diese Weise waren Grundrente und Profit in derselben Hand vereinigt; alles, Industrie, Handel und Wucher, konzentrierte sich im reichen Großgrundbesitzer; dies erklärt uns die Anschauung von Rodbertus, daß zwischen Kapital und Grundbesitz kein Unterschied bestand. Solange die Familie ihren Bedarf mit den Erzeugnissen ihres Bodens und ihrer Handarbeit deckten, war das Haus des großen wie des kleinen Grundbesitzers, wenn auch in verschiedenem Maße, von der Naturalwirtschaft beherrscht.

Aber nicht alles, was eine für sich abgesonderte Wirtschaft braucht, kann das Haus selbst produzieren, namentlich dann nicht, wenn es klein ist. Auch gibt es eine große Menge Menschen, besonders solche ohne Grundbesitz, die nicht selbst produzieren und auf die Produkte der Arbeit anderer angewiesen sind. Ferner, je mehr die alte patriarchalische Familie aus den Fugen geht und sich verkleinert, um so mehr nimmt die Zahl der fürs Haus arbeitenden Mitglieder und damit die Produktivkraft der Hausgenossenschaft ab. Alles das gibt den Anstoß zum Emporkommen des Handwerks, oder vielmehr, das Handwerk löst sich aus den Familienbanden, wird selbständig und stellt sich in den Dienst der Öffentlichkeit. Diese Abspaltung beginnt schon in den frühesten Zeiten der römischen Geschichte; schon da

stoßen wir auf freie Gewerbe, ja auf Handwerkerkorporationen: ein Beweis für die weit vorgeschrittene Arbeitsteilung. Diese Differenzierung blieb nicht etwa rudimentär, sie entwickelte sich; denn man kam bald zu der Einsicht, je mehr sich der einzelne spezialisierte, um so geschickter wurde er in seinem Fache. Dies war notwendig, um einerseits dem Geschmack des Publikums Rechnung tragen, andererseits erfolgreich gegen die Konkurrenz ankämpfen zu können. Allein die Spezialisierung konnte den Fortschritt des Handwerks garantieren, sich der Mode anpassen, sich die Geheimnisse anderer aneignen und rasch und gut produzieren. Daher die immer weitergehende Arbeitsteilung, die Spezialisierung der Tätigkeit des einzelnen, zumal in den Städten — aber alles in viel, viel engerem Maßstab als in der heutigen Zeit.

Schon der alte römische Handwerker wußte ganz gut, daß Platos Rat berechtigt war: „Man schafft mehr, besser und leichter, wenn man sich nur auf sein Fach beschränkt." Er kam indes nur schrittweise zu einer derartigen weitgehenden Spezialisierung und verlor dabei nie seinen eigentlichen Ausgangspunkt; Arbeitsteilung finden wir übrigens auch nicht überall, denn in den kleinen Städten mit beschränktem Absatzgebiet mußten die verschiedenen Zweige eines Gewerbes notwendig in einer Hand vereinigt bleiben.

In Rom finden wir also schon frühzeitig eine starke, Industrie treibende Klasse; schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert waren infolge weitgehender Arbeitsteilung sämtliche industriellen Handwerke vertreten.[13] Wer nicht zu Hause Nahrung, Kleidung und Hausgerät herstellen konnte, überließ dies einem anderen, technisch Gebildeten, der ein Gewerbe ausübte und von seiner Arbeit lebte. Die kleinen Leute in der Stadt haben keine Vorräte zu Hause liegen; sie leben in den Tag hinein, sie gehen zum Bäcker um Brot, zu einem anderen um gebackenen Fisch usw. Das von Staats wegen gespendete Korn wandert zum Bäcker, damit er Brot daraus macht, ebenso verkaufen die Bäcker auch Brot, zu dem sie das Mehl in den staatlichen Kornmagazinen oder bei irgend einem privaten

Großhändler kaufen. Seit der Einrichtung der Kornverteilungen wurden die Bäcker unter staatliche Aufsicht gestellt, in einer Innung organisiert; ihre Bedeutung verdankten sie der Tatsache, daß Brot das Hauptnahrungsmittel der alten Italiker war. Im vierten Jahrhundert gab es 254 Bäckereien in Rom.

Neben den Bäckern traten die übrigen Nahrungsmittelgewerbe, die heute eine so große Bedeutung beanspruchen, ganz zurück; sie fehlten entweder völlig oder waren nur schwach entwickelt. Milch, Käse, Gemüse und Obst brachten die Bauern vom umliegenden Lande jeden Morgen zur Stadt. Es gab Gasthäuser, wo Essen gekocht wurde für das niedere Volk, für Arbeiter, Sklaven, Fremde, für die ganze müßige Masse, die von den Kornspenden lebte, für die Klienten, die in diesen verräucherten Spelunken die Sesterzen verpraßten, die sie bekommen hatten, und schließlich auch für Besserbemittelte, die keinen Koch hatten; wenn man bei einer besonderen Gelegenheit einen brauchte, so mietete man ihn sich eben.[14] Die Küche der Stadt- und Landbevölkerung hatte nichts mit jener gemein, für die Apicius seine Traktate schrieb, für die Erde, Luft und Meer beisteuern mußten und deren Chefs Gehälter bezogen, wie sie nie ein griechischer Philosoph zu Gesicht bekommen hatte. Als in Rom außer Korn auch noch Öl und Fleisch verteilt wurden, verlor dies Speisungsgewerbe allmählich an Bedeutung; es blieb auf die kleinen Läden beschränkt, wo im kleinen die Nahrungsmittel verkauft wurden, die im großen in den Häusern der Reichen gekauft waren.

Zu keiner bedeutenden Entwicklung konnte es die Bekleidungsindustrie bringen. Der Luxus, besonders in der Frauenkleidung, hatte natürlich einer Fülle von Gewerben das Leben gegeben. Plautus[15] zählt 26 verschiedene Industriezweige für die Toilette einer einzigen Dame auf, außer einem Heer von Kammerfrauen. Aber alle diese Gewerbe bildeten die Beschäftigung von ebensoviel Sklaven, die in reichen Häusern ja ganze Heere bildeten. Die Namen der vestifici und vestificae (Schneider und Schneiderinnen) figurieren in der Liste der Sklaven,

denen die Garderobe ihres Herrn anvertraut war.[16] Aber in weniger bemittelten Häusern mußte sich die Frau, und ebenso mußten sich jene, die keine Familie hatten, Proletarier und Sklaven, an Händler wenden, die immer Tuniken, Togen und Schuhe zu verkaufen hatten, von besserer oder minderer Qualität.[17] Diesen Handel betrieb zum Beispiel Remmius Palämon, der, ursprünglich ein Webersklave, später ein berühmter Sprachgelehrter wurde; er erwarb sich durch seinen Unterricht ein gewisses Vermögen und legte es dann teils in Weinbergen, teils in einem Laden mit fertigen Kleidern an.[18] Diese vestiarii oder negotiatores vestiarii (Kleiderhändler) hatten manchmal eigene Werkstätten, in denen sie Sklaven oder Freigelassene arbeiten ließen; aber im allgemeinen waren sie nur Verkäufer und kauften Stoffe und fertige Kleider auf dem Lande, wo sie in den einzelnen Hauswirtschaften hergestellt wurden, die, was sie nicht selbst brauchten, verkauften, oder in den großen Häusern, wo die Sklaven während des Winters webten, schneiderten und ihre Produkte verkaufsfertig machten. Es gab auch Spezialgeschäfte für besondere Kleidungsstücke, und auf der untersten Stufe finden wir die Händler mit alten Kleidern, die Sklaven und Bettler zu Kunden hatten. Hier muß freilich bemerkt werden, daß die Alten wenig Kleider verbrauchten; im Hause trug man eine Tunika, auch die Frauen waren nur ganz einfach gekleidet, die Toga trug man nur beim Ausgehen. Man schlief nackt. Der Sklave bekam jährlich eine Tunika und alle zwei Jahre ein Sagum, einen groben Mantel.[19]

Wir können es uns sparen, eine Liste all der Gewerbe aufzustellen, die uns die alten Schriftsteller und Inschriften überliefern. In den alten Städten waren die meisten Handwerker und Arbeiter in einzelnen Straßen und Gassen nach ihrem Gewerbe vereint, oftmals in Innungen. Es gab Färber, Walker, Tischler, Goldschmiede, Eisen-, Leder-, Holz- und Elfenbeinarbeiter, Töpfer, Glaser, Schlosser, Sichelmacher, Salbenhändler, Apotheker usw. Natürlich war die Zahl der Gewerbe in Rom sehr beträchtlich, da Rom der Hauptpunkt von ganz Italien

war, aber ebenso zum Beispiel auch in Pompeji.[20] Man kann auch sagen, daß jede Stadt ihre Brennöfen für Backsteine, Ziegel, Krüge, Lampen, Töpfe und auch für Statuetten und Amulette, ihre Metallgießereien, Färbereien, Tischler- und Schmiedewerkstätten, ihren Friseurladen, ihre Gerberei und ihre Läden hatte, wo man die merces popularibus usibus aptae, die Waren für den gemeinen Hausgebrauch, bekam. Es existierte mit einem Worte eine dauernde Ausübung von Gewerben, eine industrielle Handwerkerklasse, die für das Publikum arbeitete, der Verkauf von Industrieprodukten, kurz alles, was für die Stadtwirtschaft charakteristisch ist.[21]

Die Frage, die uns hier interessiert, ist die, wie diese Gewerbe ausgeübt wurden, ob es einen Fabrikbetrieb gab, ob das Kapital zu industriellen Zwecken verwandt wurde, ob die Groß- oder Kleinindustrie vorherrschte, und ob und in welchem Maße freie Lohnarbeiter beschäftigt wurden.

Dabei können wir die kaiserlichen und staatlichen Fabriken übergehen, die Waffen und Kleider für die Heere produzierten; den Anstoß zu ihrer Einrichtung gab das Fehlen großer Privatwerkstätten, die imstande gewesen wären, die kaiserlichen Heere mit allem Nötigen auszustatten.

Die genannten Gewerbe wurden von Freien, von Sklaven und von Freigelassenen ausgeübt. Aber arbeitete der Handwerker isoliert in seiner Werkstatt auf Bestellung, begnügte er sich damit, die Wünsche des einzelnen Kunden und Auftraggebers zu befriedigen, so wie heute noch unsere Dorfschuster und -tischler? Oder produzierte er auch ohne festen Auftrag für den Verkauf? Gab es eine Großindustrie, die Fabrik im heutigen Sinne, die produziert, den Markt beherrscht und, wenn nötig, auch exportiert?

Nach den Überlieferungen der alten Schriftsteller und Rechtsgelehrten sowie nach den alten Inschriften und Bildwerken arbeitet der Handwerker in seinem Laden, mit einem Gesellen oder Kinde, mit wenig und primitivem Werkzeug; oder er zieht von Ort zu Ort, besonders auf dem Lande. Daneben finden wir auch Handwerker, die ihre Arbeit tageweise an eine einzelne Hauswirtschaft vermieten und mit ihrem besonderen Handwerkszeug von

einer zur anderen ziehen; ihr Lohn besteht in Naturalien. In vielen Zweigen arbeitet der Handwerker also auf Bestellung, er führt die Aufträge der Konsumenten aus, nach ihrem Geschmack, mit dem von ihnen gelieferten Rohmaterial; noch heute wird dies Verfahren auf dem Lande von Schustern, Schneidern, Tischlern usw. angewandt. Nur in Gewerben, die bei Aufwendung geringerer Mittel mit sicherem Absatz rechnen können, oder im Kunst- und Luxusgewerbe, also bei der Produktion von Gefäßen und Kunstwerken, produziert der Arbeiter für den Verkauf, für den Markt. Mag der Gegenstand sein, was er will, er ist im wesentlichen ein Produkt seiner Arbeit, hergestellt mit den einfachsten Mitteln und Werkzeugen, das heißt also, das Kapital spielt keine oder nur eine beschränkte Rolle. Ist in den Inschriften von einem Handwerker die Rede, so können wir sicher sein, daß es sich um einen kleinen Handwerker handelt, wie sie auch das Mittelalter und die Neuzeit kennt, bevor die Großindustrie ihnen den Garaus macht.[22]

Es ist viel über die Existenz und die Entwicklung einer freien Arbeiterklasse im alten Hellas und Rom geschrieben worden,[23] und dem haben wir nichts hinzuzufügen. Es läßt sich nachweisen, daß die freie Arbeit selbst gegenüber der Schmutzkonkurrenz der Sklavenarbeit nicht nur bestehen, sondern sich auch weiterentwickeln konnte und alle Umstände ausnützte, die diese Entwicklung begünstigten. Das niedere Volk bestand durchaus nicht bloß aus Tagedieben, die zu jeder Arbeit unfähig von den Geschenken ihrer Schutzherren oder von den Staatsspenden vegetierten. Sondern viele arbeiteten auch unter den kleinen Leuten, und überall finden wir der freien Arbeiter Erwähnung getan. Ein Beweis mehr dafür ist auch die Existenz von Kollegien, in denen sie organisiert und einer gewissen Disziplin unterworfen waren, um die geregelte Ausführung von bestimmten staatlichen Leistungen zu gewährleisten. Auch die Steuern, die auf der freien Arbeit lagen, zeugen von ihrer Bedeutung. Und sie existierte nicht nur, nein, man gab ihr, wie wir noch ausführen werden, sogar den Vorzug vor der Sklavenarbeit in den

mühelosesten, angesehensten, bestbezahlten Gewerben und Künsten.

Selbst in den Zeiten des größten Überflusses an Sklavenarbeit gab es neben ihr noch freie Handwerker, die außer ihrer Fertigkeit auch ihre eigenen Produktionsmittel besaßen. Die Technik war sehr einfach; es war daher kein großes Betriebskapital notwendig. Das wenige, was der Arbeiter brauchte, vererbte sich in der Familie ebenso wie das Handwerk selbst. Er fabrizierte, leitete die Produktion und verkaufte.

Nichts ist einfacher als die Entwicklungsgeschichte dieser freien Arbeit. Mit dem Anwachsen der Städte und der Sprengung des alten Familienverbandes lösten sich die einzelnen Gewerbe von ihm los, das Individuum stellte sich in den Dienst der Allgemeinheit. Viele freie Männer, die gar keinen oder nur geringen Grundbesitz zu eigen haben, suchen ihre besonderen Fertigkeiten auszubeuten. Eine Zeitlang vereinen sie die Ausübung der Landwirtschaft mit der irgend eines Gewerbes, aber bald, nach Verlust ihres Grundeigentums, sind sie nur mehr Handwerker ohne jegliche Nebenbeschäftigung. Das Überwiegen der Kleinindustrie, die nur kleine Kapitalien braucht, ermöglichte dem freien Arbeiter die Niederlassung; der Konsument oder der Industrielle, dem das nötige Kapital zur Anschaffung von Sklaven fehlte, wandte sich lieber an den freien Arbeiter. Dies hatte eine reiche Entwicklung der kleinen Gewerbe zur Folge, die wenig Kapital und Werkzeug erfordern; dies setzte sie auch instand, der Sklavenkonkurrenz erfolgreich Widerstand zu leisten.

Die Form der freien Arbeit ging also im allgemeinen über das Stadium des Kleingewerbes nicht hinaus, das auf die Deckung des lokalen Bedarfes beschränkt blieb. Die Lohnarbeit war stark und bot den besitzlosen Klassen eine Zuflucht, den Landlosen, die wir uns nur zu gern als einen Haufen Bettler vorzustellen lieben, die der Staat zu füttern hatte. Mochte der Lohn in Naturalien oder sonstwie ausbezahlt werden, er war jedenfalls ziemlich hoch, wie immer in Ländern mit niedrigerer Kultur, in denen wenig Kapital zirkuliert und die Grundrente vom Ein-

kommen so gut wie nichts in Anspruch nimmt. Die Sklavenwirtschaft wirkte herabdrückend und gab den unproduktiven Klassen die Möglichkeit an die Hand, die arbeitende Bevölkerung auszubeuten. Als das Kapital schneller wuchs als die Bevölkerung, strebte es nicht nach industrieller Anlage, es wurde nicht produktiv, was ja die heutige kapitalistische Wirtschaft charakterisiert, wo sich dem Kapital viel weitere Anwendungsmöglichkeiten bieten als der Arbeit: daraus folgt ein Sinken des Kapitalprofits, zugleich ein Steigen der Arbeitslöhne, obwohl dies teilweise wieder durch das gleichzeitige Wachsen der Grundrente wettgemacht wird.

Aber, wird man einwenden, wo bleiben die Sklaven, die Konkurrenz der Sklavenarbeit? Mußte ihre Billigkeit nicht der Entwicklung der freien Arbeit Steine in den Weg legen?

Es ist angebracht, jetzt auf die Bedingungen und die wirtschaftliche Bedeutung der Sklavenarbeit im Altertum einzugehen; denn erst nach Klarstellung dieser Frage können wir der Bedeutung der freien Arbeit ganz gerecht werden und der Organisierung der Produktionsformen in all ihren Einzelheiten nachgehen.

Die Rolle, die die Sklaven und Freigelassenen in der Produktion spielten, war zweifelsohne ganz bedeutend. Wenn der Sklave als Kapital gilt, so will sein Herr natürlich, daß er Zinsen trägt. Bei der Sklaverei beginnt das kapitalistische Interesse zu erwachen: der Sklave ist vielleicht die erste Ware, die in der Absicht, Gewinn daraus zu ziehen, gekauft, verkauft und vermietet wird, bei ihm fängt der Kapitalprofit an. Nun gibt es nur drei Wege, den Sklaven auszubeuten: sein Herr kann ihn selbst zu irgend einer produktiven Arbeit anstellen, er kann ihn einem anderen dazu vermieten oder er kann ihn schließlich, wobei er seinen natürlichen oder erlernten Fähigkeiten weitesten Spielraum läßt, für sich (den Sklaven) arbeiten lassen und nur einen Teil seines Gewinnes, einen bestimmten Zins verlangen.

Eine Hauswirtschaft, die nur ein oder zwei Sklaven zur Verfügung hat, produziert nicht systematisch Waren,

um sie gewinnbringend zu verkaufen, sondern nur gelegentlich und nach Deckung des eigenen Bedarfes. Die Hausarbeit ist die Hauptsache, die daneben betriebene Produktion dient nur zur vollständigen Ausnützung der dem Haus zu Gebot stehenden Arbeitskräfte. Geht die Zahl der Sklaven jedoch über diese primitiven Anfänge hinaus, handelt es sich um ein reiches Haus, dessen Herr Profit aus dem in Sklaven angelegten Kapital schlagen will, so wird ihre Geschicklichkeit in Wert umgesetzt. Es war eine ganz gewöhnliche Spekulation in Rom, Sklaven in irgend einem Fache oder einer Kunst anzulernen oder gelernte Sklaven zu kaufen, zur eigenen Verwendung oder zur Vermietung. Der Gebrauch von Sklaven, den die Digesten als allgemein übliche Einrichtung erwähnen, findet sich schon in Gestalt des Kommodats, der unentgeltlichen Verleihung, oder der Arbeitsvermietung bei den Rechtsgelehrten der Republik.[24] Anfänglich nahm man nur selten fremde Arbeit in Anspruch, die genauesten Nachrichten, die wir darüber haben, sprechen nur von einem besonderen Falle, von den Leichenfeierlichkeiten: das war der einzige Luxus, der gestattet war. Mit dem Anwachsen des Reichtums verwandte man in immer größerem Maße Freigelassene und Sklaven zur Arbeit. Artifex (gelernter Handwerker) wurde gleichbedeutend mit Sklave;[25] reiche Leute hielten sie sich in großer Zahl zu den verschiedensten Verrichtungen, sie vermieteten sie einem jeden Beliebigen — die Bedingungen wurden in einer lex locationis festgelegt — oder eröffneten selbst eine Werkstatt, in der sie Sklaven und Freigelassene arbeiten ließen. Diese beiden Arbeiterkategorien eroberten sich Schritt für Schritt die Gewerbe, vornehmlich die niedrigsten und mühsamsten; aber auch die höchsten ließen sie nicht außer acht. Cato pries die Sklavenzucht, um daraus Profit zu ziehen, als glänzendes Geschäft. Tatsächlich kam der ganze Reingewinn der Arbeit dem Herrn zugute, der die Sklaven, um ihre Leistungsfähigkeit anzuspornen, an dem Unternehmen interessierte und es ihnen ermöglichte, Ersparnisse zu machen, mit denen sie sich freikaufen konnten. Die Einrichtung des Pekuliums, des Sparpfennigs der Sklaven, die Möglichkeit,

daß ein Unfreier, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch Eigentum besitzen konnte, rief eine große Umwälzung in der rechtlichen Lage der Sklaven hervor, übte ihren Einfluß auf die Organisation der industriellen Arbeit aus. Der Sklave wurde durch die Möglichkeit zu akkumulieren in seinem Arbeitseifer angestachelt, der beste Weg, sich an Fleiß und Sparsamkeit zu gewöhnen und es zu technischer Vollendung zu bringen. Nicht nur beim Ackerbau, nein, auch bei industriellen Arbeiten gestattete es der Herr leistungsfähigen Sklaven, einen selbständigen Betrieb einzurichten und auf eigene Rechnung zu arbeiten, wofür sie dem Herrn soundso viel Prozent vom Reingewinn[26] oder jährlich eine bestimmte Summe abzuliefern hatten. Der Sklave hörte auf, ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Herrn zu sein; trotzdem er noch nicht als Vollmensch gewertet wurde, konnte er juristisch doch schon als Partei eines Vertrags gelten. Die Gesetzestexte erwähnen diese Sklavenwirtschaften ganz klar und deutlich, die nicht nur von der des Herrn getrennt, sondern ihr sozusagen entgegengesetzt waren. Der Herr beschäftigte den Sklaven nicht mehr direkt, er zog indirekt Nutzen aus ihm durch eine Art von Pachtvertrag. Das war nicht mehr Sklaverei, das war Leibeigenschaft, wie sie in Rußland vor ihrer Aufhebung auf gewerblichem und kommerziellem Gebiet existierte. Ciccotti sagt:[27] „Durch eine innere Umgestaltung ging so aus der Sklaverei, selbst in einer Bastardform, aber entsprechend einer Übergangsepoche, eine Kategorie von Handwerkern und Lohnarbeitern hervor, die Merkmale des Alten und des Neuen trug, der Sklavenarbeit und der freien Arbeit, wobei sie die Funktion des Lohnarbeitertums erfüllte — losgelöst von der persönlichen Abhängigkeit — und der Abkunft und juristischen Stellung nach den Sklavencharakter beibehielt."

Ein anderer Weg, um die direkte Beschäftigung von Sklaven durch den indirekten Nutzen zu ersetzen, den man durch Mitgenuß an den Früchten ihrer freien Tätigkeit gewann, war die Freilassung. Der Herr fand es vorteilhaft, den Sklaven aus freien Stücken loszugeben oder den Freikaufspreis von seinem Pekulium zu nehmen, da der

Sklave durch die Freilassung zwar aus der familia, dem Gesinde, nicht aber aus dem Hause des Herrn hinauskam. Der Domus gegenüber war der Freigelassene in einer ähnlichen Lage wie der Sklave, nur daß er nicht mehr ihr Eigentum war. Man hat sogar daran gedacht, ob mit servus nicht lange Zeit die Freigelassenen gesetzlich bezeichnet wurden, die erst im vierten Jahrhundert den Namen libertus bekamen. Wenn das auch nicht ganz feststeht,[28] so viel ist sicher, der Freigelassene gehörte zum Hause und unterstand der gesetzlichen Oberhoheit des Familienvaters, der das Recht über Leben und Tod auch bei ihm behielt:[29] nur hatte der Herr dafür ihm gegenüber auch dieselben Pflichten wie etwa gegen seine Klienten. Der Vorteil des Herrn, der dem Sklaven dieses Scheinbild von Freiheit schenkte, bestand darin, daß der Freigelassene seine wirtschaftliche Tätigkeit, sein Gewerbe oder sein Handwerk viel intensiver betrieb und dadurch den Anteil am Profit, der für den Herrn abfiel, im selben Maße erhöhte, denn dieser blieb immer am Einkommen und Gewinn seines Freigelassenen beteiligt.[30] Neben den operae officiales — Diensten, die der Freigelassene als solcher dem Patron als solchen schuldete, wenn er sie ihm zum Beispiel bei der Freilassung versprochen hatte — war er auch zu operae fabriles verpflichtet[31] — den kraft gewöhnlicher Geschäftsobligation geschuldeten Diensten (wenn der Patron zum Beispiel Gläubiger ist); diese bestanden in der Ausübung einer Kunst oder eines Gewerbes hauptsächlich für den Gewinn, sowohl in wie außer dem Hause des Herrn, mochte er die Kunst während oder nach seiner Sklavenzeit gelernt haben.[32] Der Herr konnte diese operae vermieten an wen er Lust hatte, sein Artifizium, seine Handwerkskunst nach Herzenslust ausbeuten,[33] ihn aus der Provinz nach Rom kommen lassen, wo die Arbeit höher geschätzt und daher besser bezahlt wurde, und ihn zwingen, zu arbeiten, bis er den vertragsmäßig festgesetzten Gewinnanteil oder Betrag abgeliefert hatte. Diese operae galten als res certa, als sicheres Geschäft, als pecunia credita, geschuldetes Geld, obwohl sie in einer Verpflichtung zu arbeiten (fa-

cere) bestanden; dafür brauchte man nicht für den Unterhalt des Arbeiters zu sorgen.

Freigelassene gab es in jedem Gewerbe, in jeder Kunst oder Profession, unter den Ärzten, Baumeistern, Musikern, Webern, Schmieden, Bäckern, Färbern, Schreibern, Wirten, den Öl- und Weinhändlern; sie lebten in ihrem Hause mit Weib und Kindern, denen sie das Handwerk vererbten, das ihnen die Freiheit und gar oft Reichtum und Ansehen gebracht hatte.

Bevor wir uns mit den Gründen beschäftigen, die für eine Verdrängung der freien Arbeit durch Sklavenarbeit sprechen, wollen wir festzustellen suchen, ob die Zahl der Sklaven überhaupt bedeutend genug war, um einen dauernden Einfluß auf die wirtschaftliche Organisation ausüben zu können. Manche sprechen von riesigen Ziffern, vielmal größer als die der freien Bevölkerung; andere wieder reduzieren die Zahl auf ein Fünftel, ja auf noch weniger. Beloch hat genaue Untersuchungen darüber angestellt; seine Folgerungen haben viel für sich und sind von der Geschichtswissenschaft allgemein angenommen worden. Er hat festgestellt, daß die Zahl der Sklaven viel kleiner war, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Nach seiner Ansicht gab es im ersten vorchristlichen Jahrhundert — zu einer Zeit also, wo der Reichtum in höchster Blüte stand und die Kriege ungeheure Massen billigster Arbeitskräfte auf den Markt geworfen hatten — in Italien eine Bevölkerung von anderthalb Millionen Sklaven, gegenüber viereinhalb Millionen Freien: die Verteilung dieser beiden Kategorien war sehr ungleich, so nahm zum Beispiel Sizilien, das klassische Latifundienland, für sich allein ein Viertel aller Sklavenmassen in Anspruch, nämlich 400 000.[34] Die Zahl der Sklaven ist sicher weit übertrieben worden, denn man verallgemeinerte, was für ein paar große Häuser gelten mochte, oder übertrug auch auf Industrie und städtisches Leben, was zu gewissen Zeiten in der Landwirtschaft möglich gewesen sein mochte. Die römischen Schriftsteller freilich unterstützen diese Hypothese von den Riesenmassen, auf der auch Rodbertus' und Büchers Anschauungen über die große Bedeutung

der Hauswirtschaft fußen, da eins das andere voraussetzt.[35] Plinius spricht ja tatsächlich von Sklavenheeren und stellt den Luxus seiner Zeit der Einfachheit der alten gegenüber, wo selbst die Allerreichsten sich mit den paar Sklaven begnügten, die unumgänglich nötig waren.[36] In gleichem Sinne schreiben Tacitus, Seneca, Apulejus und Cicero. Dieser spricht nach seiner rhetorischen Gewohnheit von Sklavenzügen, von Sklavenherden, von großen Sklavenmassen und dergleichen. Es gab sicher ein paar reiche Herren, die sich Tausende von Sklaven hielten, und es gab Latifundien, auf denen viele Sklavenfamilien wohnten, deren Zahl sich noch dadurch erhöhte, daß Sklavenwirtschaft mehr Hände verlangt als freie Arbeit. Im großen ganzen beschränkt sich die Hauptmasse der Sklaven auf die Landwirtschaft.

Daß die Sklaverei dazu führt, die unproduktiven Dienste über die Maßen zu entwickeln, wird von der alten und neuen Geschichte gleichermaßen bestätigt. Ebenso wimmelten ja in Rußland die Häuser der Reichen vor der Aufhebung der Leibeigenschaft von Leuten, die mit den lächerlichsten Diensten betraut waren; so war eine Fülle von kräftigen Armen, die unter anderen Verhältnissen hätten produktiv sein können, lahmgelegt und zur Untätigkeit verdammt: sie konsumierten, anstatt zu produzieren. Es ist daher kein Wunder, wenn die reichen Römer in der Urbs selbst, in den bedeutendsten Städten und auf ihren Landhäusern eine familia urbana, ein Gesinde zur Verfügung hatten, das aus einer Menge Sklaven beiderlei Geschlechts bestand. Ihre Beschäftigung war bis ins einzelne genau spezifiziert, von den ordinarii angefangen bis zu den quales quales.[37] Die großen Häuser hatten ihre Vertrauten, ihre Verwalter und Ärzte, ja ihre Musiker, Gladiatoren und Tänzerinnen außer den Handwerkern, die die Hauswirtschaft zu versorgen hatten. Aber waren diese familiae sehr groß, und gab es Sklaven in allen Häusern? Wir haben Grund, daran zu zweifeln. Zahlreiche Familien hatten überhaupt keine, manche nur einen als Faktotum. Cicero berichtet uns, daß Piso einen einzigen Sklaven besaß, der als Koch und Pförtner

diente.[38] Horaz hielt sich drei im ganzen für den Dienst im Hause und acht für die Feldarbeit.[39] Er erzählt uns von einem Prätor, also einem der höchsten Staatsbeamten, der es mit seiner Würde für durchaus vereinbar hielt, mit nur fünf Sklaven von seinem Landgut nach Rom zu kommen.[40] Der Mittelstand besaß gar keinen oder allerhöchstens einen Sklaven, wie der von Martial erwähnte Cotta,[41] da ihr Unterhalt zu teuer war.[42] Dabei war ihre Nahrung die denkbar einfachste, monatlich 35 Kilogramm Korn und ein wenig Öl. Die Proletarier konnten natürlich nicht daran denken, sich Sklaven zu halten.[43]

Es ist nun durchaus nicht gesagt, daß alle großen Häuser eine vielköpfige familia urbana (städtisches Sklavengesinde) hatten. Die Satiriker erzählen uns, wer sich ein Ansehen geben wollte, der mietete bei Gelegenheit Sklaven oder borgte sie sich aus, oder er verwandte die wenigen, die er selbst besaß, zu den allerverschiedensten Arbeiten. Diese Auskunftsmittel mußten schon herhalten, als die Sklaven noch die italienischen Märkte überschwemmten und noch billig waren: wie stark muß ihre Zahl zurückgegangen sein, als die Unterhaltungsquellen für die Sklavenbevölkerung versiegt waren! Noch eins sei erwähnt: die Großgrundbesitzer brauchten nach Columellas Zeugnis ständig Sklaven für ihre Güter, aber sie bekamen keine; unmöglich kann man da annehmen, daß sie sie entgegen ihrer sonstigen Geschäftstüchtigkeit im Hause gehalten hätten — zum Nichtstun.

Man darf nicht vergessen, daß selbst das Altertum sich ganz im klaren war über die Übelstände der Sklavenarbeit, daß sie viel kostspieliger und weniger einträglich war als die freie Arbeit. Columella hat das für die Landwirtschaft rückhaltlos anerkannt. Man kam bald zur Einsicht, daß ein Betrieb, der Sklaven anwendete, sie das ganze Jahr beschäftigen mußte — wollte er nicht unnütze Mäuler füttern — und daß er so Gefahr lief, von seiner eigenen Überproduktion erdrückt zu werden, bevor sich ein Absatz dafür fand. Nun hatte man sich ja vor dieser Gefahr der Überproduktion durch die Vermietung der Sklaven zu

helfen gewußt. Die Sklavenwirtschaft war dermaßen organisiert, daß, wer es brauchte, Sklaven mieten oder freie Arbeiter beschäftigen konnte und es so vermeiden konnte, sich ein ständiges Personal halten und beschäftigen zu müssen; so konnte man je nach der Nachfrage die Arbeit einschränken, steigern oder auch ganz einstellen. Doch war dieses Mittel ungenügend, denn das ganze Risiko der Unterhaltung der Sklaven, zumal wenn sie nicht arbeiteten, blieb dem Herrn, der sie vermietete; daher konnte es keine weitere Verbreitung finden, um so weniger, als Sklaven nicht so ohne weiteres von einem Fach ins andere springen konnten.

Dann wohnte der Sklavenarbeit keine große Produktivkraft inne, auch war sie nicht verbesserungsfähig. Die Mengen von Arbeit und Reichtum, die der Unterhalt der Sklaven erheischt, sind fixe Größen, während der Wert dieses Reichtums variiert; der Wert steigt mit dem Rückgang der industriellen Produktivkraft, die Sklavenarbeit wird immer weniger einträglich, und einmal kommt der Augenblick, wo sie mehr kostet, als sie einbringt.[44] Man hat eingewendet, dieser Verlust sei durch die größere Fruchtbarkeit des Bodens und die geringen Summen, die sein Ankauf kostete, mehr als aufgewogen worden, so daß immer noch ein Wertunterschied zwischen dem Produkt und den aufgewandten Kosten bestanden hätte. Aber mögen diese beiden Umstände auch für jungfräuliche Länder Geltung haben, so doch nicht für das Altertum, wo der Boden sich schon zu erschöpfen anfing; und wenn Sklaven gelegentlich billig verkauft wurden, so waren das Ausnahmefälle, nach siegreichen Kriegen, während der Preis für Sklaven, besonders für gelernte, im allgemeinen hoch war.

Beobachtungen in Ländern mit Sklavenwirtschaft haben dargetan, daß Sklavenarbeit gegenüber der Lohnarbeit minderwertig ist, daß auch der Mietpreis für Sklaven höher ist als der Arbeitslohn, eine Folge der ausschließlichen Monopolisierung dieser Art Geschäfte durch einige wenige Sklavenhalter. Storch und Cairnes haben berechnet, daß die Sklavenarbeit nur vielleicht ein Drittel der freien Arbeit leistet und daher außerordentlich teuer

ist. Es kann also unmöglich der hohe Gewinn sein, der etwa die entscheidende Ursache der Sklavenwirtschaft ist. Die Sklavenarbeit nimmt weder an Intensität noch an Produktivität zu, der Sklave tut nur, wozu er gezwungen wird, nicht allein weil er kein Interesse an der Arbeit hat, sondern weil er auch weiß, daß man ihn, der doch einen Marktwert darstellt, nicht über ein gewisses Maß hinaus anstrengen wird. Daher ist er nur in Betrieben von beschränkter Ausdehnung zu gebrauchen, in der Landwirtschaft nur zu Kulturen, die in kleinem Maßstab ausgeführt, eine Gruppierung der Arbeiter erfordern, die eine leichte Überwachung ermöglicht. Die Grenzen des Sklavenwesens sind tatsächlich nicht durch die Natur des Landes, sondern durch die Art der Wirtschaft gegeben. Wo die Arbeit sich über weitere Strecken verteilt, ist freie Arbeit immer vorteilhafter: Cairnes hat nachgewiesen, daß selbst inmitten von Sklavenstaaten das Getreideland von Freien bebaut wurde. Derselbe Autor behauptet, daß die Sklaven, weil ungelernt, ungeschickt und unfähig zu feineren Verrichtungen seien; es sei unmöglich, mit Sklaven auf Spekulation zu arbeiten. Die Sklaven seien dermaßen störrisch und ungelehrig, daß man, um sie ausnützen zu können, sie nur bei einer Hantierung für ihr ganzes Leben beschäftigen könne.

Alle diese Fehler der Sklaverei waren dem Altertum ebenso bekannt wie uns: ein Beweis dafür ist das unerhört grausame Überwachungssystem, das, nebenbei bemerkt, die Kosten der Sklavenwirtschaft noch erhöhte. Kurz und gut, die Sklavenarbeit litt aus all diesen Gründen an einer unheilbaren Unfruchtbarkeit, die ganze Arbeit erschien bloß als „Müh' ohne Zweck", und der Sklave verwandte naturgemäß seine ganze Erfindungsgabe darauf, sich von der Arbeit nach Möglichkeit zu drücken. Seine Interessen standen im schroffsten Gegensatz zu denen seines Herrn.

Wir haben bereits erwähnt, daß, wie im alten Hellas, so auch in Rom, die verschiedensten Auskunftsmittel im Schwange waren, um gegen die Faulheit anzukämpfen und die Arbeit produktiver zu gestalten: man ließ den

Sklaven am Ertrage seiner Arbeit teilhaben, man vertraute ihm die Leitung eines Geschäftes oder Handwerkes an und verlangte bloß eine im vorhinein festgelegte Summe. Man hoffte dadurch seinen Eifer anzuspornen, daß man ihm neben seiner Vergütung auch die Freiheit in Aussicht stellte. Doch alle diese Mittel konnten nur einem Teil der Übel steuern: der Herr war zwar nicht mehr verantwortlich für die Güte der Arbeit, aber das Produkt hörte auf, ihm vollständig zu gehören; und er mußte immer noch für die Lehrzeit und die Abnützung der menschlichen Maschine, für die so häufigen Fälle von Flucht, Selbstmord sowie für natürlichen Tod die Kosten tragen; das waren schwere Verluste, die Vermietung von Sklaven konnte keine lohnende Spekulation unter solchen Umständen sein.

Es wird uns jetzt verständlich, warum es der kostspieligen, unproduktiven, minderwertigen Sklavenarbeit nicht gelang, die freie Handarbeit zu verdrängen, die billiger, produktiver und besser war. Ferner wird uns die große Bedeutung der freien Arbeiter für die Industrie und die Existenz einer ganzen Handwerkerklasse im Altertum erklärlich, deren tatsächliche Bedeutsamkeit, ja deren Vorhandensein man so gern bestreitet. Wir haben uns nur zu sehr an die Anschauung gewöhnt, die Bevölkerung sei in zwei Kategorien geteilt gewesen: die Sklaven, die überall und für alle arbeiten müssen, und die Freien, die von der Sklavenarbeit leben. Man hat oft behauptet, die antike Gesellschaft, die antiken Staaten seien nicht denkbar gewesen ohne die Sklaven.[45] Solche Anschauungen verdanken ihren Ursprung einigen philosophischen Abhandlungen über die Würde der Handarbeit, sie entbehren aber jeglicher tatsächlichen Grundlage. Die Wirklichkeit des täglichen Lebens war eine ganz andere, die freien Arbeiter spielten eine sehr bedeutende Rolle.

Vor allem konnten die Sklaven schon ihrer beschränkten Anzahl halber kaum einen nennenswerten Druck auf die freie Arbeit ausüben. Wenn sie zu gewissen Zeiten auch in größeren Massen in den Städten auftraten, so war das doch kein dauernder Zustand, ja es trat bald Sklaven-

mangel ein, wie das der hohe Preis beweist, den sie erzielten. Das Nebeneinanderbestehen von Sklaven und freier Arbeit ist für alle Sklavenstaaten charakteristisch, da die Sklaverei an sich weder Ursache noch Wirkung einer bestimmten Wirtschaftsform ist, sondern sich einer jeden anzupassen vermag. Sie entsteht und entwickelt sich, nicht weil nach Bagehots[46] Worten eine im Werden begriffene Gesellschaft Muße braucht und allein die Sklavenwirtschaft diese gewährleisten kann — Aristoteles,[47] den man so oft hierzu zitiert, sagt das keineswegs —, sondern weil die Löhne hoch, weil die Handwerker teuer sind und man aus der Beschäftigung von Lohnarbeitern keinen Profit zu ziehen vermag.

Im Gegenteil, ihr Vorhandensein bezeugt uns die Existenz einer soliden freien Produktion, die demjenigen Gewinn brachte, der sie ausübte, die aber nicht ausreichte, den notwendigen Reichtum zu erzeugen und die wachsende Nachfrage der Konsumenten zu befriedigen, die sich nicht mehr mit ihrer bisherigen niederen Lebenshaltung begnügen mochten. Man findet die Sklaverei in Zeiten des Überganges von wenig entwickeltem Reichtum zu großem Luxus, besonders wenn durch eine plötzliche Überschwemmung mit kostbarem Metall die Lebenslust erwacht, die Bedürfnisse sich vervielfachen und der Konsum steigt. Die alte Wirtschaftsordnung wird über den Haufen geworfen, die überkommenen Produktionsformen erweisen sich als unzureichend und den neuen Anforderungen nicht mehr entsprechend. Bislang hatte die Hausarbeit und das freie Handwerk für die materiellen Bedürfnisse genügt; bei den schwachen Anforderungen, die das alte einfache Leben stellte, reichte die Zahl der Arbeiter vollkommen aus, es hätte gar keinen Sinn gehabt, sie zu erhöhen. Plötzlich steigen die Ansprüche, das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage der freien Arbeit wird durchbrochen, und ihre schwache Entwicklung hat das Aufkommen der Sklavenarbeit zur Folge. Es handelt sich hier aber, wir wiederholen es, nur um eine vorübergehende Erscheinung, denn das Gleichgewicht stellt sich wieder her in dem Maße, wie die arbeitenden Klassen und

das Proletariat sich vermehren. Dafür sorgen der Nachwuchs und neue Deklassierte und verhelfen damit der freien Arbeit zum Siege.

Wir haben so hoffentlich die landläufige These widerlegt, die freie Arbeit sei der Sklavenkonkurrenz unterlegen. In Wahrheit hat die Sklavenarbeit die Preise weder gedrückt noch die freien Arbeiter aus ihren Werkstätten vertrieben noch die freien Berufe erstickt. Die beiden produzierenden Kategorien teilten sich nicht in die verschiedenen Produktionszweige, sie stießen in den verschiedensten Gewerben und Professionen aufeinander, bis sich von selbst ein gewisser Gleichgewichtszustand herausbildete. Das erklärt uns auch das Wesen der sozialen Frage im alten Rom; es war nicht der Kampf zwischen Sklaven und freier Arbeit, es war der Kampf zwischen den Grundbesitzern und den Landlosen. Niemals wurde dem Kauf dieser Massen von Sklaven der Krieg erklärt, weil sie die Arbeit entwertet, die Preise gedrückt, die freien Arbeiter um ihr Brot gebracht hätten; die Plebs hat nie daran gedacht, Massenausweisungen von Sklaven zu verlangen. Der freie Arbeiter klagte nicht über Mangel an Arbeit, sondern darüber, daß er arbeiten mußte, daß er ärmer war als die herrschenden Klassen, daß er nicht Grundbesitzer war. Was die Sklaverei hinderte, dem Altertum gefährlich zu werden, als Parole in den sozialen, den Klassenkämpfen zu dienen, das war die geringe Zahl der Sklaven, eine Folge der schwachen Entwicklung des Reichtums. Sowohl in Hellas wie in Rom kamen Sklaven in der Industrie normalerweise und dauernd nur wenig zur Anwendung, und zwar deshalb, weil gleichzeitig ein Angebot freier Arbeit bestand.[48] Wenn der Staat auch zu gewissen Zeiten einen Haufen von Nichtstuern in Rom zu erhalten hat, ein Proletariat, das die Arbeit verachtet und lieber an den Türen der Reichen bettelt, wenn daher die Sklavenarbeit auch in Rom das Gleichgewicht stört und dem Staatsschatz die Unterhaltung freier, aber besitzloser Leute aufbürdet, so finden wir doch nie dies Schauspiel in den vielen kleinen Städten, wo die Besitzlosen und Proletarier nicht dem Staate zur Last fallen (Korn wurde nur in der

Hauptstadt verteilt), sondern in den verschiedensten Gewerben Beschäftigung finden. All diese kleinen Leute üben einen Beruf aus; sie brauchen ein bißchen Handwerkszeug, so gut wie gar kein Kapital, nicht einmal das Rohmaterial, da, wie wir gesehen haben, der Kunde dieses selber stellt. Diese Wirtschaftsform, die nur die Hauswirtschaft ergänzt und vorhandenen Bedürfnissen abhilft, ist nicht die Lohnarbeit, sondern eine Form, wo der Handwerker in seiner Werkstatt arbeitet oder auf Bestellung in die Häuser arbeiten geht, wobei ihm das Rohmaterial geliefert wird; nur ausnahmsweise wirft er seine Erzeugnisse auf den Markt. Seine Kinder helfen ihm dabei, denen er seine Kunst und seine Geheimnisse vererbt; in dringenden Fällen beschäftigt er ein paar Sklaven, die er aus Mangel an Kapital nicht kaufen kann, die er mietet und die mit ihm von seinem Tische essen.[49] Dieser freie Handwerker ist der Typus des antiken Bürgers, der seiner Würde und Freiheit etwas zu vergeben glaubt, wenn er seine Arbeitskraft in der Weise wie der moderne Arbeiter verkauft. Ein derartiges Mietverhältnis hätte ihn in eine ähnliche Lage gebracht wie den Sklaven. Er wollte aber seine persönliche Freiheit und Selbständigkeit wahren, das heißt natürlich, arbeiten, wann es ihm paßte, wann seine Bürgerpflichten es zuließen; er wollte seine Arbeit mit all den anderen Beschäftigungen vereinen, die das Leben des antiken Menschen ausmachten, an den Wahlen, den Gerichtsverhandlungen, den religiösen Festen, den Versammlungen auf dem Forum teilnehmen und seine Arbeit unterbrechen, wenn seine Freunde ihn ins Bad abholten oder seine Fachgenossen ein Gelage abhielten, alles Dinge, die mit einem festen Lohnvertrag unvereinbar sind.

Der Handwerker war Herr in seinem kleinen Reich, aus seiner Hand gingen die allergewöhnlichsten Dinge für den täglichen Gebrauch und die wundervollsten, raffiniertesten Kunstwerke hervor. Seine wirtschaftliche Selbständigkeit war natürlich nur eine äußerliche, denn alle, besonders die Arbeiter in den Luxusindustrien waren von ihren Kunden, das heißt also den reichsten Klassen abhängig.

Diese konnten allein dem Handwerker die unerläßlichen Betriebsmittel, die nötigen Vorschüsse und die Aufträge überhaupt geben; sie allein setzten jene Gewerbe in Nahrung, die Prunkgewänder, geschnitzte Möbel, getriebene Metallarbeiten usw. produzierten. Die Handwerker hatten das größte Interesse daran, einem reichen Hause, einer Klientel anzugehören, um sich Aufträge zu sichern oder mit anderen Worten, um der Sklavenkonkurrenz aus dem Wege zu gehen. Das war die größte Gefahr für den Handwerker, wenn sich die reichen Häuser Sklaven anschafften, die dasselbe Fach verstanden wie er, und jetzt ihnen Arbeiten anvertrauten, die früher jener bekommen hatte, oder gar selbst fremde Aufträge übernahmen, um die Produktivität ihrer Ergastula zu erhöhen, oder ihre Sklaven an Dritte vermieteten. Um dieser Gefahr auszuweichen, die sie ruiniert hätte, stellten sich die Handwerker unter den Schutz der großen Familien, die nun unter den „freien" Leuten unterwürfige Arbeiter fanden, die ihnen alles lieferten, was das Sklavengesinde nicht produzierte. Diese freien Handwerker kamen der Prunk- und Genußsucht ihrer Schutzherren entgegen und schufen neue Industriezweige, zu denen sich die gröbere, sorglosere Sklavenarbeit wenig eignete. Ihre geschickten Hände arbeiteten mit dem ganzen Fleiß, mit der ganzen Leidenschaft und Schaffensfreude des Künstlers. Man bezahlte sie übrigens so, daß sie leben konnten und auch ihren Anteil an den Genüssen erhielten. So zahlte Gajus Gracchus für sein Tafelgeschirr das Fünfzehnfache des Metallwertes und L. Crassus gar das Achtzehnfache. Es erübrigt sich, auf die Rolle einzugehen, die die Freigelassenen bei der Ausübung dieser Berufe spielten, da ihnen keine andere Lebensmöglichkeit blieb, als Handwerker zu werden.

Von der Arbeitsteilung haben wir schon gesprochen. Anfangs ziemlich beschränkt, nahm sie, mit dem Anwachsen des Reichtums, in den Städten bedeutend zu. Steigert sich die Nachfrage, so spezialisieren sich die Gewerbe, bleibt sie schwach, so kann eine Person vielerlei zugleich betreiben. Alles hängt von der Nachfrage und den Wünschen der Kundschaft ab. Was Xenophon von den

kleinen griechischen Städten sagt, wo derselbe Arbeiter Betten, Türen, Karren und Tische anfertigte und sich glücklich schätzte, daß er davon leben konnte, und im Gegensatz dazu von den großen, wo eine Menge Menschen die gleichen Wünsche hat, wo ein einziges Handwerk schon seinen Mann nährt oder auch schon ein Spezialfach dazu ausreicht, das gilt für das ganze Altertum und für Länder überhaupt, in denen die Produktion auf Handarbeit beruht. Die antike Industrie hat es nie zu einer weitgehenden Spezialisierung gebracht, die erst dann vor sich gehen kann, wenn große Märkte mit gutem Absatz vorhanden sind. Manche Fächer haben sich natürlich auch schon im Altertum besonders spezialisiert, nicht nur für besondere Gewerbe, sondern sogar für einzelne Produkte: so bildeten beispielsweise manche Stoffarten, Teppiche, Vasen, Krüge, Lampen die Spezialität dieses und jenes Handwerkers, der immer nur den gleichen Typ herstellte, dieser und jener Werkstatt, die sich nur auf eine ganz bestimmte Sorte beschränkte — das beweisen uns die Namen auf den Gegenständen aus gebranntem Ton —, und schließlich auch einer ganzen Gegend, wie die Leuchter von Ägina, Tarent usf.[50] Aber diese Spezialisierung verträgt sich ausgezeichnet mit dem Charakter des freien Handwerkers, wie das Mittelalter und selbst unsere Zeit beweist. Im Orient zum Beispiel haben es die Gewerbe, die auf guten Absatz zu rechnen haben, zu einer ganz bedeutenden Spezialisierung gebracht, genau wie in der Vergangenheit, wo sie nach Rom Ringe von Bithynien, getriebenes Eisen von Kibyra, Teppiche aus Laodizäa, Vasen von Tralles usw. einführten. Selbst im Abendlande war die eine Stadt berühmt wegen ihrer Waffen, die andere wegen anderer Erzeugnisse, die alle gleich gestaltet, auf gleiche Weise hergestellt waren und dieselben Formen und Verzierungen aufwiesen. Es gab Städte, die ihren Produkten charakteristische Gestalten gaben, von denen sie niemals abwichen: das war nicht dem Altertum eigentümlich, das kam selbst in der neueren Zeit noch vor, daß trotz unserer industriellen Entwicklung manche Städte das Monopol auf die Herstellung besonderer Porzellan-

sorten besaßen.[51] Diesen Manufakturen machte erst das Aufkommen der Großindustrie ein Ende, die sich auf den Trümmern dieser Monopole aufbaut und den feststehenden Überlieferungen den Rest gibt.

Die Spezialisierung eines jeden Handwerkers und die Ähnlichkeit seiner Produkte mit denen seiner Fachgenossen bezeichnen diese Kleinindustrie ohne Kapital, ohne Überfluß an Arbeitskräften, ohne weite und sichere Absatzgebiete, beschränkt auf eine Gegend oder Stadt, ebenso wie das Fehlen des Modewechsels und eine außerordentliche Dauerhaftigkeit des Geschmacks.

Sieht man von einigen Luxusindustrien ab oder von denen, deren Monopol in bestimmten natürlichen Bedingungen begründet war, wie die Metallurgie zum Beispiel, so kann man behaupten, daß das Gewerbe einen streng lokalen Charakter trug. Nur manche billige Produkte fanden überall Verbreitung, wie die Tonwaren von Aretium (Arezzo). Man hat das dadurch zu erklären gesucht, daß es sich hier um Nachahmungen handelte oder um Erzeugnisse ausgewanderter aretinischer Arbeiter, die in der Welt umherzogen und ihre im herkömmlichen Stil gehaltenen Arbeiten mit dem Namen ihrer Vaterstadt zeichneten. Wir wollen einmal annehmen, all diese Becher und Krüge seien in Arezzo in kleinen Werkstätten von freien Arbeitern hergestellt worden. Nun waren sie wegen der Schönheit ihrer Patina gesucht; irgend ein Händler kaufte dann die Erzeugnisse all dieser kleinen Werkstätten zusammen und führte sie auf dem Seeweg aus, überallhin ein bißchen: so konnte mit Kleinkram verfahren werden, den reiche Leute und Damen suchten, ebenso wie mit manchen Bronzen und Stoffen, aber nicht mit Gebrauchsgegenständen für jedermann. Es gab im Altertum keine keramische Großindustrie, ebensowenig wie in China Vasen, in Persien Teppiche im großen produziert werden; trotzdem kommen sie auf die entferntesten Märkte und verbreiten sich, ohne daß deswegen das Gewerbe, das sie produziert, seine primitive Organisation aufgibt, die auf der Handarbeit und der kleinen Familienwerkstatt beruht.

Was das Verhältnis des kleinen Handwerkers zum Konsumenten anbelangt, so haben wir schon gesagt, daß der Konsument die Ware bestellt und selbst das Rohmaterial liefert oder den Handwerker mit seiner Familie in seinem Hause arbeiten läßt und ihn in natura bezahlt. Mannigfache Vertragsverhältnisse kommen vor, die Industrie tritt uns in verschiedenen Formen entgegen: einerseits die Arbeit im Haus des Kunden mit den Produkten der Hausarbeit, andererseits die Arbeit auf eigene Rechnung und Gefahr in der Werkstatt und schließlich die Produktion für den Verkauf. Zwischen diesen drei Grundformen kommen zahlreiche Zwischenstufen vor; es genügt, auf ihr Vorhandensein hinzuweisen. Solange noch die einfachsten Formen neben weiter vorgeschrittenen bestehen können, hat die Gesellschaft noch nicht das Stadium der primitiven Wirtschaft überwunden.

Für das Verhältnis der freien Handwerker zueinander ist am bemerkenswertesten ihre Organisation in Kollegien. Die antike Korporation hat indes nichts mit der mittelalterlichen oder neuzeitlichen Innung zu tun, da sie keinen professionellen Charakter trug und auch nicht zum Austragen von Streitigkeiten oder zur Erhöhung der Löhne diente. Sie war ohne wirtschaftlichen Inhalt und daher ohne wirkliches Leben. Wir brauchen nur darauf hinzuweisen, daß die Arbeiter in ihrer Vereinigung keinen Schutz fanden, daß absolut keine Kontrolle ausgeübt wurde, daß man gar nicht daran dachte, die Konkurrenz zwischen den Mitgliedern in feste Formen zu bringen. Jeder richtete seine Werkstatt ein, wie er es verstand, jeder setzte seine Preise nach seinem Gutdünken fest.

Neben dem Handwerk war noch Platz für die Lohnarbeit da, die letzte Zuflucht der Armen, die jedoch gewöhnlich nur zeitweilig Beschäftigung bot, bei der Feldarbeit und bei Bauten.

Die große Entwicklung des Handwerkes machte die Großindustrie und die Fabrik im modernen Sinne unmöglich. Weder Griechenland noch Rom[52] kannten im allgemeinen Großindustrie und Fabrik, ebenso wie sie dem alten Orient fremd waren. In Ägypten stoßen wir zwar

auf Spuren, dies waren aber große Staatswerkstätten, in denen der König freie Leute beschäftigte;[53] auch die von Athen bilden eine Ausnahme.

Wir können in keiner Hinsicht einen Vergleich mit der modernen Industrie ziehen. Auch in Zweigen, die mit einem weiten Konsum rechnen konnten, fehlte die Organisierung der Produktion in großem Maßstab. Nehmen wir zum Beispiel das Papier. Wir wissen, wie selten und teuer das Schreibmaterial war:[54] die römischen Kaiser mußten die verschiedensten Maßnahmen treffen, um den Markt vor Papiermangel zu schützen; nicht genug damit: sie mußten Soldaten zur Papierfabrikation anstellen. Auch die Kornverarbeitung überschritt niemals den Rahmen des Kleinbetriebs, wir finden im Altertum ungezählte kleine Mühlen.

Dem Altertum war der Großbetrieb fremd, es ist nie über das Handwerk hinausgekommen. Das ist ein durchgreifender Unterschied gegenüber unserer heutigen Zeit. Manche sind zwar geneigt, das nur für einen mehr oder weniger äußerlichen Unterschied zu halten: die moderne Fabrik sei eine ins große übertragene Werkstatt, der antike Handwerker ein Unternehmer im kleinen. Aber das heißt sich die Sache doch sehr leicht machen, denn schon bei oberflächlicher Betrachtung tauchen Unterschiede auf: der moderne Industrielle liefert Material, von dem er große Vorräte besitzt, und Arbeit, während der Handwerker nur die Arbeit liefert. Marx und neuerdings Sombart haben auf viel tiefer gehende Unterschiede hingewiesen, in der Bildung des Mehrwertes und Kapitals, der Arbeitsteilung, der Stellung und Abhängigkeit der Arbeiterklasse. Die Fabrik beeinflußt das gesamte Wirtschaftsleben, ihre Tätigkeit wirkt auf die ganze Gesellschaft zurück: sie gestaltet nicht nur die Produktionsmittel um, sondern selbst den Konsum, und sie bildet ein Element, dessen Bedeutung keinem verborgen bleiben kann.

Der Hauptgrund, warum eine richtige Großindustrie nicht aufkommen konnte, lag in der Kraft, mit der sich die hauswirtschaftliche Produktion behauptete. Eine starke Industrie beruht auf der Produktion von Gegenständen

des Massenkonsums; diese stellte sich jede Domus zum größten Teil selber her oder tauschte sie aus gegen andere Produkte, die auch auf dem Boden der Familienwirtschaft entstanden waren.

Im Vergleich zu uns hatten die Alten nur wenig Bedürfnisse und konsumierten wenig; in den großen Städten engte die Zusammensetzung der Gesellschaft den Konsum noch mehr ein, da die übergroße Mehrheit der Bevölkerung aus Besitzlosen bestand, die nichts kaufen konnten. Auf dem Lande hatte die Arbeit der Familie nur für ihre geringen Bedürfnisse zu sorgen. Die Frauen webten die einfachen Kleider selber, höchstens schickten sie sie zum Färber in der Nachbarschaft; Cato berichtet, daß die kleinen Möbel, die Werkzeuge und selbst die Ton- und Holzgefäße von der Familie hergestellt wurden. Die kleinen Grundbesitzer gingen so selten wie möglich auf den Markt und zum Handwerker, eine Fülle von Artikeln war Gegenstand der häuslichen Produktion. Die Lebensgewohnheiten in den kleinen Städten waren einfach, die Schneiderkunst noch ganz unentwickelt, denn jeder kleidete sich nach seinem Belieben, der Körper war noch nicht in anliegende Kleider und enge Tuniken eingezwängt, sondern die Tücher wurden einfach umgeworfen und mit ein paar Stichen oder Nadeln befestigt. Eine Ausnahme hiervon machten allerdings die Reichen, aber die Wirtschaftsorganisation ihres Hauses ließ der Privatindustrie nur geringen Spielraum.

Auch die geringe Stabilität der großen Vermögen verhinderte das Aufkommen der Großindustrie. Sie verdankten ihre Bildung ziemlich unlauteren Quellen, dem Kriege und Unterschleifen in der Verwaltung. Sie erweckten gar nicht das Verlangen, sie mit Sparsamkeit und Fleiß zusammenzuhalten, da man nur wieder irgend ein Verwaltungspöstchen anzunehmen brauchte, um wieder zu Geld zu kommen. Dann ließen wiederum die politischen Unruhen und die Konfiskationen mit einem Schlage große Vermögen verschwinden, während die Gunst eines Kaisers mit derselben Geschwindigkeit ebenso große wieder entstehen ließ. Nun können größere industrielle Unter-

nehmungen nicht so einfach aus dem Handgelenk gemacht werden, auf einem so trügerischen Boden können sie nicht sicher basieren; um wachsen und gedeihen zu können, brauchen sie vor allem Ruhe und Dauer. Sie sind ein Werk vieler Generationen, ihr Gedeihen ist unvereinbar mit einer derartigen Unsicherheit und Beweglichkeit der Vermögen. Nur die bestimmte Gewißheit, daß das in der Industrie investierte Kapital dieselbe Sicherheit genießt wie das in Grund und Boden angelegte, kann der Industrie das nötige Kapital zur Verfügung stellen. Die Großindustrie hat die Vergesellschaftung des Kapitals und die Bildung von Aktiengesellschaften zur Folge: lauter Dinge, die dem Altertum absolut unbekannt sind.

Ein anderer Grund, eine Folge des vorherigen, war die schwache Produktivität der Industrie; sie konnte natürlich keine große Anziehungskraft auf das Kapital ausüben, die Umwandlung des Kleingewerbes in Fabrikbetrieb mit Sklaven oder freien Lohnarbeitern unterblieb. Der schwach entwickelte Handel konnte keine hohen Gewinne abwerfen, die sich wohl noch mehr verringert hätten, wenn man große Kapitalien zum Ankauf von Sklaven verwandt hätte. Auch das Fehlen von Maschinen spielte hier eine Rolle; tatsächlich konnte jeder einen Laden aufmachen und ein Geschäft betreiben ohne Kapitaleinlage. Die Werkzeuge waren von der kunstlosesten Einfachheit: jede motorische Kraft, selbst die des Wassers wurde unbenutzt gelassen, man lebte von seiner Hände Arbeit. Nun hat die Maschine zweifelsohne einen bedeutenden Einfluß auf industrielle Umwälzungen. Die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die Entwicklung der Maschinen mit dem Fortschreiten der Großindustrie im engsten Zusammenhang steht. Das Kleingewerbe braucht dagegen nur wenig Werkzeug und kommt mit der Handarbeit aus, es lebt so lange, bis ihm die Maschine den Garaus macht. Ernsthaft gegen die übermächtigen Maschinen anzukämpfen, ist es nicht imstande, gegen die Maschinen, die eine rasche, gewinnsichere Produktion gewährleisten, wenn auch oft auf Kosten des Geschmacks und der Schönheit, da die Persönlichkeit des Künstlers in Fortfall kommt.

Das Sklavenwesen selbst, das doch scheinbar die Entwicklung einer Großindustrie im Altertum begünstigen mußte,[55] stand ihr im Wege und trug dazu bei, das alte Handwerkssystem am Leben zu erhalten. Die Sklavenwirtschaft, unproduktiv in der Landwirtschaft,[56] zeigte sich in der Industrie von derselben Seite. Wir haben gesehen, daß das Handwerk allmählich neben den ländlichen Arbeiten erwacht und sich durch immer weitergehende Trennung in besondere Berufe vervollkommnet. Da nun die Sklaverei dieser Abspaltung im Wege steht, hält sie das Handwerk mit Gewalt auf einer niedrigen Stufe zurück, weil die Arbeitsteilung, der einzige Weg zur Vervollkommnung der Industrie, unmöglich wird, wo der Mensch Sklave oder an die Scholle gefesselt ist. Mag auch der Herr im Hause eine gewisse Arbeitsteilung organisieren, eine Anzahl Sklaven von der Feldarbeit wegnehmen und sie zu Maurern, Kutschern, Schneidern oder Schmieden machen, unter der Herrschaft der Peitsche kann es die Arbeit nicht zur Vollendung bringen: und das gilt am meisten für die industrielle Arbeit. Hier fehlt die Hilfe der Natur, und hier wird nicht, wie in der landwirtschaftlichen Produktion, der Ertrag immer nur nach der Quantität geschätzt. Die industriellen Produkte hängen ganz von der Hand des Menschen ab, sie können nur verbessert werden durch den Fleiß, die Tätigkeit und Anstrengung des Arbeiters. Nun ist Zwang just nicht der rechte Weg, das zu erreichen; wenn ein Mensch nur gezwungen arbeitet, so ist es schwer, von ihm auch noch Eifer, Geschick und Rührigkeit zu verlangen.

In manchen Sklavenländern konnte der Ackerbau gedeihen, doch niemals die Industrie, und wenn Rom auf die hohe Entwicklung seiner Künste und seines Luxus stolz sein konnte, so verdankte es das seinen freien Handwerkern und der Einfuhr aus dem Ausland.

Die Sklavenwirtschaft wirkte übrigens noch auf andere Art hemmend auf die Entwicklung der Industrie, durch ihren hohen Preis: der Herr mußte die Zinsen für das zum Ankauf und zur Ausbildung des Sklaven verwandte Kapital, die Unterhaltungskosten, die Amortisierung des

Anlagekapitals, die Lebensversicherungsprämie, die Kosten der Überwachung und Verwaltung in Anschlag bringen. All das machte die Produkte der Sklavenarbeit teurer als die der freien.

Und schließlich war eine hochentwickelte Industrie mit der ganzen Zusammensetzung der Gesellschaft unvereinbar. Es fehlte eine ausgedehnte Klasse von Konsumenten, ein reicher dritter Stand. Die großen Städte wimmelten von Sklaven, Klienten, Besitzlosen, von einer elenden, verhungerten Plebs, wie Cicero sagt.[57] Ihre Vermehrung war eine Krankheitserscheinung, da sie auf der Zuwanderung vom Lande beruhte. Im Altertum zog man in die Städte, nicht um Arbeit, sondern um Almosen zu suchen, im Gegensatz zu heute, wo die Industrie ruft.[58] Dies Proletariat ohne industrielle Tätigkeit konnte nicht als Käufer auftreten. Auf die paar Reichen, die möglichst alles im eigenen Hause herstellten und nur Luxusgegenstände kauften, konnte die Großindustrie kaum zählen. Weder bei hoch noch bei niedrig fand sich ein Absatzgebiet.

Man hat die Korporationen als Zeichen einer hohen produktiven Leistungsfähigkeit ansehen wollen,[59] als Merkmale einer starken wirtschaftlichen Organisation, die als lebendige Schutzwehr die berufliche Unabhängigkeit sicherten; all das setzt das Vorhandensein einer starken Arbeiterklasse voraus. Man hat den Charakter dieser Körperschaften arg verkannt, die nicht, wie man gemeinhin annimmt, bestanden, um die Technik auf ihrer Höhe zu erhalten oder vermöge der Arbeitsteilung bestimmte Industriezweige mit Arbeitskräften zu versorgen, die langjährige Übung und Geschicklichkeit, also ein Lehrlingswesen erforderten. Nichts dergleichen war damit verbunden; die römischen Kollegien waren nicht Werkzeuge industrieller Politik, sondern der Staatswirtschaft, die mit dem System der Naturalabgaben und freiwilligen Leistungen im engsten Zusammenhang stehen; daher umfaßten sie auch Personen, die gar nichts mit der Ausübung des Berufs zu tun hatten. Der Zweck der Kollegien war, gegen Gewährung von Privilegien die Ausführung gewisser Staatsleistungen zu garantieren, so den Transport und den Ver-

kauf der als Steuern eingelaufenen Artikel. Mit einer industriellen Organisation haben sie nicht das mindeste zu schaffen.

Dem Staate war die Entwicklung der Industrie gleichgültig, er befaßte sich mit ihr nur insoweit, als es sich um die Versorgung der Armee und die Annona, die Kornversorgung, drehte. Wenn er manchen Gewerben Lokal und Werkzeug unentgeltlich zur Verfügung stellte, wenn er den Bäckern das Betriebskapital und besondere Zuwendungen anwies, wenn er manchen anderen Freiheiten und Privilegien gewährte gegen die Verpflichtung, in den Preisen bestimmte Tarife einzuhalten, so geschah das nur, um die Ernährung der großen Proletariermassen sicherzustellen, nicht um die Umwandlung des Kleingewerbes in den Großbetrieb herbeizuführen.

Es geht auch nicht an, zu behaupten, Rom bilde ein industrielles Zentrum mit Großwebereien, Metallwerken und großen Kunstateliers.[60] In Wahrheit war Rom nur das Zerrbild einer Industriestadt, es war ein unproduktiver Polyp.

Die schärfsten Gegensätze in der Verteilung des Reichtums existierten in dieser Riesenstadt: auf der einen Seite die prunksüchtige Plutokratie, der die Luxusgesetze, die staatliche Zensur vergebens Schranken anzulegen trachteten; auf der anderen das Elend, die Staatsgewalt in Lumpen, die von staatlichen Spenden lebte; dazwischen — nichts! Man liebt es, von Roms Glanz und Reichtum, von seinen großartigen Schmausereien, seinen Schauspielen, seinen Villen und Marmorpalästen, von seiner unsinnigen Verschwendung zu sprechen. Dieses Gemälde beleuchtet nur die eine Seite des bürgerlichen Lebens, die künstlerisch schöne, aber daneben gibt es tiefere, ökonomisch interessantere Perspektiven, dort, wo die namenlose Masse braut.

Martial und Juvenal kannten aus Erfahrung beide Seiten der Gesellschaft, sie waren glücklich mit den Fröhlichen gewesen und hatten mit den Armen und Elenden geweint. Sie geben uns eine genaue Analyse der einen wie der anderen und machen wertvolle Angaben über den

in Rom herrschenden Reichtum. Man lebt dort, sagt Martial,[61] auf gut Glück; die Massen sterben vor Hunger, ihre Beschäftigung ist, an den Türen der Reichen um Almosen zu betteln.[62] Wir leben hier „ambitiosa paupertate — in anspruchsvoller Armut", sagt Juvenal.[63] Die Stadt quillt über von einer ungeheuren Masse tiefsten Elends, das nicht einmal den gierigsten Hunger stillen kann: darunter Bürger mit den erlauchtesten Namen und Stammbäumen, die bis nach Troja zurückreichen.[64] Es heißt schon viel, sich eine Schüssel schlecht zubereiteten Gemüses leisten zu können. In welch elender Lage sind die Klienten, die den ganzen Tag antichambrieren müssen und abends oft mit leeren Händen nach Hause kehren.[65] Die meisten bekamen 10 Sesterzen im Monat (1,70 Mark).[66] Es war natürlich unmöglich, mit einer derartigen Summe Miete, Nahrung, Kleidung, Heizung und Beleuchtung zu bestreiten: es war auch gar nicht die Absicht der Herren, ihre Klienten zu erhalten, sie wollten sie nur durch diese Almosen an sich ketten; die „Schutzbefohlenen" mochten dann sehen, wie sie sich mit einem kleinen Handwerk kümmerlich durchschlugen. Gab man ihnen Speise, so waren es nur Überbleibsel, verdorbene, schäbige Reste.[67] Günstlinge erhielten 2 bis 3 Denare im Tag (zirka 1,50 bis 2,50 Mark),[68] aber das waren die großen Wahlagenten. Andere wurden nur bezahlt, wenn sie zu irgendwelchen Diensten herangezogen wurden; den ganzen Tag auf der Jagd nach einem Bissen Brot, standen sie nicht viel höher als Bettler. Mit einem Wort, die große Masse bestand aus Menschen, die kaum wußten, wovon leben, und nicht imstande gewesen wären, Waren zu kaufen und so der Industrie auf die Beine zu helfen.

Die Plutokratie bestand, nebenbei bemerkt, aus wahrhaft Reichen, aus Erbschaftsjägern, aus Verschwendern und ostentativen Protzen. Juvenal berichtet uns von einer Gewohnheit mancher Leute, sich einen Schein von Reichtum beizulegen, den sie gar nicht besaßen, und daraufhin zu spekulieren.[69] Großer Aufwand verhilft zu Kredit und lockt den Wucherern Geld ab. Daher die Riesenschulden und das rasche Verschwinden der Erbgüter. Die Ver-

schwendung großer Reichtümer durch unproduktive Ausgaben verhindert nicht nur die Akkumulation, sondern treibt zum Zusammenbruch; für die Entwicklung der Industrie ist sie daher zwecklos, denn dieser ist nicht mit Extravaganzen, sondern nur mit einer starken, sicheren Nachfrage gedient.

Die Fabrik kann nur bei dauerndem, ausreichendem Absatz gedeihen, den sie in der modernen Gesellschaft findet, wo sich der Reichtum auf sehr viele Menschen verteilt, wo die Vermögen vom Milliardär bis zum Bettler eine unendliche Stufenleiter durchlaufen und qualitativ wie quantitativ verschieden sind. Je mehr sich der Reichtum verteilt, desto stärker wird der Konsum; konzentriert er sich dagegen ganz auf den einen Pol, so durchbricht der Luxus das Gleichgewicht der Produktion, er drückt die Erzeugung vielgebrauchter Konsumartikel herab, während er gleichzeitig die von Luxusgegenständen steigert. Diese konnten aber infolge der geringen Anzahl der Besitzenden im Altertum die Großindustrie nicht fördern, überdies wurden sie auch nach Rom importiert: Vasen kamen aus Chios, Rhodos, Samos und Knidos, Gläser aus Alexandrien, Bronzen und Goldarbeiten aus Korinth, Delos und Kolchis. Sizilien und Kalabrien lieferten Teppiche und Stoffe, Oberitalien Wollwaren. Die einheimische Produktion war außerstande, mit diesen fremdländischen Erzeugnissen zu konkurrieren, am Platze war kein Raum für Luxusindustrien, Rom war von dünnbevölkerten Einöden umgeben. Die reichen Römer befriedigten ihre ästhetischen Bedürfnisse durch den Kauf von Produkten an den verschiedensten Orten, wo eben die betreffenden Gewerbe in Blüte standen, die ihre Kundschaft nicht nur in Rom, sondern überall da fanden, wo es reiche Leute gab. Diese Einfuhrzentren lagen im Ausland; in Rom gab es eine Klasse von Negotiatores, von Handeltreibenden, die ausländische Waren mit glänzendem Profit nach Rom einführten. Da könnte man sich nun fragen, ob sich nicht durch die Produktion von Luxusartikeln für die Ausfuhr eine Großindustrie hätte entwickeln können; darauf müssen wir antworten, daß dem wieder ein anderer Umstand im

Wege war: die Natur des antiken Handels. Der Zwischenhändler verlangte für fremde Waren außerordentlich hohe Preise, da er außer den Zinsen des Anlagekapitals und den außerordentlich hohen Transportkosten noch einen nennenswerten Gewinn herausschlagen wollte. Der Produzent bekam nur einen verschwindend kleinen Prozentsatz von diesen teuren Preisen, die es verhinderten, daß diese Produkte Allgemeingut wurden, und sie einer Handvoll Privilegierter vorbehielten. Manche Orte, berühmt wegen ihrer künstlerischen Tradition oder ihres natürlichen Reichtums, exportierten nur in geringen Mengen und mit schwachem Gewinn, beides für die Entwicklung der Großindustrie nicht eben förderlich.

All diese verschiedenen Umstände bannten die Industrie in die Schranken des Handwerks: jeder Ort hat seine kleinen Handwerker, die den lokalen Bedürfnissen genügen, die am Platze die gangbaren Konsumartikel produzieren. Wenn manche großen Familien die Steinbrüche auf ihren Latifundien durch Sklaven ausbeuten lassen oder Ziegeleien errichten, so bleibt das ohne Einfluß auf den allgemeinen Charakter der Industrie. Die Kleinindustrie triumphiert selbst beim Bau von öffentlichen und privaten Häusern und in den Bergwerken, wenn man dabei nicht verurteilte Verbrecher oder Kriegsgefangene beschäftigt.[70] Die kolossale Anzahl von Schächten, das dichte Netz der Stollen deuten darauf hin, daß die Teilung der Bergwerke bis zum Äußersten ging und die Konzessionen sehr zahlreich waren,[71] so daß sie für jedes Portemonnaie, auch das kleinste, zugänglich waren. Dasselbe gilt von den Metallwerken, wo die Forschungen an Ort und Stelle zu der Anschauung geführt haben, daß es keine Riesenwerkstätten gab, organisiert unter der Leitung eines einzigen Herrn, sondern statt dessen eine Fülle kleiner Werkstätten, die freien Besitzern gehörten. Für die Bauten beschränken wir uns auf den Hinweis, daß die Regierung bei der Erbauung der marcischen Wasserleitung in Rom mit 3000 Maurermeistern Verträge abschloß; sie arbeiteten alle selbst mit ihren Sklaven. Die Verteilung der Lose bei Staatsaufträgen spricht deutlich für das Vorherrschen der Klein-

industrie.[72] Bei anderen großen Bauten beschäftigte die Regierung servi publici, Staatssklaven, denen die Ausführung vieler öffentlicher Arbeiten oblag und die dem Staate wie irgend einem Großgrundbesitzer gehörten.[73] So umfaßte der römische Staat, wie viele orientalische Despotien, große Betriebe, die das, was sie brauchten, durch Sklaven herstellen ließen, wofür sie sie nährten, kleideten und einquartierten.[74] Das alte Ägypterreich hatte auch große Heere freier Arbeiter in seinen Diensten, die nicht mit Geld, sondern mit Naturalien ausbezahlt wurden. Nur wenn die Sklaven nicht ausreichten, nahm man seine Zuflucht zu Lohnarbeitern, die man im Akkord oder auf Tagelohn mietete, oder zu Unternehmern, die die Arbeit wieder einer Unzahl von Unterkontrahenten überließen.

Sechstes Kapitel.

Die landwirtschaftliche Produktion.

Wir haben jetzt zu untersuchen, wie stark der Kapitalismus die landwirtschaftliche Produktion beeinflußt und gesteigert hat. Wir haben uns mit den Spekulationen zu befassen, die besonders die Latifundienbesitzer mit der Ausbeutung des Bodens trieben, mit der Bildung des Mehrwerts im Grundbesitz und der Rolle, die der Kapitalismus in Ackerbau und Weidewirtschaft beim Niedergang des Kleingrundbesitzes und der Landbevölkerung spielte. Wir stoßen hier auf die bedeutendsten und schwierigsten Probleme der Wirtschafsgeschichte des Altertums, und es wäre doch ein kühnes Unterfangen, suchte man sie bis in alle Einzelheiten aufzuhellen. Das Wirtschaftsleben kann, zum Unterschied von den Äußerungen des Rechtslebens, nicht in allen seinen Erscheinungen untersucht werden, da viele in Dunkel gehüllt bleiben; ist doch sogar das Wirtschaftsleben, das sich vor unseren Augen abspielt, so voll von Unklarheiten und Widersprüchen, daß man über die Auslegung vieler Tatsachen noch zu keiner Einigung hat kommen können; wir haben optimistische und pessimistische Theorien, dieselben Tatsachen müssen beispielshalber Schutzzöllnern und Freihändlern zur Unterstützung ihrer jeweiligen Argumente dienen. Zu den Schwierigkeiten, die die Materie selbst bietet, gesellt sich für das Altertum auch noch der Mangel an Überlieferungen oder ihre Ungenauigkeit hinzu. Die alten Autoren haben nur so nebenbei ihren Ansichten über die oder jene wirtschaftliche Tatsache Ausdruck gegeben; im allgemeinen handelt es sich dabei um Eindrücke, die von vorübergehenden Erscheinungen hervorgerufen und nur auf einem ganz beschränkten Gebiet, in Rom und seiner näheren Umgebung, selten in ganz Italien gesammelt; um Eindrücke, die nur zu oft durch die politische Leidenschaft und noch öfter durch die rhetorische getrübt sind. Natürlich kam man angesichts

dieser so oft wiedergekäuten Angaben über die Ursachen von Roms Größe und Niedergang zu der Anschauung, der Kapitalismus in seinen modernsten Formen habe der römischen Agrarwirtschaft seinen Stempel aufgedrückt, und die Latifundienbesitzer hätten ihr Land mittels kapitalistischer Methoden ausgebeutet.[1] Immer wieder stößt man auf diese Ausdrücke, ebenso hört man oft, der Grund und Boden der eroberten Reiche sei Gegenstand der wildesten Spekulation gewesen, er sei auf dem römischen Markt gekauft und verkauft worden, wie heutzutage etwa in Australien. Man habe mit den agrikolen Produkten auf Hausse und Baisse spekuliert und die Erzeugnisse fremder Länder zu Wucherzwecken aufgekauft. Das Land sei auf eine Art bebaut worden, die bei dem geringsten Bruttoertrag mit den niedrigsten Produktionskosten arbeitete. Weiter spricht man auch von dem Aufschwung, den die Landwirtschaft dem Handel verdankte, welcher auch den Anstoß zur Entwicklung der Industrie gegeben haben soll. Die Sklaverei stellt man als kapitalistisches Produktionsmittel hin, und man schiebt die Schuld an dem Untergang des italischen Bauern auf die Getreideeinfuhr aus Afrika und die Kornspenden in Rom.

Die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise beginnt im allgemeinen, wenn man von den Kolonien absieht, in den Städten, mit der Industrie. Der Ackerbau bleibt anfänglich frei von ihrem Einfluß, und erst in einem vorgeschritteneren Stadium wirkt sie auf die landwirtschaftliche Produktion ein und verleiht ihr einen anderen Charakter.

Wir haben schon von der Hauswirtschaft der bäuerlichen Familie gesprochen, die ihren Bedarf durch die Arbeit ihrer Mitglieder deckte, ihren Überschuß auf dem Markte verkaufte und nur einige unentbehrliche Gegenstände, besonders solche aus Eisen, kaufte, die sie nicht selbst herstellen konnte. Von den Schwankungen des Marktes waren nur ihre Luxusbedürfnisse abhängig, nicht ihre materielle Existenz. Wie wir nachgewiesen, gab es eine Klasse von kleinen Grundbesitzern, die nicht selbst ihr Land bebauten, sondern es an Teilpächter abgaben. Sie lebten bescheiden,

aber anständig von den Erzeugnissen ihres Bodens und verkauften ihren Überschuß am Platze. Sie bildeten die Elite der vielen italischen Kleinstädte, sie nahmen lebhaften Anteil am politischen Leben, aber für Agrarspekulationen fehlte ihnen das Kapital. Auch ihre Existenz war unabhängig vom Markt; sie hatten keine Zahlungen zu leisten und waren steuerfrei. Nichts trieb sie daher, eine Steigerung der Produktion zu erstreben, zudem hätten sie auf dem Markte auch gar keinen Absatz für ihre vermehrten Erzeugnisse gefunden.

Der Grundsatz jeder kapitalistischen Landwirtschaft ist: produzieren, um zu verkaufen, den Anbau intensiver gestalten, wenn lohnende Preise auf dem Markte winken. Es fragt sich also nur, ob auf dem antiken Markte derartige Preise geboten wurden, ob es überhaupt große Märkte gab, die imstande waren, der landwirtschaftlichen Überproduktion Abfluß zu verschaffen und damit die Rührigkeit und Unternehmungslust der Grundbesitzer zu befruchten.

Nun gingen gerade diese Bedingungen dem Altertum vollständig ab. Die Bevölkerungsdichte war gering, die Städte unbedeutend, die Lebensgewohnheiten einfach und die Kaufkraft der besitzenden Klassen sehr schwach, Grund genug, den Grundbesitzer von einem intensiveren Anbau und von Spekulationen abzuhalten. Umwälzungen in der Landwirtschaft, die die Verwendung von Kapitalien erfordern, können sich nur vollziehen, wenn die Nachfrage größer ist als das Angebot von Produkten, vorausgesetzt natürlich, daß die Fortschritte des Ackerbaus nicht den Ruin des Grundbesitzers herbeiführen. Den Anbau immer auf der gleichen Höhe zu halten, bis der Konsum das Niveau der Produktion erreicht hat und die Preise in die Höhe treibt, sich auf die Ausnutzung der Vorteile der bloßen natürlichen Fruchtbarkeit zu beschränken, das ist noch das vorteilhafteste System, solange der Produzent nur mit einem engen lokalen Markt zu rechnen hat; und das war im Altertum der Fall.

Unter normalen Verhältnissen überstieg die Menge der erzielten Bodenprodukte den Bedarf. Das scheint für das

römische Italien und für Gallien festzustehen, es dürfte aber auch für andere Länder Geltung gehabt haben. Die Lebensmittel waren daher außerordentlich billig. Es herrschten damals jene niedrigen Preise, die unter dem Regime der Naturalwirtschaft zwar das Wohlergehen aller gewährleisten, aber andererseits Fortschritte in der Landwirtschaft unmöglich machen. Als Beleg für diesen Überfluß und den relativ billigen Marktpreis können wir eine Stelle bei Polybios anführen,[2] wo er von den günstigsten Lebensbedingungen in der Poebene als von einem dauernden Zustand spricht. Man fand hier in den Herbergen für ein halbes As (2 Pfennig) pro Tag Essen und Unterkommen. Zu seiner Zeit — er starb 123 vor Christi Geburt — kostete der sizilische Medimnos (52 Liter) Weizen 4 Obolen (52 Pfennig); nimmt man das Getreide als Maßstab für die Berechnung der Lebenskosten und setzt den heutigen Getreidepreis mit 16 Mark pro Hektoliter an, so würden die Ausgaben der Reisenden, die Polybios erwähnt, nach den heutigen Verhältnissen einer Summe von nicht ganz 32 Pfennig entsprechen.*

Die Angabe des Polybios bezieht sich auf Italien, nicht auf Rom, auf dessen Marktpreise die Provinzen ohne jeden Einfluß blieben, ebenso wie sie umgekehrt von Rom ökonomisch unabhängig waren. Daher können wir auch mit den Angaben nicht viel anfangen, die uns Marquardt[3] über die Getreidepreise in Rom macht — 203 bis 196 vor Christi Geburt kostete das Hektoliter 1,90 Mark bis 0,90 Mark —, da es sich hier um die besonderen Bedingungen des römischen Marktes handelt, der von der Ankunft der Schiffe aus Spanien, Sizilien, Sardinien und Afrika abhing und mit den Preisen absolut nichts zu tun hatte, die man etwa in Südfrankreich oder Oberitalien zahlte. In Rom schwankten die Preise und gaben mancherlei Börsenspekulationen Raum: man spielte auf Hausse und Baisse,

---

* 1 Hektoliter Korn im Altertum 1 Mark, 1 Hektoliter Korn heute 16 Mark, Reisekosten im Altertum 2 Pfennig, dem entsprechen nach obigem Verhältnis heute 32 Pfennig.
Anmerk. d. Übers.

je nachdem, ob die Ankunft der Getreideschiffe mehr oder weniger wahrscheinlich, ob das Meer ruhig oder stürmisch, ob große Reserven in den Staatsspeichern vorhanden waren; aber diese Preisschwankungen gingen über einen bestimmten engbegrenzten Kreis nicht hinaus und hatten auf die Lage fernliegender Märkte keinen Einfluß. Wir können uns daher Autoren wie Marquardt nicht anschließen, der den Preis, den das Getreide in Rom zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Christo erzielte, auf ganz Italien übertragen will und der die Nachrichten des Plinius über den römischen Markt auf die gesamte Halbinsel bezieht. Daraus schließt er, die Niedrigkeit der Preise sei der Einfuhr ausländischen Getreides zuzuschreiben, was ihm beweist, daß sich der Getreideanbau in Italien nicht mehr lohnte. Dieses Durcheinanderwerfen kann uns nur zu Irrtümern verleiten, je tiefer wir in die Tatsachen eindringen, um so dringender macht sich die Notwendigkeit strenger Unterscheidung geltend.

Was sicher feststeht, ist der niedrige Preis der Lebensmittel. Einen Congius (3,2 Liter) Wein bekam man für ein As (4 Pfennig).[4] Martial, der vom spanischen Lande stammte und in Italien gelebt hatte, bestätigt das: „Der Bauer kann ja wohl satt werden, aber zu eigen hat er nichts. Die niedrigen Lebensmittelpreise machen den Landwirt arm."[5]

Der Produzent befand sich in folgender Lage: er konnte nur die besten, am meisten begehrten Erzeugnisse verschicken; den weitaus größten Teil seiner Produkte mußte er am Platze verkaufen, wo das Angebot immer größer war als die Nachfrage; er hatte also nicht das geringste Interesse daran, die Produktion zu steigern und neue Kapitalien in seinem Betrieb anzulegen.

Wir wollen diese Punkte einzeln genauer untersuchen.

Die landläufige Meinung geht dahin, daß die Einfuhr afrikanischen Getreides nach Rom den römischen Markt dem italischen Produzenten verschloß und ihn ruinierte. Das setzt voraus, daß früher italisches Getreide nach Rom kam und daß eine ganze Ackerbaubevölkerung aus diesem Verkauf lohnenden Gewinn zog. Es ist von vornherein

wenig wahrscheinlich, daß eine Stadt, die zur Zeit ihrer höchsten Blüte jährlich ungefähr vier Millionen Zentner Getreide konsumierte, viel Einfluß, im guten oder schlechten Sinne, auf die Landwirtschaft eines ganzen Staates gehabt haben sollte. Aber sehen wir uns die Sache genauer an.

Zu den ältesten Zeiten ist die Wirtschaftsgeschichte von Rom und Latium eins: die latinischen Bürger produzieren für den Konsum in Rom, das ihren Hauptabsatzort für Getreide bildet. Das Brot, das vorzüglichste Nahrungsmittel der Römer, stammt vom latinischen Lande,[6] während die der Stadt nähere Zone Gemüse, Obst und Milch produziert. Jenseits der ersten Zone, die nach dem Thünenschen Gesetz die leichtverderblichen Produkte des Obst- und Gemüsebaus hervorbrachte und deren Bewohner morgens in aller Frühe die Stadt durch ihre Ausrufe aus dem Schlafe weckten,[7] erstreckte sich die Zone des Getreidebaus, der immer mehr an Extensität zunahm, je weiter man sich von der Stadt entfernte.*

Aus Latium sog Rom so lange seine Nahrung, bis es sich Länder erobert hatte, deren einziger Reichtum in Korn bestand. Waren ihnen ihre sämtlichen Metallschätze abgepreßt, so mußten sie ihren Tribut in Naturalien entrichten. Da in Sizilien, Sardinien und Afrika der Ackerbau die herrschende Wirtschaftsform war, so mußte Rom mit Getreide vorlieb nehmen. Ein Strom von Korn flutete nach Rom, ersäufte die Zone des latinischen Getreidebaus und verwandelte sie nahezu in eine Wüste, die vor den Toren Roms ihren Anfang nahm.

---

* Der Ökonom Thünen (1783 bis 1850) stellte das Gesetz auf, daß sich um eine Stadt Kreise bilden, die in ihr ihren Mittelpunkt finden, und in deren jedem andere Produkte vorzugsweise gebaut werden; innerhalb des nächsten Kreises die am schwersten transportablen, in jedem folgenden entsprechend leichter transportable. Im innersten Kreise wird also hauptsächlich Gemüse- und Milchwirtschaft betrieben, im nächsten Körnerbau, mit abnehmender Intensität, je mehr die Entfernung von der Stadt steigt, endlich im äußersten Kreis Viehzucht. Anmerk. d. Übers.

Es ist also ganz klar, daß die Einfuhr ausländischen Korns und die öffentlichen Verteilungen den Ackerbau in Latium ruiniert haben, es ist aber ebenso unwahrscheinlich, daß sie ihn in ganz Italien zugrunde gerichtet haben, wie Sueton schon behauptet, der hierin den Grund zum Verschwinden der cultura agrorum, des Landbaus, sieht, und wie alle Welt, Mommsen mit inbegriffen, es ihm nachsagt.[8] Dieser große Historiker schreibt den Untergang des Grundbesitzes der Getreideeinfuhr aus Afrika, Sizilien und Sardinien zu; er behauptet, daß die italischen Bauern den Proletariern der Hauptstadt geopfert wurden und daß der italische Ackerbau sich durch die Überschwemmung des römischen Marktes und den Druck des ausländischen Getreides gezwungen sah, nach neuen Produktionsformen zu suchen, vom extensiven zum intensiven Betrieb überzugehen und Wein, Obst und Gemüse zu bauen.

Auf diese Einfuhr von außen her konzentrieren sich alle Fragen, die mit der landwirtschaftlichen Produktion — einerseits mit ihrem Ruin, andererseits mit der Investierung von Kapitalien in ihr — zu tun haben, und es ist notwendig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, um den Charakter der Produktion richtig beurteilen zu können.

Sueton, der diese Frage zuerst angeschnitten hat, beging den Irrtum, sie auf ganz Italien zu beziehen; der Schaden betraf aber nur einen sehr beschränkten Bezirk. Wir wollen vor allem versuchen festzustellen, wieviel Korn überhaupt im ganzen aus dem Ausland eingeführt worden ist. Dem staatlichen Getreidevorrat wurden unter Augustus jährlich auf dem Seeweg 60 Millionen Modii zugeführt, das sind 5 200 000 Hektoliter (etwas über vier Millionen Zentner): 20 Millionen lieferte Ägypten, die übrigen 40 Sizilien und Sardinien, die Kornkammern der Republik, die getreuen Lieferanten der annona.[9] Der tägliche Verbrauch in Rom betrug zu Ciceros Zeit 6600, unter Septimius Severus 75 000 Modii,* ungefähr die

* Cicero, Verres, III, 30. — Spartian, Sever., 23. — Der auffallende Unterschied zwischen beiden Zahlen wird dadurch bedingt, daß 70 vor Christi Geburt nur ein beschränkter Teil des hauptstädtischen Volkes, vielleicht 60 000 bis 80 000 Köpfe,

Hälfte des eingeführten Weizens für den Bedarf der Hauptstadt gerechnet; die andere Hälfte wurde von den Ädilen in der Umgebung verkauft.*

Daß das eingeführte Getreide umsonst verteilt oder zu einem billigeren Preise verkauft wurde, als die Produktion gekostet hätte, das konnte sich nur in Rom und den nächstgelegenen Märkten fühlbar machen. Daher ist es auch ganz nebensächlich, zu wissen, daß die Alimentationen, die Gratisverteilungen durchschnittlich 200 000 Leuten zugute kamen,[10] daß diese Ziffer zuweilen überschritten wurde, bei Teuerung oder unter anderen Umständen. Cäsar ließ bei Beginn seiner Diktatur 320 000 Leute daran teilnehmen, beschränkte die Zahl dann aber auf 170 000.[11] Unter Augustus waren es 200 000.[12] Dieses staatliche Almosen wurde zum Verhängnis für Rom, nicht nur für den Anbau des umliegenden Landes, sondern für sein Wirtschaftsleben im allgemeinen. Die Hoffnung auf Freibrot rief zahllose Scharen von Armen und Tagedieben in seine Mauern, sie trieb die Plebs zur Verachtung der Arbeit, ja die Sklavenhalter ließen, um der Kornspende teilhaftig zu werden, ihre Sklaven unter der Bedingung frei, daß sie ihnen das erhaltene Getreide ablieferten.[13] Hier kann man einmal in das Wirtschaftsgetriebe einen Einblick ge-

---

an den Kornspenden teilhatten. Die zweite Zahl scheint sich dagegen auf den Gesamtverbrauch der Stadt im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt zu beziehen, die damals vielleicht 800 000 Einwohner hatte. Vergleiche Beloch, Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, S. 396 u. 411. Anmerk. d. Übers.

* Vergleicht man diese Zahlen über den Getreidekonsum im alten Rom mit dem Verbrauch der heutigen süditalienischen Städte, so gelangt man zu der Feststellung, daß die Einwohnerzahl von Rom weniger als eine Million betrug. Dabei ist zu berücksichtigen, daß man ehedem mehr Weizen als heute konsumierte, nicht nur, weil beim Mahlen und Backen viel mehr verloren ging, sondern vor allem deshalb, weil Weizen das Hauptnahrungsmittel darstellte, während Gerste, Hafer und andere minderwertige Getreidearten nicht ausgenutzt wurden, Mais und Kartoffel unbekannt waren und nur wenig Gemüse konsumiert wurde. Wir müssen daher die Bevölkerungsziffer auf niedriger als eine Million schätzen.

winnen, sehen, wie eins vom anderen abhing. Die Korneinfuhr und die öffentlichen Spenden ruinierten den Ackerbau in der römischen Campagna, so daß sie langsam verödete und sich in Weideland umwandelte; diese Entvölkerung erhöhte nun wiederum die Zahl der Arbeitslosen in der Stadt, die ihrerseits wieder von den Getreidespenden lebten. Hier verbummelten sie gänzlich, sie bekamen keine Arbeit; jegliche Tätigkeit außer dem Betteln war den Armen unmöglich gemacht. Die Gewerbe, die den Bedarf der Landwirtschaft zu decken hatten, verfielen gänzlich. Verjagt man den Bauern vom Lande, so verdammt man die ganze Stadtbevölkerung zum Nichtstun, macht alle Gewerbe unmöglich, die für die wichtigste Art des Handelsverkehrs, für den zwischen Stadt und Land, Produkte liefern. Aber, wir wiederholen es, diese Wirkung blieb wie ihre Ursache auf Rom beschränkt, da die Kornverteilungen nur in Rom stattfanden[14] und da die Rückwirkung dieser ausländischen Getreideeinfuhr sich nicht über latinisches Gebiet hinaus verbreitete.

Wenn der Kornimport den Ackerbau ruinierte, so nur den von Latium. Die Entwicklung der Weidewirtschaft in Süditalien war eine Folge des zweiten Punischen Krieges, der das ganze Land entvölkert hatte. Rom war nie der Markt für italisches Getreide gewesen, da schon allein die Wege viel zu schlecht und unbequem waren, um große Kornmassen nach Rom zu schaffen. Auf Militärstraßen kann man mit Profit nur Gegenstände befördern, die wenig Platz wegnehmen, wie Kostbarkeiten und Luxusartikel, nicht aber große Massen von Getreide und Wein in tönernen Behältern. Kam es doch selbst noch im Mittelalter vor, daß es unmöglich war, Getreide auf größere Entfernungen rasch zu transportieren, so daß in manchen Provinzen schreckliche Hungersnöte ausbrachen, obschon ihre Nachbarprovinzen, von denen sie vielleicht nur durch einen Gebirgszug getrennt waren, von jeder Teuerung verschont blieben. Die Transportkosten von Gallien oder Norditalien nach Rom wären ja ungeheuer gewesen, deshalb fand zwischen beiden Gegenden mit derartig Raum beanspruchenden Waren kein regelmäßiger Handelsver-

kehr statt. Rom war zur Deckung seines Bedarfes ausschließlich auf den Seeweg angewiesen, obwohl seine Versorgung dabei von der Gnade der Seeräuber und der Winde und Wellen abhing.

Hatte nun die Existenz der großen Metropole einen Einfluß auf die Produktion, nicht die von Getreide, sondern von anderen Nahrungs-, besonders von Genußmitteln, begünstigte sie die Umwandlung des Latifundiums, kamen intensivere Produktionsmethoden zur Einführung und wurden Kapitalien in landwirtschaftlichen Spekulationen angelegt?

Man behauptet, die Nachfrage nach Luxusprodukten, also nach Wein, Gemüse und anderem, habe zur Umwälzung des Latifundienbetriebs geführt und die Verdrängung des Getreidebaus durch intensivere Anbaumethoden unterstützt;[15] ferner, das Bedürfnis nach Spezialprodukten habe die Zerstückelung des Latifundiums und die Verpachtung der einzelnen Teile zuwege gebracht, indem so eine Steigerung der Intensität erzielt und zugleich der Verarmung der arbeitenden Klassen Einhalt geboten werden konnte.[16] Kapital sei in den Boden gesteckt worden, der Kolone habe den Anbau intensifiziert und einen Umschwung in der ganzen landwirtschaftlichen Produktion herbeigeführt.

Die erhöhte Produktion in Rom, die Einwanderung reicher Leute vom ganzen Mittelmeer sollen nach Rodbertus eine Steigerung der Nachfrage nach Genußmitteln hervorgerufen haben. Aber wie viele hatten die Möglichkeit, sich derartige Genüsse zu verschaffen? Diese Artikel, deren Preis die Transportkosten verzehnfachten, kamen einer Handvoll reicher Leute zugute, einigen hundert Verschwendern, und ein derartig beschränkter Konsum kann nicht eine ganze Produktionsweise umwälzen. Die Nachfrage nach einigen Spezialitäten, nach Rosen, Lilien und Veilchen, nach Treibhausgemüsen,[17] Veroneser Birnen, Spargeln aus Ravenna, die als wundervolle Seltenheiten auf den Tafeln der Reichen prangten, neben anderen Verrücktheiten schlemmerhafter Verschwender, Papageienzungen, Rosen von Pästum, bithynischen Champignons,

Austern von Brindisi, numidischen Reihern,[18] diese Nachfrage konnte nicht die Landwirtschaft von ganz Italien über den Haufen werfen und zur Steigerung der Produktion und zu Spekulationen führen.

Man verdiente an diesen Waren sicher unvergleichlich viel mehr als an Getreide,[19] aber wieviel wurde denn davon verkauft? Es kamen lächerlich geringe Mengen nach Rom, die hohen Transport- und Erhaltungskosten verteuerten sie ungemein. Wir wissen von Plinius,[20] daß sogar das Obst für die Armen unerschwinglich war, natürlich nur das, was weither kam. Wie die industrielle Erzeugung von Luxusgegenständen im großen damals unmöglich lohnen konnte, ebensowenig konnte es der Anbau von Genußmitteln, die nur für den verwöhnten Gaumen eines Häufleins Reicher bestimmt waren. Heute ist die Erzeugung kostbarer Delikatessen nur dadurch ermöglicht, daß ihnen bei unseren jetzigen raschen Beförderungsmitteln der Weltmarkt offen steht.

Die Ansicht von Marquardt, daß man an Stelle des nicht mehr lohnenden Kleinbetriebs die Engrosproduktion auserlesenen Fleisches, feinen Obstes und erstklassiger Weine versuchen wollte, ist zum mindesten ein Anachronismus, ebensowenig scheint uns die Meinung von Rodbertus[21] annehmbar: „Rom wirkte wie eine solche (Thünensche[22]) Stadt auf Italien, und ganz Italien wie eine solche Stadt auf das übrige Gebiet dieses ungeheuren Mittelmeerreichs. Das Getreide mußte aus entfernteren Ländern geholt werden, und hier mochten noch Latifundienwirtschaften bestehen bleiben; der italienische Boden diente fortan anderen Kulturen, und diese konnten nur in Zwergparzellenwirtschaften mit Nutzen betrieben werden."

Es möge uns gestattet sein, diese Behauptungen einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, zumal die gelehrte Welt sie kritiklos angenommen und als selbstverständliches Dogma der römischen Wirtschaftsgeschichte hingestellt hat. Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß sie auf einer falschen Einschätzung der tatsächlichen Verhältnisse beruhen.

Damit sich eine intensive Erzeugung besonderer, auserlesener Bodenprodukte in ausgedehnterem Maße hätte ent-

wickeln können, dazu hätte es vor allem vieler kaufkräftiger Märkte bedurft — und die fehlten der alten Welt. Die wenn auch zahlreichen kleinen Städte braucht man hier nicht mit in Rechnung zu setzen, da sie nur von Kleingrundbesitzern, Kurialen,* Handwerkern und Besitzlosen bewohnt waren. In Betracht kam Rom ganz allein, wo sich die großen Vermögen konzentrierten, die, auf unrechtmäßige Weise gewonnen, nur dazu da waren, bald in den lockeren Händen verschwenderischer Erben zu zerrinnen.

Ebensowenig wie sich Roms Versorgung durch überseeische Märkte über die Grenzen von Latium fühlbar machte, in Gegenden also, die nie Getreide nach Rom geschickt hatten oder auch nur schicken konnten, ebensowenig konnte seine eventuelle Nachfrage nach Delikatessen die Produktionsformen dieser von Rom so fernen Länder wesentlich beeinflussen. Die Bevölkerung der Hauptstadt bestand hauptsächlich aus der Masse der Besitzlosen, die keinen Heller für Luxusartikel übrig hatten. Wieviel Fleisch, ganz zu schweigen von Wild, hätte man denn bei ihnen absetzen können, die sich wie alle Italiener der damaligen und der heutigen Zeit fast ausschließlich von Getreide nährten,[23] während Fleisch fast ausschließlich von Soldaten, Ringkämpfern, Jägern, Vogelstellern und anderen Leuten, die ähnliche mühselige Berufe betrieben, konsumiert wurde.[24]

Fleisch wurde nur selten genossen; selbst für reiche Leute war Schweinefleisch schon ein großer Leckerbissen. Das niedere Volk bekam Fleisch nur bei unentgeltlichen Verteilungen, bei Festen, Triumphen, Leichenbegängnissen und Opfern.

---

* Kurialen hießen in der späteren Kaiserzeit die Dekurionen, die Senatoren der italischen Munizipal- oder Provinzialstädte und Kolonien, da sie die Kurie, den Stadtrat bildeten. Das Dekurionat, anfangs sehr angesehen, wurde später, namentlich seit Konstantin, zu einer drückenden Last, da die Kurialen zu immer schwereren Leistungen herangezogen wurden und es gesetzlich verboten war, sich durch Austritt aus der Kurie seinen Verpflichtungen zu entziehen. Vergleiche darüber auch Kapitel 9, S. 258 f. Anmerk. d. Übers.

Italien konnte nach Rom nur auserlesene Proben seiner Bodenproduktion senden — auf dem Seeweg oder auf der großen Wasserstraße des Po, der auf seinem breiten Rücken geduldig die Schiffe zum Meere hinabführte[25] —, aber mehr auch nicht. Mit Benützung des Poweges konnte man wohl einige Launen der Reichen befriedigen, ihren stumpfen Gaumen kitzeln,[26] aber man konnte Rom nicht mit italischem Korn versorgen oder die Ausfuhr von Delikatessen dermaßen steigern, daß dies zu einer Umwälzung der Wirtschaftsformen ganzer Länder geführt hätte. Die Schwierigkeiten und die Kosten des Transportes machten jeden Profit illusorisch und erhöhten die Preise derart, daß der Verkauf nahezu unmöglich wurde. Der Bauer am Po bekam vielleicht ein Zehntel des Preises, den sein Korn, sein Wein und seine anderen Erzeugnisse auf weit entfernten Märkten erzielen konnten.[27] Da der Transport mehr als die Waren selbst kostete, so hatte man ausdrücklich bestimmt, daß Naturalabgaben an Ort und Stelle zu konsumieren seien, und verboten, sie von Orten auszuführen, die weit von Seehäfen abgelegen waren.[28]

Roms Einfluß machte sich, wie der der Thünenschen Stadt, nur in der benachbarten Zone geltend, aber nicht auf der ganzen Halbinsel. Er beschränkte sich auf das umliegende Land und wirkte günstig, insofern als er das nächstgelegene Gebiet in Gemüsegärten verwandelte, ungünstig jedoch auf die entfernteren, da er sie unter dem Drucke der Getreideeinfuhr zwang, den Kornanbau aufzugeben. Diese lokale Produktion genügte den Ansprüchen des Konsums[29] und konnte mit der ferner gelegener Gegenden erfolgreich konkurrieren, deren Preise durch die Transportkosten überhöht waren und die mit den billig übers Meer eingeführten Waren in Wettstreit treten mußte. Im Altertum wie auch in späteren Zeiten, als die Verkehrs- und Beförderungsmittel noch unvollkommen waren, machte sich der nivellierende Einfluß der Konkurrenz zwischen Produktions- und Konsumtionsorten — wenn sie weit voneinander entfernt waren — gar nicht oder doch nur gelegentlich geltend.

Der Einfluß des römischen Marktes war auf einem eng begrenzten Gebiete merkbar.[30] Sein Absorptionsver-

mögen für Lebensmittel des Massenkonsums beschränkte sich auf diese benachbarte Zone, während er von seltenen und kostspieligen Produkten, die von fernher kamen, leicht mehr bekam, als abgesetzt werden konnten. Rom war infolgedessen ohne Einfluß auf die landwirtschaftliche Produktion der Halbinsel, zumal Oberitaliens. Als seine Bevölkerung und mit ihr die Schwierigkeit ihrer Versorgung wuchs, da machte sich Rom vom Festland unabhängig. Die Riesenmetropole wurde zum Seehafen, Ägypten lag ihr näher als Etrurien oder die Poebene, mit jenem verband sie der Seeweg, während die rauhen Apenninenpfade sie von Oberitalien eher trennten, da die Beförderung von Korn und Wein in zerbrechlichen Tonfässern auf Eseln oder Maultieren mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Rom war vom übrigen Italien streng geschieden, es war durch den Luxus und raffinierten Geschmack seiner Millionäre zu einer orientalischen Stadt geworden. Wie es Wohlgerüche aus Arabien, Perlen aus Indien, Seide aus Babylon bezog, so waren, wie der Redner Aristides in seinem 145 nach Christi Geburt veröffentlichten Panegyrikus sagt,[31] Sizilien, Ägypten und die bebauten Teile von Nordafrika sein Ackergebiet, aber nicht Italien. Wein, Öl, Oliven, Honig, eingemachte Fische, Pökelfleisch kamen über See aus aller Herren Ländern oder auf dem Landweg aus der Nachbarschaft von Rom, und eben weil die Produkte von so viel verschiedenen Gegenden zusammenströmten, war der Markt immer im Überfluß versehen, und es fehlte ihm jene ausgedehnte Nachfrage, die für die Produktionsformen bestimmend wird.

Man kann füglich behaupten, daß sich die römische und die italische Wirtschaft getrennt voneinander entwickelt haben. Das weiter von dem großen Zentrum[32] entfernte Land blieb von der Wirkung des Anwachsens der Urbs unberührt. Sie machte sich vor den Toren Roms[33] fühlbar oder auf Ländereien, die am Ufer von Flüssen lagen und auf ihnen ihre Erzeugnisse in urbem, in die Stadt schaffen konnten.[34] Das übrige Italien war wirtschaftlich Rom fremd, welches, wie Symmachus[35] sagt, „auf dem

Körper des ganzen Reiches lastete". Das Jahr 385 war ein fettes Jahr für ganz Italien, nur Rom hatte unter Teuerung zu leiden und mußte Fremde und Arme ausweisen.[36] Das afrikanische Getreide war ausgeblieben. Sidonius Apollinaris rechnete nie auf italienisches Getreide, obwohl er als römischer Präfekt oft genug gegen die drohende Teuerung zu kämpfen hatte.[37] Niemals kaufte er Getreide in Gallien oder Ligurien, selbst wenn Volksaufstände ihn in Lebensgefahr brachten; auf den Hügeln des Tiberufers spähte er nach den Schiffen aus, die seine Schutzbefohlenen sättigen und ihn aus quälender Unruhe befreien sollten.[38] Sogar Augustus hatte beinahe Selbstmord verübt, als das römische Volk einmal kein Getreide hatte,[39] und doch hatte Italien, trotz des unvermeidlichen, natürlichen Rückgangs der landwirtschaftlichen Produktion, Getreide genug für seinen Konsum, für den seiner Städte, ja für Rom, gelegentlich konnte es sogar fremden Provinzen, in denen Hungersnöte wüteten, aushelfen.*

Italien spielte auch nicht gegenüber den anderen Mittelmeerländern die Rolle der Thünenschen Stadt. Sein Ackerbau genügte ihm vollkommen, in seine Provinzen kam kein afrikanisches Getreide,** da seine gewöhnliche Produktion den gesamten lokalen Bedarf zu decken imstande war. Wenn seine Städte nach dem Beispiel von

---

* Als unter Trajan in Ägypten, das Tacitus „die Grundlage der Lebensmittelversorgung" (claustra annonae) nennt (Hist., III, 8), infolge des Ausbleibens der Nilüberschwemmung eine schreckliche Teuerung ausbrach, da konnte Italien ihm ganze Schiffsladungen Getreide schicken. Der jüngere Plinius (Paneg., 30) preist diesen friedlichen Triumph als einen der schönsten Siege Trajans.

** Mommsen (Römische Geschichte, I, 8. Aufl., S. 840) sagt dagegen, daß überseeisches Getreide die ganze Halbinsel überschwemmte. Pöhlmann (Die Übervölkerung der antiken Großstädte, S. 69) behauptet, die Bevölkerung Roms sei dermaßen gewachsen, daß die Entwicklung der italischen Landwirtschaft damit nicht Schritt halten konnte! Der italische Boden habe aus Gärten, Parks und Viehweiden für die Produktion von Fleisch bestanden. Infolgedessen sei die Erzeugung von Getreide zurückgegangen.

Rom exotische Erzeugnisse konsumierten, so nur Luxusgegenstände für die Reichen. Wir müssen auf den Stand der italischen Landwirtschaft zur Römerzeit etwas näher eingehen.

Eine Beschreibung Italiens, die, 345 nach Christo entstanden, sicher auf älteren Nachrichten fußt, jedoch jünger ist als die Strabos, führt uns die verschiedenen Gegenden Italiens folgendermaßen vor Augen: „Kalabrien erzeugt Getreide und ist mit allem reich gesegnet; in Bruttien wächst in großer Menge ein ausgezeichneter Wein. Lukanien ist ein sehr fruchtbares, an allem reiches Land, das viel Speck ausführt, in den Bergen liegen reiche Viehweiden. Dann kommt Kampanien, das zwar nicht sehr groß ist, wo es aber viele Latifundienbesitzer gibt;* das Land genügt sich selbst und ist cellarium Romae regnanti, das Magazin für die Herrscherin Roma." [40] Der anonyme Verfasser dieser kurzen Beschreibung geht auf die übrigen Gegenden nicht näher ein: er führt Toskana an, diese schöne, an allem reiche Provinz, er spricht von den Weinen Toskanas, Picenums, des Sabinerlandes, Tivolis, und er schließt mit den Worten, daß Italien plena omnibus bonis, voll von allem Guten sei.

Dies Gemälde stimmt gut mit Angaben von anderer Seite überein. Man dachte nicht daran, den Getreidebau für den lokalen Konsum auf italischem Boden aufzugeben, oder man ließ das Land, wie im entvölkerten Süden, brach liegen oder wandelte es in Weideland um. Aber da die Bevölkerungsdichte überall nur gering war und die 434 Städte — sie machten einen solchen Eindruck auf die alten Geschichtschreiber, daß sie in Italien ein Land sahen, das von Städten übersät war[41] — eigentlich nur kleine Flecken waren, aber keine Zentren mit großem Konsum, so begnügten sich die Landwirte mit dem, was ihnen die

* Der Schriftsteller sagt: divites autem viros possidens (... es besitzt aber reiche Männer). Er erwähnt die Existenz von Latifundien in Kampanien, im Süden, und das bestätigt unsere vorhergehenden Angaben. Vergleiche meinen Aufsatz: La distribuzione della proprietà fondiaria in Italia al tempo dell'Impero romano (Archivio giuridico, LXII, 1899).

Erde ohne ihr Zutun bot. Eine ganz unbegründete Legende hat aus Italien ein Land von großer Fruchtbarkeit gemacht:[42] wenn man von der Poebene absieht, die damals großenteils versumpft war, so ist es damit herzlich schlecht bestellt. Das Land ist gebirgig und arm an humusreichem Ackerboden; der Süden hat unter Trockenheit zu leiden. Wir dürfen gar nicht erstaunt sein über das, was uns Varro und Columella über die Getreideproduktion berichten: die Ernte brachte durchschnittlich das Vierfache der Aussaat, nur in einigen Ebenen von Toskana das Zehn- bis Vierzehnfache, in Sizilien ungefähr das Achtfache.[43] In Wirklichkeit verfiel der Bodenanbau durch Mangel an Dünger, eine Folge der geringen Zahl von Vieh, das in Ställen gehalten wurde;[44] durch eine schlechte Fruchtfolge, den zu häufig wiederholten Anbau von Getreide auf demselben Boden, die zweijährige Wechselwirtschaft,* die tiefe Unwissenheit, die Unvollkommenheit der Ackergeräte,[45] die Unzulänglichkeit der künstlich angelegten Wiesen, die Diebstähle der Sklaven an Saatkorn,[46] die üble Lage der Kolonen,** all dies ruinierte den Ackerbau.

Jede Verbesserung der Produktionsmethoden, jede Befolgung all der schönen Lehren der Agronomen und die Anwendung von Kapitalien in der Landwirtschaft mußten an der Unmöglichkeit, Absatzmärkte zu finden, scheitern.

---

* Rodbertus (Jahrbücher, II, 213 bis 219) behauptet, die Römer hätten höhere Formen des Fruchtwechsels gekannt usw. Ein Varro und Columella haben sie ohne Zweifel gekannt. Aber setzten die Bauern die theoretischen Lehren dieser Schriftsteller in die Tat um?

** Dem Teilpächter ließ man auf gutem Ackerland ein Achtel bis ein Siebtel seines Ertrags, auf schlechtem ein Sechstel bis ein Fünftel. Man hätte dagegen den Pachtzins höchstens auf drei Neuntel des Bruttoertrags ansetzen dürfen, während dem Kolonen mindestens vier Neuntel zur Bestreitung der Produktionskosten und zur Ernährung von Mensch und Vieh und zwei Neuntel als berechtigter Verdienst für seine Arbeit, seinen Fleiß und seine Klugheit und als Zinsen für das angewandte Kapital hätten bleiben müssen. Catos Kolone konnte nie ein fleißiger Bauer sein; er stand noch unter dem Sklaven.

Wozu auch die Produktion steigern, wenn man jetzt schon nicht mehr Käufer genug fand, wenn man jetzt schon die Waren meistbietend versteigern mußte[47] oder sie gar am Platze zu konsumieren gezwungen war, weil die Nachfrage zu gering war und die hohen Transportkosten den Versand nicht lohnten?

Daher blieb die Landwirtschaft immer auf derselben Höhe stehen, und Stillstand bedeutet Rückschritt. Der ununterbrochene Anbau erschöpft den Boden; das bezeugen uns die Zeitgenossen für die damalige Epoche.[48] Lukrez[49] versichert, daß der Bauer nach schwerster Arbeit nicht so viel erntete, um davon nur zur Not leben zu können. Bei einem so niederen Ertrage war die Lage der Kolonen entsetzlich, der Grundbesitzer konnte nichts zurücklegen und hütete sich wohl, seine Kapitalien an Verbesserungen daranzuwagen, er verlieh sie lieber gegen Zinsen: er wäre völlig ruiniert gewesen, hätte er die Bebauung seines Landes auch noch Sklaven anvertrauen müssen, die er hätte ernähren, einquartieren und überwachen müssen. Tagelöhnern hätte er mehr an Brot gegeben, als ihm sein Land überhaupt einbrachte.

Selbst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts kann das Bild der italienischen Landwirtschaft nicht trostloser gewesen sein. Der Boden im Herzogtum Modena brachte zum Beispiel noch vor hundert Jahren nur das Dreifache, höchstens das Vierfache der Aussaat ein, in den Bergen kaum das Zweifache. Die Bauern aßen Weizenbrot nur zu Weihnachten und zu Ostern: ihre tägliche Nahrung waren Fladen aus geringeren Getreidearten und aus Maismehl. Sie hoben nur für die Aussaat Weizen auf, der übrige wurde verkauft, um geringere Getreidearten für den eigenen Bedarf dafür zu kaufen, die Steuern zu zahlen und auf dem Markte zu erstehen, was ihr Hausfleiß nicht herstellen konnte. Das Land trug ein Jahr ums andere, dazwischen lag es brach. Die Menge des anbaufähigen Landes wurde noch durch Eichenbestände vermindert, deren Früchte als Schweinefutter dienten. Wein gab es wenig und auch nur dort, wo er sich natürlich an den Ulmen hinaufrankte. Großvieh war selten, daher fehlte es

an Dünger; da auch die Geräte noch sehr primitiv waren, so war eine intensive Feldarbeit unmöglich. Der Bauer verbrachte viel unnütze Zeit mit religiösen Festlichkeiten, er fuhr zu Markte, um durch den Verkauf der Produkte seiner Nebenbeschäftigungen ein kleines Stück Geld zu erwerben. Er arbeitete wenig, er bebaute nur das Land rings um seine Wohnstätte, das übrige blieb unbenützt liegen. Kurz, er lebte im tiefsten Elend.

Dem Altertum und auch der späteren Zeit war ein intensiver, rationeller, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Ackerbau unbekannt. Die Praxis konnte mit den Lehren der Agronomen und ihren in kleinem Maßstab angestellten Versuchen nichts anfangen. Sie zeigt uns den Kleinbauern, der vom Boden nur so viel haben will, daß er nicht Hungers zu sterben braucht, den Grundbesitzer, der sich mit einem Raubbau begnügt und sich dagegen sträubt, Kapital in den Boden zu stecken, um so mehr, als die Zinsen erst nach langer Frist wieder hereinkommen würden. Columella berichtet, daß man zwar Redner- und Gauklerschulen fände, daß aber die Kunst, den Boden zu bebauen, allenthalben verloren gehe. Bei dem hohen Zinsfuß des Geldes wäre es unvernünftig gewesen, Kapital zur Steigerung der Bodenkultur zu verwenden, für deren Produkte man sowieso schon keinen Abnehmer fand. Cato und Columella konnten wohl theoretisch nachweisen, daß Wein- und Ölbau lohnend sei, aber es wäre ihnen wohl schwer gefallen, dem Produzenten den versprochenen Preis unter allen Umständen zu gewährleisten. Die Landwirtschaft begnügte sich damit, den natürlichen Reichtum des Bodens auszubeuten: die Erzeugnisse wurden an Ort und Stelle verbraucht, und die Klasse der Grundbesitzer, die sich selbst nicht aktiv an der Produktion beteiligte, beschränkte sich darauf, das Geld, das ihre Pächter und Kolonen für sie verdienten, einzukassieren und zu konsumieren, unfähig, wie sie war, kapitalistische Wirtschaftsmethoden anzuwenden.

Wenn auch der größte Teil von Italien im Altertum nur das Vierfache der Aussaat trug, so bedeutet das doch nicht, daß die damalige Landwirtschaft nicht für sich und den Kon-

sum der Städte ausreichte, ebensowenig wie es besagen will, daß der Getreidebau nur auf das schlechtere Land verbannt war, während das fruchtbare dem Anbau von Delikatessen vorbehalten blieb. Darauf beruht die Anschauung von Rodbertus, Pöhlmann[50] und anderen, aber das ist unrichtig. Wenn Wein, Öl, Fleisch, Milch und Gemüse hohe Preise erzielten, so war das eine Veranlassung, in der Umgebung von Rom, aber nicht in größerer Ferne diese Waren zu produzieren. Plinius spielt auch sicher nur auf die Umgebung von Rom an, wenn er davon spricht, daß manche Bäume einen ebenso hohen Gewinn abwerfen wie ein Grundstück. Nur hier und in der umliegenden Zone machte sich die starke Bevölkerungszunahme und die Einwanderung reicher Leute aus den Mittelmeerländern nach Rom in einer gesteigerten Nachfrage fühlbar.

Die von uns angeführten Tatsachen erklären die chronischen Krisen, an denen die italische Landwirtschaft litt — trotz der Hymnen des Tacitus und anderer auf die Fruchtbarkeit des Bodens[51] —, weit besser als die Importierung afrikanischen Getreides oder die Einführung von Luxuskulturen für die Plutokratie. Über die Einfuhr und Verteilung von Getreide, die etwas mehr als einem Fünftel der römischen Bevölkerung zugute kam, habe ich bereits gesprochen und will nicht weiter darauf eingehen. Es sei nur noch erwähnt, daß Kampanien nichtsdestoweniger manche besonders feinen Mehlsorten, ja auch gewöhnliches Brotmehl nach Rom, besonders auf dem Seeweg sandte;[52] ebenso Spanien, der taurische Chersones (die Krim), Zypern, Böotien[53] und andere. Der private Handel konnte sich auch auf Spekulationen einlassen, nicht bloß bei gelegentlichen Verzögerungen und Unterbrechungen der staatlichen Getreidezufuhr,* sondern auch unter normalen Verhältnissen, soweit feinere Getreidesorten in Frage kamen und das Korn, das an die Reichen

* Petron., Satir., 38, 7. — Das System der Naturalsteuern, das Lieferung eines ausgesuchten Getreides verlangte, verhinderte die Entwicklung eines ausgedehnten Kornhandels; im übrigen war alles, was mit dem Getreide zusammenhing, sein Transport usw., Aufgabe des Staates.

verkauft wurde. Rodbertus spricht von der Wirkung des „Freihandels, der ebenso dienstwillig als gewinnsüchtig dem wirksamen Begehr stets ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl nachkommt".[54] Er sollte die Ursache sein, daß die besten Ländereien dem Getreidebau entzogen und anderen Kulturen zugeführt wurden, was Rom wieder die Korneinfuhr aufzwang. Wir weisen demgegenüber nochmals darauf hin, daß die Märkte fehlten, die nötig gewesen wären, so erhebliche Wirkungen hervorzurufen. Und dann war vor allem bei der schlechten Verteilung des Reichtums im Altertum der „wirksame Begehr" nicht stark genug, den Freihandel dazu zu bringen, daß er sich von den fruchtbaren Ländern, die er für gewöhnlich frequentierte, ab- und anderen weniger günstigen zuwandte, deren Wirtschaftsweise er erst noch umzuwälzen hatte.

Nein, die Bauern im Innern der Halbinsel dachten gar nicht daran, den Getreidebau aufzugeben. Sie blieben bei ihren alten ererbten Methoden des Raubbaus und produzierten selbst das für ihren Bedarf notwendige Getreide,[55] unbekümmert um die Einfuhr afrikanischen Getreides. Nicht sie, nein, die Erschöpfung des bis zum äußersten ausgesogenen Bodens führte zum Verfall des Grundeigentums.* Die unbefangene Untersuchung der alten Landwirtschaft zeigt uns, daß die Produktionsmethoden sich unabhängig vom römischen Markte entwickeln, und daß zwischen ihm und den kleinen Lokalmärkten Preisunterschiede bestehen, die auf den gleichzeitigen Überfluß auf dem einen und die Teuerung auf den anderen oder umgekehrt zurückzuführen sind.[56]

---

* Tacitus, Ann., XII, 43, sagt, es sei für die Römer lohnender gewesen, Ägypten und Afrika zu beackern; und er hatte recht, denn diese Provinzen mußten das Korn umsonst, als Tribut liefern, während man es den Italikern hätte abkaufen müssen, da sie steuerfrei waren. Deshalb bevorzugte Rom Afrika und nicht etwa, weil Italien nicht mehr imstande gewesen wäre, Rom zu ernähren, wie große Gelehrte annehmen, wie Beloch (Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886, S. 416, 417), Liebemann (Verwaltung, S. 516) und Pernice (Zeitschrift der Savigny-Stiftung, XIX, S. 100).

Die alten Historiker, die Rom zum politischen Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte gemacht haben, berichten nichts über die wirkliche ökonomische Lage der Provinzen, daher erscheinen ihnen die ganzen ökonomischen Erscheinungen ihrer Zeit in einem schiefen Lichte. Sie stellten sich auf einen falschen Standpunkt und warfen Rom und die übrige Welt leichten Herzens in einen Topf. Aber Rom und Italien sind nun einmal nicht gleichbedeutend, und Gallien wie Italien sind nicht „Roms Weichbild", wie Mommsen sagt.[57] Da man nach Rom keine großen Mengen von Nahrungsmitteln versenden konnte, so war es eine ökonomische Unmöglichkeit, von der extensiven zu der intensiven Wirtschaft überzugehen, Großbetriebe mit der erforderlichen technischen Arbeitsteilung einzurichten, außer vielleicht in den Rom ganz naheliegenden Zonen. Die entfernteren wurden weiter mit Getreide bebaut und die weniger bevölkerten zur Weidewirtschaft bestimmt.[58] Sich vorzustellen, daß Italien vielleicht von Villen und Parks oder von Latifundien bedeckt war, die in Gemüsegärten verwandelt waren oder der Kultur von Rosen, der Aufzucht von Hirschen, Pfauen usw. dienten, daß Kapitalien in weiterem Maße zur Anwendung kamen, an großartige Spekulationen, eine intensive landwirtschaftliche Tätigkeit zu denken, die im Handel ihre Unterstützung findet, den sie ihrerseits wieder neben einer reichen Industrie ins Leben gerufen, das hieße ein Genrebild, ein künstliches Szenarium entwerfen, das einer ernsthaften, objektiven Prüfung der Tatsachen nicht Stich hält.

Was hatte es mit den Latifundien für eine Bewandtnis?

Einer der berufensten Interpreten des römischen Altertums, einer der Bahnbrecher auf dem Wege der Deutung der antiken Ökonomie im kapitalistischen Sinne, Marquardt, schreibt:[59] „... Diese Spekulation bemächtigte sich nun auch des Ackerbaus. Konnte auch die Bauernwirtschaft nicht mehr rentieren, so versuchte es nun die auf das Kapital gestützte Großwirtschaft nach anderen Grundsätzen. Zuerst wurde der Weizenbau auf ein Minimum beschränkt, dagegen Viehzucht, Öl- und Weinbau betrieben,

welche Produktionszweige nicht nur die Konkurrenz aushielten, sondern auch bei rationeller Behandlung sehr einträglich waren. Zweitens wurden die Bauern, die kleinen Pächter und die freien Tagelöhner als zu kostspielig abgeschafft und Sklaven, welche keine Familie hatten und militärfrei waren, statt ihrer gebraucht; endlich legte man die kleinen Höfe zu großen Güterkomplexen (latifundia) zusammen, in welchen teils große Kapitalien solcher Personen, die eigentliche Geldgeschäfte nicht machten, wie zum Beispiel der Senatoren, ihre Anlage fanden, teils solche Industriezweige, welche mit der Landwirtschaft vereinbar sind, betrieben werden konnten. Dahin gehört die Obst-, Vogel-, Wild- und Fischzucht, die Forstwirtschaft, die Anlage von Ziegeleien, Töpfereien, Kohlenbrennereien, Walkergruben, Sand- und Steingruben."

Daß Obst, Fische und Wild im großen produziert wurden, ist eine so offensichtliche Übertreibung, daß wir sie wohl übergehen können. Kaum daß man heute Obst und Fische ausführen kann — auch nur in Kühlwagen und aus bestimmten Ländern —, aber die ausschließliche Produktion dieser Nahrungsmittel ist auch heute noch für kein Land besonders charakteristisch. Erst in unserer Zeit ist die Viehzucht zu einem großen Wirtschaftszweig geworden, erst heute werden Käse, Butter[60] usw. im großen produziert; das ist uns auch nur dadurch möglich, daß wir über rasche Beförderungsmittel verfügen, daß es heute im Gegensatz zum Altertum große Städte mit starkem Fleischkonsum gibt und daß schließlich Handelsabkommen zwischen den verschiedenen Ländern bestehen. Ebenso ist die Weinproduktion vom städtischen Konsum, von leichten Beförderungsmöglichkeiten und von Handelsverträgen mit den nicht produzierenden Ländern abhängig.

Marquardt geht davon aus, daß der Anbau im kleinen sich nicht mehr lohnte. Wenn er darunter den Getreidebau versteht, der die Grenzen des lokalen Konsums nicht zu überschreiten vermochte, so hat er vollkommen recht. Vor allem gilt das für die Großgrundbesitzer, die ihren Boden durch Sklaven bearbeiten ließen und den gesamten Ertrag ihrer Getreideproduktion selbst konsumierten. Diese

blieb immer auf demselben Niveau und brachte keinen Gewinn, da Getreide nur unter besonderen Bedingungen einen Handelsartikel darstellte.[61] Wir können Catos Angabe[62] Glauben schenken, daß die Grundbesitzer, da der Getreidebau keinen Profit abwarf, wenig Neigung hatten, Kapital auf die Steigerung ihrer Kornproduktion zu verwenden. Bei der Sklavenarbeit setzten sie sogar noch zu. Wenn sie von freien Arbeitern zu Sklaven übergingen, so machten sie sehr bald die böse Erfahrung, daß diese den größten Teil des Rohproduktes für sich verbrauchten;* sie strebten daher danach, zur freien Arbeit zurückzukehren; dies stand jedoch nicht in ihrem Belieben, und so kam es zur Bildung des Kolonats. Um den ewigen Verlusten zu entgehen, verpachteten sie ihr Land gegen eine bestimmte Geldsumme. Ihr Geschäftsgeist gab ihnen alle möglichen Auskunftsmittel ein, um sie vor Verlusten zu schützen: die von den Theoretikern empfohlenen Spekulationen, die Anlage von Weinbergen, die viele, und von Viehweiden, die nur wenige Arbeitskräfte erforderten. Wessen Land in der Umgebung von Rom oder anderen Städten oder in der Nähe des Meeres oder von Flüssen lag, der konnte diesen Vorteil benützen und nicht nur die gesuchtesten Delikateßwaren anbauen, sondern gegebenenfalls auch Ziegel und Kalk brennen und anderes. Aber es geht nicht an, eine ganze Produktionsweise durch Ausnahmen wie diese zu charakterisieren.

Was vielmehr dem Latifundium eigentümlich ist, das ist die extensive Wirtschaft, die Produktion für den Gebrauch des Gutes, der Villa selbst und nicht für den Export — außer etwa auf dem Wasserwege[63] — und die Beschickung der lokalen Märkte in der Nachbarschaft; denn die Stadtwirtschaft bleibt immer die Grundlage und Stütze der landwirtschaftlichen Produktion. Die Großgrundbesitzer verdankten ihren Reichtum nicht ihrem Boden, sondern

---

* Columella (I, 7) stellte fest, daß ein Mann 6 bis 7 Jugera beackern kann, die ungefähr 8 Hektoliter (100 Modii) tragen: rechnet man die Aussaat ab, so bleiben 6 Hektoliter, also gerade das, was ein Sklave braucht.

Wuchergeschäften und der Ausplünderung der Provinzen, der Ankauf von Grundbesitz diente weniger kapitalistischer Spekulation, als vielmehr der sicheren Anlage der Vermögen: eine weise Maßregel, um sich vor Verlusten und nutzlosen Vergeudungen zu schützen. Diese Bodenakkumulation legte den Grund zu der späteren, mittelalterlichen Lehensherrschaft. Im Grunde spielte bei dieser Manie auch eine gewisse Eitelkeit mit, die pulchritudo jungendi (die Schönheit des Reihens von Acker an Acker), wie der jüngere Plinius sagt,[64] die dem politischen und bürgerlichen Ansehen zugute kam, denn dieses knüpft sich von jeher vorzüglich an den großen Grundbesitz. Der Boden konnte kaum das angelegte Kapital verzinsen, und das Fehlen von Märkten hemmte die Entwicklung der Produktion. Dann war auf dem Latifundium alles sehr teuer: die Sklavenwirtschaft warf kaum einen nennenswerten Gewinn ab;* die Verluste an Zeit waren ungeheuer, die Arbeitsteilung nur schwach entwickelt, und man verstand nicht, die gegebenen Arbeitskräfte und Produktionsmittel intensiver auszunützen. Man darf nicht vergessen, daß die Einwohnerzahl von Italien damals nur sechs Millionen betrug und es infolgedessen nicht lohnen konnte, die privaten Wirtschaften in industrielle Großbetriebe umzuwandeln. Je fester die Sklaverei Fuß fassen konnte, desto tiefer sanken die Bodenpreise;[65] die Erfahrungen, die man mit der Sklavenwirtschaft gemacht, hatten nichts Gutes gezeitigt, die Vorsichtigsten gingen zur Parzellenwirtschaft, zur Verpachtung an Sklaven,[66] dann immer allgemeiner zum Kolonat über.

Die Umstände zwangen die Großgrundbesitzer, sich mit dem zu bescheiden, was ihnen die Erde freiwillig bot. Sie waren sicher mit den schönen Vorschriften Catos und Columellas vertraut, aber es hatte ihnen, wie Palladius, nicht entgehen können, daß viel in ihren Lehren auf Kosten der

* Dureau de la Malle, Weber, Magerstedt, Dickson, Roscher und andere, kurz alle, die sich mit der antiken Landwirtschaft näher beschäftigt haben, bezeugen einstimmig, daß die gleiche Bodenfläche heute bedeutend weniger Arbeitskräfte erfordert als im Altertum.

kunstvollen Rhetorik zu setzen[67] und daß es unmöglich war, die Produktion zu steigern, wenn der Grundbesitz fern von einer größeren Stadt gelegen war. Wo es möglich war, beutete man natürlich die besonderen Schätze des Bodens tunlichst aus, so in Steinbrüchen und Bergwerken; die Sklaven mußten Töpfe, Krüge und Ziegel brennen, oft überließ man die officina, die Werkstatt, einem conductor, einem Unternehmer, oder einer conductrix, die hier Sklaven oder freie Leute arbeiten ließen.[68] Aber deswegen können wir uns doch nicht mit dem Gemälde von Marquardt befreunden; ebensowenig können wir uns der Ansicht anschließen, daß die Wiedereinführung der Grundsteuer in Italien die Latifundienbesitzer veranlaßte, ihre Produktion durch Anwendung von Kapitalien zu steigern. Im Gegenteil, die Steuer ruinierte sie gänzlich und zwang sie, ihr Land brach liegen zu lassen.

Dasselbe gilt für den Weinbau. Man stößt oft auf die Anschauung, die Latifundien seien in reiche Weingärten umgewandelt worden, der Wein sei ein wichtiger Ausfuhrartikel gewesen, dessen Produktion der starken Nachfrage nicht genügen konnte.[69] Italien habe ein Monopol auf diese Produktion gehabt, und ihre Einträglichkeit habe den Weinbau im großen begünstigt. Diese Anschauungsweise will unter allen Umständen den Nachweis aufrechterhalten, daß Italien reich war, Überfluß an verfügbarem Kapital hatte, das zur Steigerung der Bodenproduktivität verwandt wurde, und daß zahlreiche Bevölkerungsschichten in dieser Kultur Beschäftigung fanden.

Wir haben Ziffern von Cato und Columella,[70] nach denen ein Weinberg bis zu 18 Prozent des Anlagekapitals einbringen konnte. Dabei sind aber vor allem die Kosten der Arbeit, der Erhaltung der Sklaven, Mißwachs und Amortisation nicht in Rechnung gezogen. Varro[71] schreibt, der Weinbau lohne sich zu seiner Zeit nicht, und Columella weist darauf hin, wie wenig seine theoretischen Berechnungen mit der Wirklichkeit übereinstimmten; denn die Bauern hielten den Weinbau für durchaus nicht einträglich. Er erzählt tatsächlich, daß die Weinreben schlecht gehalten und von schlechter Sorte waren und infolge des

Geizes, der Unkenntnis und der Faulheit der Winzer nichts einbrachten; ihr Stand erfreute sich übrigens keiner allzu großen Achtung.

Die alten Schriftsteller berichten, daß Wein gar nicht sehr stark und auch nicht allgemein konsumiert wurde — den Frauen war es zum Beispiel gesetzlich verboten, Wein zu trinken[72] —; daß es so viel davon gab, daß mancherorts Wasser teurer war als Wein;[73] daß allein einige hervorragende Sorten, die nicht überall gezogen wurden, Handelsobjekt waren, daß der Weinbau vernachlässigt wurde und daß man ihn durch schutzzöllnerische Maßregeln zu heben suchte, aber alles umsonst.

Rom versorgte sich aus den Weingegenden in seiner nächsten Nähe, mit feineren Sorten aus Spanien, Griechenland, überallher ein wenig:[74] daneben gab es nur noch Lokalkonsum mit beschränktem Absatz, denn die Kleingrundbesitzer versorgten sich selbst, und große Märkte fehlten, die die Nachfrage in die Höhe treiben und die angewandten Kapitalien fruchtbar machen konnten. Die Ansicht, daß eine Ware in voluminösen, zerbrechlichen Tonfässern[75] im großen ausgeführt worden sei, ist mit Mißtrauen aufzunehmen: wenn man auch in den entferntesten Teilen des Reiches Weinbehälter gefunden hat, so kann man eher annehmen, daß sie aus dem Proviantvorrat stammen, den irgend ein Prokonsul mit sich geschleppt hatte, oder irgend einem wilden Stammeshäuptling zum Geschenk gemacht worden waren. Was feststeht, ist der billige Preis des Weines in Italien.[76] Nur ein so schäbiger Geizhals wie der alte Cato konnte auf das saubere Mittel verfallen, bei den Sklaven, den Schnittern selbst am Weine zu sparen und ihnen dafür ein Gemisch von Wasser und Essig zu geben;[77] die Grundbesitzer warfen tatsächlich manchmal ihre Produkte lieber weg, als daß sie sie den Arbeitern gaben.

Auf den Latifundien wußte man ganz gut, daß der Weinbau kostspielig und wenig ergiebig war und viel Arbeitskraft und große Zuschüsse erforderte.[78] Bei dieser dauernden Krise fehlte es nicht an gut gemeinten Ratschlägen. Varro riet zu anderen Kulturen, zu Weidewirt-

schaft und Viehzucht, andere zur Geflügelzucht,[79] aber all das war ebenso unausführbar wie Catos und Columellas Vorschläge zum Weinbau. Die einen wie die anderen gingen in ihren Theorien von Einzelfällen aus, von Versuchen, die im kleinen gelungen waren, von rein spekulativen Berechnungen, die durch keine ausgedehnte praktische Erfahrung gestützt waren, von jener Art Klügeleien, die zu allen Zeiten dem unerfahrenen Landwirt verderblich geworden sind. Die Krise traf auch die Produzenten in der Nähe von Rom, die ihre Weine auf den Tafeln der Reichen von anderen geschätzteren Sorten, vor allem gallischen Weinen verdrängt sahen. Sie verlangten Schutzmaßregeln gegen das Sinken der Preise, die Republik erfüllte 129 vor Christi Geburt ihren Wunsch, in der Kaiserzeit Domitian.[80] Da der Weinbau auf natürlichem Wege, das heißt auf der Basis einer starken Nachfrage nicht gedieh, so versuchte man verschiedentlich, ihn künstlich zu stützen, um die Grundrente zu steigern: man suchte Italien ein Monopol auf den Weinbau zu sichern, verbot in Gallien die Anlage neuer Weinberge und erklärte den Weinbau für ein Privileg des ager juris italici, des unter italischem Rechte stehenden Gebiets.* Domitian hatte die Absicht, die Anpflanzung neuer Rebenstöcke in Italien zu verbieten und in den Provinzen die Hälfte aller Weinpflanzen auszurotten.[81]

Man hat nach verschiedenen Ursachen für diese Verbote gesucht: Nach der Ansicht moderner Schriftsteller soll der Weinbau das Land derart überwuchert und dadurch den Getreidebau so zurückgedrängt haben, daß sich die Regierung gezwungen sah, Maßregeln zu treffen, um einer Getreidenot in Rom und Italien vorzubeugen;[82] nach

---

* Cic., De republ., III, 9, 16: „Nos vero justissimi homines, qui transalpinas gentes oleam et vitem serere non sinimus, quo plures sint nostra oliveta nostraeque vineae: quod cum faciamus, prudenter facere dicimur, juste non dicimur — wir sind ja tatsächlich außerordentlich gerecht, wenn wir die Völker jenseits der Alpen nicht Öl und Reben bauen lassen, nur damit die Zahl unserer Öl- und Weinberge wächst: wenn wir so etwas tun, gelten wir wohl als klug, aber nicht als gerecht."

anderen wieder wollte man Italien das Monopol auf den Weinbau sichern, seinen Anbau steigern, um den ärmeren Klassen Arbeit zu geben.[83] Wir können es uns ganz gut schenken, uns mit einer Kritik dieser Hypothesen aufzuhalten. Sie sind nicht mehr und nicht minder richtig als etwa die des Statius oder Philostratus. Der eine glaubte ganz ernstlich, man wolle die Provinzialen zur Enthaltsamkeit zwingen, der andere, man suche dadurch den Gefahren zu steuern, mit denen der Weingenuß die öffentliche Sittlichkeit in Asien bedrohte.[84]

Diese Maßnahmen, die unter der Republik nur die transalpinen Provinzen und einige ligurische Völker westlich des Varus (Var) betrafen, lagen einzig in schutzzöllnerischen Neigungen der Römer begründet, die sie so oft auf die Bodenprodukte Italiens, auf Wolle und Vieh in Anwendung brachten.[85] Sie wurden übrigens niemals konsequent durchgeführt, es ging mit ihnen wie mit anderen Maßnahmen — zum Beispiel dem Verbot des Valens, Kälber zu schlachten[86] —, sie kamen bald außer Gebrauch oder wurden feierlich aufgehoben.[87] Sicher hatten alle Provinzen besondere berühmte Weinsorten, die der Steuer unterlagen,[88] und sicher gelang es dem Schutzzoll nicht, die außeritalische Weinkultur zu zerstören und die Grundrente einer Handvoll privilegierter Kleingrundbesitzer zu erhöhen. Die Reben wurden an Ulmen[89] emporgezogen und beanspruchten daher nicht viel Land, niemals im ganzen Altertum konnte die Entwicklung des Weinbaus den Getreidebau ernsthaft gefährden, was übrigens auch zu unserer Zeit noch nie vorgekommen ist. Hätte der Produzent die Grenzen des lokalen Konsums überschritten, er hätte nicht gewußt, wo seine Produkte verkaufen oder wie sie aufbewahren.[90] Die Anschauung entbehrt daher jeder Begründung, der Weinbau sei Gegenstand großartiger landwirtschaftlicher Spekulationen gewesen und Kapitalien hätten dabei eine derartige Rolle gespielt, daß sie die gesamte Landwirtschaft von Grund auf umzuwälzen vermochten, da der Getreidebau nicht mehr rentierte.

Die Viehzucht endlich herrschte in Latium, den adriatischen Provinzen, Apulien, Venetien, Lukanien und Si-

zilien; es wurden dort Pferde, Esel und Maultiere gezüchtet: gute Tiere waren sehr gesucht für die Rennen, die Posten, die Wagen der Reichen und den Kriegsdienst, sie wurden gut bezahlt, ihre Zucht war ein einträgliches Geschäft. Manchmal wurden, ganz wie auch heute noch, fabelhafte Preise für diese Tiere ausgegeben. Für die Rinderzucht kam in Betracht, daß damals wenig Ochsenfleisch konsumiert wurde und fast nur Kalbfleisch auf die Tische der Reichen kam, daß keine Butter und vielleicht auch keine Kuhmilch genossen wurde. Dagegen wurden von Schafen und Ziegen Fleisch, Milch und Käse in großen Mengen konsumiert; die Ländereien von Latium wimmelten von Herden von Schweinen und kleinem Vieh. Die Wollerzeugung blieb Sizilien, Kalabrien, Apulien, Etrurien und der Poebene überlassen.

Den Charakter dieser Produktionsweise wollen wir später noch eingehender würdigen.

Siebentes Kapitel.

Der Kapitalismus.

Es ist Mode heutzutage, vom Kapitalismus der antiken Völker zu sprechen und seinem Einfluß all die Ereignisse zuzuschreiben, die im Schoße der griechischen und römischen, der babylonischen und phönizischen Welt ausgetragen wurden. Das wirtschaftliche, soziale und politische Milieu, in dem der Beschauer selber steht, beeinflußt ihn immer so stark, daß er sich nur schwer davon freimachen kann, überall und zu allen Zeiten dieselben Ursachen mit denselben Wirkungen, dieselben Einrichtungen mit denselben Vor- und Nachteilen zu sehen. Auch im Altertum haben wir Monarchien und Republiken: wir stellen sie unwillkürlich mit der deutschen Monarchie oder der amerikanischen Republik auf eine Stufe. Wir stoßen auf soziale Gegensätze und denken sofort an den modernen Klassenkampf; wir finden eine nationale Produktion und vergleichen sie mit der unsrigen; wir sprechen lustig von Liberalismus, Schutzzoll, Akkumulation des Reichtums und Kapitalismus, unbekümmert, ob vom Altertum oder von unserer heutigen Zeit die Rede ist.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß man vor allen Dingen die Worte genau definieren muß, deren man sich bedient. Wir haben schon bemerkt, daß bei jeder Produktionsweise ein gewisses Kapital im Spiele ist, daß man von einem Kapitalismus aber erst sprechen kann, wenn eine Klasse das Monopol auf die Produktionsmittel besitzt, während die Arbeiterklasse dieser Mittel bar ist, und wenn der Zweck der Produktion der Austausch auf einem ausgedehnten Markte ist. In der modernen Wirtschaft besteht eine Fülle der verwickeltsten Beziehungen, die Zirkulation der Güter nimmt ständig an Ausdehnung zu. Heute produziert kaum jemand das, was er braucht, niemand konsumiert alles, was er produziert, nur selten behält man, was man produziert, und produziert, was man

behält. Die Produkte wandern vor unseren Augen als Waren von Hand zu Hand, bis sie ihre Bestimmung erfüllen. Zwei Umstände sind Vorbedingung für die Zirkulation: die Lohnarbeit und die Trennung von Industrie und Landwirtschaft.

Unter dem System des Arbeitslohns wird das vom Arbeiter geschaffene Produkt Eigentum des Kapitalisten, der Arbeiter erhält für seine Arbeit einen Lohn in Geld, und mit diesem Geld muß er dem Kapitalisten die für seine Existenz notwendigen Produkte abkaufen. Die Trennung von Industrie und Landwirtschaft zwingt den industriellen Kapitalisten, für Geld dem Landwirt die Rohmaterialien abzukaufen, die er zur Herstellung seiner Produkte braucht, den Landwirt wiederum, bei jenem die fabrizierten Produkte zu kaufen.

Eine Wirtschaftsform, unter der die Lohnarbeit nicht überwiegt, unter der Industrie und Landwirtschaft sich noch nicht getrennt haben, muß auf die soziale Ordnung und die politischen und rechtlichen Institutionen anders zurückwirken als eine kapitalistische.

Nach unseren bisherigen Feststellungen sind im Altertum die Arbeiter entweder Sklaven, die keinen Arbeitslohn empfangen und in natura unterhalten werden, oder freie Handwerker, die die Eigentümer ihrer Produktionsmittel sind und auf Bestellung oder in Erwartung einer solchen arbeiten. Der antike Grundbesitzer ist gleichzeitig Industrieller insofern, als er seine Produkte durch seine Sklaven verarbeiten läßt: sie müssen säen, ernten und das Korn in Mehl und Brot verwandeln; sie scheren die Schafe, färben, spinnen und weben die Wolle. Die Sklaven haben auch seine künstlerischen, musikalischen und literarischen Neigungen zu befriedigen. Sein Haus stellt einen wirtschaftlichen Gesamtorganismus, wenn auch im kleinen, dar, der seine Überschüsse verkauft und nur kauft, was er nicht selbst produzieren kann. Das Kapital dieses Hauses basiert nicht wie das moderne Kapital auf dem Mehrwert, dem Wert, der immer neue Werte schafft, es ist keine Ware, die dem, der sie verwendet, neuen Mehrwert bringt. Die Produkte waren, wenn man von den Sklaven absieht,

keine Waren; sie waren Produkte fürs Haus und waren nicht als Waren für den Verkauf, sondern als Gebrauchswerte für den unmittelbaren Gebrauch des Besitzers und seiner Familie bestimmt. Im Schoße dieser Familie kann von Mehrwert keine Rede sein, noch weniger von Profit und Grundrente. Nur in Ausnahmefällen wird das Produkt zur Ware.

Was der Großgrundbesitzer auf breiter Basis ausübt, das tut der kleine in beschränkterem Maßstab; er braucht weder starke Vorschüsse noch großes Betriebskapital und füllt die Lücken seiner Produktion durch die Arbeit freier Handwerker aus.

Bei dieser letzten Art der Produktion fehlte das technische Anlagekapital beinahe überhaupt, es bestand fast ausschließlich aus ganz rohen, plumpen Werkzeugen und aus Lebensmittelvorräten für den Konsum der Arbeiter. Ausgaben für den Ankauf von Rohmaterial, die Anschaffung von Maschinen, große Kapitalsanlagen und ein Fonds für Arbeitslöhne kamen in Fortfall. Der Handwerker stand direkt mit dem Konsumenten in Verbindung, der den Auftrag gab, oft das Rohmaterial stellte und in Naturalien oder Geld zahlte. Der Handwerker führte die Wünsche seiner Kunden aus; griff er ihnen manchmal vor, so verkaufte er selbst seine Produkte auf dem Markte, nur in seltenen Fällen vertraute er sie einem Zwischenhändler an.

Viele Handwerker beschäftigten, um ihren zahlreichen Aufträgen nachkommen zu können, Lohnarbeiter oder kauften oder mieteten Sklaven. Der Handwerksmeister arbeitete mit ihnen oder übernahm nur die Betriebsleitung und die Geschäftsführung: er fing an zu rechnen, zu spekulieren, er organisierte die Umsetzung der Waren in bares Geld, die erste Kundgebung kapitalistischen Geistes. Glückte es ihm, durch seine Geschicklichkeit das Feld seiner Tätigkeit zu erweitern, so konnte er die eigene Handarbeit an den Nagel hängen und ein kapitalistischer Unternehmer im kleinen werden insofern, als er sich einen Teil von den Produkten des Arbeiters, dem er Essen und Quartier gab und Lohn zahlte, zu eigen machte und ihm Roh-

material und Werkzeug stellte. Jetzt nahm er nicht mehr selber am Werke teil oder hatte nur die technische Leitung in der Hand, nein, jetzt war er der berechnende, spekulierende Kapitalist.

Derartige Unternehmungen, die auf der Verwendung kleiner Kapitalien beruhen, sind Bastardformen und tragen einen gewissen Übergangscharakter. Auch in der Zeit vor der Entwicklung des modernen Kapitalismus bestanden sie, wie Professor Sombart nachgewiesen hat, ja sie bestehen heute noch. In solchen Betrieben stößt man auf Elemente kapitalistischer Unternehmung wie des alten Handwerkertums, das dabei überwiegt. Aber das sind Einzelfälle; sie mögen in den größeren Städten, in den großen Seehäfen oder in Gegenden eine gewisse Rolle spielen, denen infolge besonderer Umstände Rohmaterial im Überfluß zu Gebote steht; sie sind jedoch nicht charakteristisch für eine ganze Wirtschaftsform, sie drücken der herrschenden Produktionsweise nicht ihr Gepräge auf. Mochte es auch berühmte Künstler geben, die reich wurden in der Ausübung ihrer Kunst oder ihres Gewerbes, mochten auch die schönen Künste manchem Günstling des Glückes ein Vermögen in den Schoß werfen, diese Industriezweige bringen es überall und immer nur zu begrenzter Bedeutung, da sie nur einer kleinen Zahl begüterter Sterblicher zugute kommen, da sie von dem Rufe des Künstlers usw. abhängen und da sie mit industrieller, kapitalistischer Produktion nichts zu tun haben, der jeder Gedanke an ein persönliches, individuelles Schaffen des Arbeiters fremd ist.

Alle diese Unternehmungen waren, wie gesagt, Übergangserscheinungen, aus ihnen entstand der moderne industrielle Kapitalismus. Dazu kam es jedoch im Altertum nicht; der antike Kapitalismus hat nie dieses Embryonalstadium überschritten, dank den bereits geschilderten Umständen, die die Entwicklung der Großindustrie hemmten. Selbst die kleinen industriellen Unternehmungen auf kapitalistischer Basis waren und blieben Ausnahmen, da sich der Arbeiter, der zu Ersparnissen und Vermögen gekommen war, und der Freigelassene, der sein Pekulium

vergrößert hatte, im allgemeinen nicht in einen kapitalistischen Unternehmer verwandelte. Ganz im Banne der Vorurteile seiner Zeit, nach denen der wahre, einzige Reichtum, der Ehren und Ansehen brachte, in Grundbesitz bestand — Vorurteile, die noch heute wirksam sind, wo das mobile Kapital noch unentwickelt und fast ganz auf Wuchergeschäfte beschränkt ist —, setzte er seiner Laufbahn als selbst arbeitender Unternehmer das Ziel, Grundbesitzer zu werden, wie der Freigelassene in Petrons Satire. Als Grundbesitzer glaubte er den Makel seiner niedrigen Herkunft verwischen zu können, da er nunmehr der geachteten Klasse der Possessores angehörte. Anders in den modernen Industrieländern. Im Altertum bildete sich nicht eine Klasse, die der Industrie ihr Kapital zuführte, eine Klasse, die in Frankreich, Holland usw. für die industrielle Produktion bis zum Aufkommen der Maschine so große Bedeutung gewann.

Wir müssen hier darauf hinweisen, daß sich die Technik infolge des ewigen Gleichbleibens der Produktionsmethoden und des Fehlens der Maschinen ganz auf die Handarbeit beschränkte; der Handwerker brauchte keine große Kapitalreserven, zum Unterschied von heute, wo die Wissenschaft unablässig an der Industrie modelt, sie ständig verbessert und umformt. Ein neuer chemischer Prozeß, eine physikalische Entdeckung, die Verbesserung einer Maschine, eine zeitsparende Erfindung setzen sich so schnell durch, daß, wer ihnen seine Produktionsmittel nicht anpaßt, sofort ins Hintertreffen gerät und über kurz oder lang ruiniert ist. Nun verlangt die Verbesserung eines ganzen Produktionssystems sehr bedeutende Kapitalien, so daß das Gebiet industrieller Unternehmungen zu einem Schlachtfeld für die Inhaber der großen Kapitalien wird — die kleinen verschwinden mit unheimlicher Schnelligkeit. Persönliche Eigenschaften, Klugheit, Geschicklichkeit kommen erst in zweiter Linie in Betracht, im Gegensatz zum Altertum, wo persönliche Vorzüge alles waren, Kapital nur eine Nebenrolle spielte.

Noch einen anderen Umstand müssen wir uns immer gewärtig halten, wenn wir das antike Wirtschaftsleben

untersuchen: es fehlte ihm die starke industrielle Produktivität, die allein das Kapital hätte an sich ziehen, das Handwerk in die Fabrik umwandeln und den kleinen Meister in der Großindustrie aufgehen lassen können, wobei die Zahl der Sklaven wahrscheinlich gestiegen wäre. Da in den letzten Tagen der Republik, besonders in den Provinzen, der Geldzins außerordentlich hoch war, da die Unternehmungen der Publikani, die Steuerpachtungen, die Anlage in Immobilien und auch Handelsspekulationen dem Gelde glänzende Profitaussichten bei geringem Risiko boten, so wandte sich das Kapital ganz natürlicherweise von industriellen Anlagen ab, da diese eine ruhelose Aufmerksamkeit erfordern und mannigfachen Krisen unterliegen. Sogar heute sucht das Kapital die Industrie erst dann, wenn alle anderen Spekulationsquellen versiegen oder zu dürftige Gewinne abwerfen. Es hängt nicht von der persönlichen Laune eines einzelnen ab, ob eine Industrie entstehen, das heißt eine Nachfrage nach Industrieprodukten auftauchen soll: die Schaffung eines Massenkonsums und die Produktivität einer Industrie sind nicht Sache des Beliebens, sondern des Bedürfnisses. Bei den bescheidenen Bedürfnissen des Altertums konnte sich seine Industrie nicht entwickeln, dem Kapital, das sich auf sie gestürzt hätte, hätte nur ein magerer Profit gewinkt. Die Kapitalien konnten sich nicht in der Industrie festlegen in Gestalt industrieller Produkte, da der Zinsfuß in Rom für gewöhnlich sehr hoch war und starken Schwankungen unterlag. Wozu daher Artikel für einen unsicheren Verkauf produzieren, wenn man für die Beschaffung des Anfangskapitals so hohe Zinsen zahlen mußte und wenn sein Besitzer imstande war, es mit viel größerem Profit in Umlauf zu setzen?

Es ist also charakteristisch für die antike Wirtschaft, daß wenig oder gar kein Kapital in der industriellen Produktion angelegt wurde und wenige oder gar keine Anleihen für Produktionszwecke aufgenommen wurden, eine Lebensbedingung für die kapitalistische Produktion. Das kleine Handwerk, das bei schwacher Ausbildung der Arbeitsteilung und Kooperation vorherrschte und diese ganze

Wirtschaftsform charakterisierte, brauchte so etwas nicht. Die produzierenden Handwerker waren streng geschieden von den Inhabern des Reichtums; die Industrie galt bei den griechischen und römischen Philosophen und Ökonomen als ein schmutziges, verächtliches Gewerbe, denn sie warf keinen hohen Profit ab, die Produktion blieb ewig am Kleingewerbe kleben und konnte sich nicht zur Großindustrie emporschwingen infolge der schwachen Dichte und der Armut der Bevölkerung, infolge der schwachen ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft.

Wo wir hinblicken, herrscht in der Wirtschaft die Arbeit vor. Unter keiner Produktionsform ist die Arbeit stärker zur Geltung gekommen als im Altertum. Sehen wir uns die Landwirtschaft an: die kleinen Grundbesitzer brauchen viel Arbeit und wenig Kapital, und selbst die großen beuten ihre Latifundien nicht in wirklich kapitalistischem Sinne aus. Und da die Arbeit einen großen Teil des Rohprodukts aufzehrte, so ging die Konzentration des Kapitals, die Anhäufung großer Kapitalien lange nicht so schnell vor sich wie in der heutigen Zeit.

Das haben die nicht begriffen, die den Untergang des kleinen Grundbesitzes durchaus der Bildung des Latifundiums zuschreiben wollen. Das heißt moderne Tatsachen und Anschauungen auf das Altertum übertragen. Im Altertum war das Produkt nur in Ausnahmefällen eine Ware, die Konkurrenz spielte im Wirtschaftsleben gar keine Rolle. Heute ist die Konkurrenz schuld am Ruin der Kleinbauern; im Altertum waren es der Wucher, der Kriegsdienst, den sie leisten mußten, die Bürgerkriege, die den Reichtum verzehrten, und endlich die ganzen Existenzbedingungen des Volkes. Heute gehört es zum eigentlichen Wesen der Produktion, daß die Reproduktion der Kapitalien sich auf stets erweiterter Stufenleiter vollzieht; das Expansionsbestreben der Produktivkräfte drängt zur Vermehrung der Kapitalien. Diese wirtschaftlichen Motive fehlten dem Altertum, und höchstens psychologische Motive konnten zum Sparen, zur Akkumulation des gesparten Kapitals und infolge davon zur Erweiterung der Unternehmungen führen.

Nach diesen Prämissen können wir die Beziehungen zwischen Groß- und Kleingrundbesitz genau feststellen und uns getrost an die Widerlegung der landläufigen Phrase heranmachen: „Der Großgrundbesitz ließ den kleinen Grundeigentümer verarmen und ruinierte den freien Bauer.“ Von den gewaltsamen Expropriationen, einer Begleiterscheinung der Bürgerkriege — auch Virgil fiel ihnen zum Opfer —, müssen wir absehen, ebenso von der Enteignung der Kleinbauern, die durch Wucherdarlehen oder durch die Abnahme der Ertragsfähigkeit ihres Bodens in Verschuldung geraten waren. Was wir zu beachten haben, ist die Konkurrenz, die der Großgrundbesitz ausgeübt haben soll. Nun ist sicher, daß das Latifundium bei schwacher Bevölkerungsdichte keine Gefahr für die Volkswirtschaft bildet: es stellt eben weit mehr ein großes Landgebiet dar als eine industrielle Einheit; denn die Industrie findet um so engere Grenzen, je schwächer die Bevölkerung, je tiefer die Kulturstufe, je geringer die Bedürfnisse und je schwieriger und beschränkter die Austauschverhältnisse sind.

In dem Kapitel über die Formen der landwirtschaftlichen Produktion haben wir nachgewiesen, daß das Latifundium für die Nachbargüter keine Gefahr darstellte, etwa durch die Intensität seiner Produktion, die reiche Anwendung von Kapitalien und die Höhe seiner Grundrente, wie das in England, dem klassischen Boden des Großgrundbesitzes, der Fall war. Die Sklaverei allein hätte das verhindern müssen, da sie nur einen sehr geringen Reingewinn abwirft, die Bearbeitung nur des fruchtbarsten Bodens gestattet und es psychologisch dem Arbeiter ganz unmöglich macht, von einer Spezialbeschäftigung zu einer anderen überzugehen. Die Landwirtschaft ist nicht imstande, unter der Herrschaft der Sklavenarbeit die Wechselwirtschaft durchzuführen; sie braucht ungeheuer viel Boden für die Erzeugung ein und desselben Produktes, und sie muß weniger ertragsfähiges Land im Stiche lassen, da der Sklave auf ihm höchstens seinen eigenen Lebensunterhalt herausschlägt. Auch mit der Geschlossenheit und Einheit der Betriebsleitung auf dem

Latifundium war es nicht allzu weit her, denn es fiel dem Grundherrn, wie Columella bezeugt, gar nicht ein, sich vielleicht persönlich mit der Landwirtschaft zu befassen.

Unter diesen Umständen hatten die kleinen Grundbesitzer natürlich nichts vom Latifundium zu befürchten, da sie ja nicht für den Verkauf produzierten und nur geringe Überschüsse abzusetzen hatten. Sie standen daher der Produktionsweise des Latifundiums und der überseeischen Konkurrenz gleichgültig gegenüber, sie brauchten sich nicht um die Möglichkeit einer Betriebsverbesserung, um die Schwankungen des Marktes oder um wucherischen Aufkauf und Agiotage zu kümmern. Ihnen waren nicht die Wogen ferner wirtschaftlicher Umwälzungen, nicht die Konkurrenz großer Kapitalien gefährlich, es waren die hochfahrende Gier ihres habsüchtigen Nachbarn nach Abrundung seines Gebiets, der lange Dienstzwang im Kriege und die Verschuldung, die die Expropriation beschleunigten. Daß sie ihr Land nicht länger zu bearbeiten vermochten, daß sie Verbesserungen in ihren Betrieben einzuführen hatten und nicht die Mittel dazu fanden oder daß Nachbargüter sie durch die Anwendung fruchtbringenden Kapitals und die Konkurrenz ruinierten, all das war nicht stark genug, um sie zum Verkauf ihrer Güter zu zwingen; nein, was sie dazu brachte, das waren diese ganz gemeinen Ursachen, die selbst dort eine Rolle spielen, wo der kleine Grundbesitz allein herrscht.

Die Wirtschaftsverfassung des Altertums machte es dem Latifundium unmöglich, eine ähnliche Anziehungskraft wie heutzutage auszuüben; gerade die herrschende Hauswirtschaft ließ die Gegensätze, zwischen denen sich nach der gewöhnlichen Lesart die alte Geschichte bewegt haben soll, sich nicht zuspitzen.

Die antiken Schriftsteller bezeugen uns selbst das Übergewicht der Arbeit über das Kapital. Columella konnte, wie bereits erwähnt, konstatieren, daß das Kapital sich von der Ausbeutung des Bodens fernhielt.[1] Er muß zugeben, daß er in der Wüste gepredigt und kein Mensch ein Interesse an einer vernunftgemäßen Landwirtschaft zeigt: „Ich sehe Redner- und Gauklerschulen, aber die Kunst,

den Boden zu befruchten, ist ganz verloren gegangen. Wollt ihr euer Gut nutzbringend verwenden, so kann euch keiner verstehen und helfen. Man macht die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Temperaturveränderungen verantwortlich. Statt dem Boden aufzuhelfen, werft ihr lieber das Gold mit vollen Händen für Prunk und Orgien auf die Straße." Diese Klagen sprechen doch deutlich genug für den rein extensiven Charakter der Landwirtschaft, die eben nur Arbeit und kein Kapital brauchte. Die Schriftsteller gaben die besten Ratschläge; wie überall fand auch hier die alma parens, die Wissenschaft getreue Jünger, doch die überwiegende Mehrheit war zufrieden mit dem, was die Erde und die Sklavenarbeit bot; kühl glitten die blendendsten Tiraden Ciceros von ihr ab, des Gewohnheitsredners, der die Heilswahrheit verkündete, die Landwirtschaft sei die nutzbringendste, eines freien Mannes würdigste Beschäftigung („... agricultura nihil melius, nihil uberius, ... nihil libero dignius ..."). [2] Die Frage haben wir schon näher untersucht, warum es keinen Vorteil bot, die Ertragsfähigkeit und damit die Betriebskosten zu steigern; selbst auf dem Latifundium herrschte die der Hauswirtschaft eigentümliche Produktionsweise, nicht die industrielle Produktion.

Die Zusammenfassung all der von uns analysierten Tatsachen beweist aufs schlagendste die Haltlosigkeit der herrschenden Anschauung, der Kapitalismus habe in Gestalt des Latifundiums sich die italische Landwirtschaft unterjocht, die Erde sei wie eine beliebige Ware gegen Geld gekauft und verkauft worden, der Ackerbau habe die Erzielung eines möglichst hohen Reingewinns oder eines möglichst großen Lebensmittelvorrats für die nicht arbeitenden Klassen im Auge gehabt; die Landwirtschaft habe, ermutigt durch den Handel, nicht nur ihrerseits seine Entwicklung gefördert, sondern auch den Anstoß zur Bildung der Industrie gegeben. Ferner haben wir dargetan, wie unberechtigt das alte Dogma ist, die italischen Bauern habe das Latifundium durch die Kapitalisierung der landwirtschaftlichen Produktion und seine verderbenbringende Konkurrenz zugrunde gerichtet. Die Voraussetzungen, von

denen man dabei ausgeht, die Existenz einer großartigen kapitalistischen Akkumulation und ihre Nutzbarmachung für den Boden, entbehren jeder Begründung.

Die Landwirtschaft wie die Industrie steht erst dann im Zeichen des Kapitalismus — das heißt sie werden von Kapitalisten ausgebeutet, die sich nur durch die Natur ihres Ausbeutungsobjektes von den anderen unterscheiden —, wenn es eine Lohnarbeit gibt, auf die das Kapital angewandt werden kann. Den Ausgangspunkt für eine kapitalistische landwirtschaftliche Produktion bildet die Existenz von Lohnarbeitern, die den Boden im Auftrag des Kapitalisten bearbeiten, und von Pächtern, die die Landwirtschaft als besonderen Produktionszweig zur günstigeren Ausnützung ihrer Kapitalien betrachten. Der kapitalistische Pächter zahlt dem Grundeigentümer einen Pachtschilling für die Erlaubnis, sein Kapital in dieser besonderen Produktion anwenden zu dürfen. Diese Summe stellt die Grundrente dar. Dergestalt vollzieht sich die Bewirtschaftung des Grundeigentums; wir haben nun die drei Klassen, die in der modernen Gesellschaft im Widerstreit liegen: den Lohnarbeiter, den industriellen Kapitalisten und den Grundbesitzer.[3] Nun sehen wir aber gerade zur Römerzeit Unmassen von Sklaven auf den großen Landgütern beschäftigt; es herrscht nicht das System der Pacht, sondern das der direkten Bewirtschaftung durch Sklaven unter der Aufsicht von liberti, von Freigelassenen. Gegebenenfalls werden auch Lohnarbeiter, mercenarii, zur Arbeit herangezogen, denen übrigens auf kleineren Grundstücken bei Gelegenheitsarbeiten der Vorzug gegeben wird.[4] Aber auf dem Latifundium triumphiert die Sklavenwirtschaft; sie verbindet mit der landwirtschaftlichen Produktion die industrielle Verarbeitung eines Teils der Bodenprodukte. Vom kapitalistischen Pächter sprechen weder Varro noch Columella, denn erst in den modernen Staaten sind „mit seinem Dazwischentreten zwischen den Grundeigentümer und wirklich arbeitenden Ackerbauer alle Verhältnisse zerrissen, die aus der alten ländlichen Produktionsweise entsprangen".[5] Dieser „Kommandant der Ackerarbeiter", dieser „Exploiteur ihrer Mehrwerte" steht nicht im Rollen-

buch der Latifundienwirtschaft; denn der Grundeigentümer, der ständig abwesend, vertraut sein Land für gewöhnlich einem Geschäftsführer, meist Sklaven oder Freigelassenen an, oder er verpachtet es parzellenweise oder überläßt es in späterer Zeit den Kolonen, während er sich selbst höchstens mit Öl- und Weinbau befaßt.[6] Er verwaltet also sein Gut direkt, ob in der Nähe oder in der Ferne, und unterhält dabei persönliche und Geldverhältnisse nicht mit einem einzigen, dem Pächter, sondern mit einer Fülle von Menschen. Nur auf dem Staatslande, dem ager publicus, finden wir Pächter, aber auch hier ist keine Rede von Kapitalisten, denn sie sind nicht Spekulanten, die den Ackerbau betreiben, um Waren zu produzieren und Mehrwert einzuheimsen, sondern Wucherer, die dem Staat leihen, ihm Geld vorschießen, wofür sie sich dann mit den Produkten des gepachteten Landes bezahlt machen, das sie für sich in Anspruch nehmen. Das Pachtsystem setzt Bedingungen voraus, die sich nicht überall finden: Kapitalsanhäufungen, starke Nachfrage nach Produkten, Konkurrenz und Industrialisierung der Landwirtschaft. Vor allem muß aber die Anwendung des Kapitals auf den Boden lohnender sein als andere Anlagen. Dem Altertum ging jedoch als Hauptgeldgeschäft der Wucher, das foenerare, über alles.[7]

Marx hat mit wundervoller Klarheit die Umwälzungen dargestellt, die das Auftreten des kapitalistischen Pächters in der Natur der Rente hervorgerufen hat. Seine Untersuchungen geben uns auch Aufschluß über die Unterschiede, die die antike Agrarwirtschaft gegenüber der modernen aufweist. Die Natur der Rente ändert sich. Zuerst war sie die Normalform des Mehrwertes; jetzt ist sie nicht mehr und nicht weniger als der Rest des Mehrwertes nach Vorwegnahme eines Teils als Profit, nachdem das ganze Mehrprodukt zu Geld gemacht worden ist. Die Rente ist also nur mehr ein Rest des Mehrwertes, den der kapitalistische Pächter aus dem Landarbeiter zieht. Die Produktion wandelt sich im selben Maße um, denn das Ziel des kapitalistischen Pächters ist die Ausbeutung des Bodens zur Erzeugung von Waren, während in der alten Welt

nur auf den Markt kam, was nicht direkt konsumiert wurde.[8]

All diese Umwälzungen setzen Bedingungen voraus, die im Altertum nicht vorhanden waren, vor allem große Märkte zur Aufnahme der produzierten Waren; deshalb fehlt der kapitalistische Pächter oder spielt doch nur eine ganz kleine, untergeordnete Rolle im Altertum. Sie hätten die Pacht in Geld bezahlen müssen, aber „die ... Verwandlung der Produktenrente in Geldrente setzt eine schon bedeutendere Entwicklung des Handels, der städtischen Industrie, der Warenproduktion überhaupt und damit die Geldzirkulation voraus. Sie setzt ferner voraus einen Marktpreis der Produkte, und daß selbe mehr oder minder ihrem Werte annähernd verkauft werden."[9]

Das alte Rom konnte diese Bedingungen nicht verwirklichen, es kam nie dazu, Naturalleistungen in eine Geldrente umzuwandeln. Die Partiärkolonen zahlten ihre Pacht in Naturalien, mit einem Teil ihres Ertrags,[10] dasselbe gilt für die Verpachtungen an Sklaven und später für das Kolonat, obwohl den Grundbesitzern doch alles an einer Umwandlung in eine Geldrente hätte liegen müssen, wie in England und Deutschland; denn sie zogen vom Lande in die Stadt, und zur Befriedigung ihrer Luxusneigungen konnte ihnen allein bares Geld dienen.

Verpachtung fand auf den kaiserlichen Domänen, auf den sizilischen und afrikanischen Latifundien[11] statt, aber diese Pächter waren nicht Kapitalisten, sondern Eintreiber und Lizitationskäufer von Naturalleistungen, von dem, was über den Konsum hinausging, in Ware verwandelt und als solche in Umlauf gesetzt werden konnte. Pächter dieser Art werden, allerdings aus späterer Zeit, in Briefen Papst Gregors I. beschrieben, der die ungeheuren Domänen, die der römischen Kirche in Sizilien zu eigen waren, verpachtete. Zwischen den Pächtern dieser und der Kaiserzeit bestand kaum ein Unterschied; niemand aber wird die sizilischen Konduktores des sechsten Jahrhunderts als Kapitalisten ansehen wollen.

Die antike Agrarwirtschaft weicht, wie man sieht, in jeder Beziehung von der heutigen ab, in der, wie Marx

sagt, nicht mehr der Boden, sondern das Kapital die Landwirtschaft beherrscht. Damals spielte das Kapital nur eine sekundäre Rolle.

Und ebenso war es in Wein-, Ölbau und Viehzucht, trotz aller Unterweisungen der Agronomen in der Kunst, die Rente zu erhöhen. Es ist ein grober Anachronismus, wirtschaftliche Zustände von heute auf das alte Rom zu übertragen. Die Anschauungen über den Weinbau haben wir bereits auf ihren wahren Gehalt reduziert; was haben wir nun von der Weidewirtschaft zu halten? Cato sah sie für lohnender an als den Wein- und Gemüsebau. Heutzutage ist sie eine fast rein kapitalistische Wirtschaftsform, weniger weil sie von Großgrundbesitzern betrieben wird, als weil das Kapital eine viel wichtigere Rolle spielt als die Arbeit. Für Cato selbst wie für jeden Grundbesitzer ist es ganz augenscheinlich, daß die Viehzucht ein sehr günstiges Feld für die Bildung des Kapitals darstellt, und daß die Aufzucht des produktiveren Kleinviehs eine raschere Reproduktion des Kapitals möglich macht. Es ist aber dabei zu bemerken, daß die Weidewirtschaft eine Produktionsform ist, die sich mit den Konsumbedürfnissen einer dünngesäten Bevölkerung verträgt und zu einer Notwendigkeit wird dort, wo es keine großen Märkte, keine leichten, geregelten Verkehrswege gibt, wo Arbeitskräfte spärlich und die einzelnen Wirtschaften weit zerstreut sind. Das bezeugt auch die Ausdehnung, die noch in unserer Zeit die Weidewirtschaft in der europäischen Türkei, in den Balkanländern und in Rußland angenommen hat. Und doch ist diese Form wieder grundverschieden von der, die die australischen „Squatters" pflegen; diese verfolgen ausschließlich Spekulationszwecke und haben die Anwendung des Kapitalismus auf die Weidewirtschaft zu ungeahnter Vollendung gebracht. Aber die kolossale Akkumulation, das ständige Nachströmen von neuem Kapital sind hier dem einen Umstand zu danken, daß die Wolle auf dem europäischen Markte sofort Absatz fand und noch findet, wo sie infolge des Wechsels der Moden in immer steigenden Massen gebraucht wird. Die Zahlen erscheinen uns ganz unwahrscheinlich hoch im Ver-

gleich zum Altertum, wo das launenhafte Element der Mode fehlte und wo Männer und Frauen einfache, nach Farbe und Schnitt immer gleichartige, niemals wechselnde Kleider trugen.

Die Weidewirtschaft im Altertum war das Kind einer wirtschaftlichen Notwendigkeit; sie ist es überall, wo es an Arbeitskräften fehlt und keine Nachfrage nach ländlichen Produkten herrscht. In der Umgebung der Städte gaben sich die kleinen Grundbesitzer mit ihr ab, die acht oder zehn Ziegen besaßen, nicht aber die Kapitalisten. Diesen rät Varro von ihr ab, als zu gefährlich, und erzählt ein Geschichtchen von einem Grundbesitzer, der 1000 Joch Landes in den Vorstädten besaß. Er hatte von einem kleinen Viehzüchter gehört, der jeden Morgen seine sechs Ziegen in die Stadt führte und täglich einen Denar verdiente, also kaufte er 1000 Ziegen. Er hoffte damit mindestens 1000 Denare verdienen zu können, wurde aber bald bitter enttäuscht, denn eine Seuche raffte sie sämtlich dahin. Der Kleinbetrieb allein konnte sich dort behaupten. Fügen wir hinzu, daß jedes Landhaus, jedes Gut die Schafe und Ziegen besaß, die es brauchte; sie lieferten Milch, Fleisch und Wolle. Diese wurde im Hause gesponnen und gewebt, wie es heute noch in vielen Gegenden Italiens bei vielen Grundbesitzern und Bauern üblich ist. Auf was für Absatzmärkte konnten denn die großen Wollenproduzenten, die antiken „Squatters" rechnen? Dann fand die Viehzucht, ganz abgesehen von den ihr Kapital bedrohenden Gefahren, nicht einmal die Bedingungen, die heute einer derartigen Kapitalsanlage die rascheste Reproduktion, die nur denkbar ist, sichern. Die Alten stellten die Viehzucht über den Ackerbau und verglichen sie, vielleicht der Gefahren wegen, mit dem Seehandel, sie sprechen aber nie von den Unterschieden zwischen der Viehzucht im großen und im kleinen. Die Großproduktion von Wolle mußte zweifellos dadurch gehemmt werden, daß sich die Bekleidungsindustrie im allgemeinen auf das Gebiet der häuslichen Produktion beschränkte, eine Art der Produktion, bei der nicht nur der Arbeiter, sondern auch der kapitalistische Grundbesitzer und der Unternehmer vom Markte verschwinden.

Die Agronomen erwähnen auch Spekulationen in der Rosenkultur, in der Wildbret-, Geflügel- und Bienenzucht. Ganz schön: wir glauben es Varro gerne, daß seinem Albutius der Gartenbau mehr einbrachte als der Ackerbau;[12] aber dessen Garten lag vor den Toren Roms in Albano, und dort herrschte Intensivwirtschaft: Gemüse, Blumen und Obst, die auf dem römischen Markte hohe Preise erzielten, stammten aus dem Uferlande des Tiber, aus dem Sabinerlande, aus Aricia, Signa, Tivoli und Tuskulum.[13] Obstbau konnte hier ganz fabelhafte Renten abwerfen, wie Plinius berichtet,[14] die Bienenzucht 10 000 Sesterzen jährlich für Honig;[15] Varros Tante zog aus ihrem Hühnerhof im Sabinerland ein höheres Einkommen, als 200 Jugera Ackerland trugen;[16] 100 Pfauen brachten an Eiern und Küken 60 000 Sesterzen ein;[17] Seius zog aus der Geflügel- und Wildbretzucht auf seinem Gute bei Ostia jährlich 50 000 Sesterzen;[18] die Fischzucht des Lucullus warf 40 000 Sesterzen im Jahre ab, die des Irrus wurde für vier Millionen verkauft.[19] Aber wohlgemerkt, solche Preise waren nur vor den Toren Roms zu erzielen, sub urbe, wie Varro sagt,[20] wo colere hortos late expedit, wo der Gartenbau sehr lohnend ist. Das ist die Bestätigung des Thünenschen Gesetzes.

Diese zwei Worte sub urbe charakterisieren schlagend die ganze römische Agrarwirtschaft. Die Agronomen haben immer nur Rom und seine nächste Umgebung im Auge, sie sprechen aber nie vom Latifundienbetrieb. Die meisten Schriftsteller verwechseln die Hauptstadt mit dem ganzen Reiche. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Riesenmarktes konnte die Landwirtschaft kapitalistischen Charakter annehmen; je weiter wir uns von ihm entfernen, desto mehr verwischt sich dieses Gepräge, desto mehr kommen die Produktionsformen zum Durchbruch, die der Feudalherrschaft eigentümlich sind.

Die römische Agrarwirtschaft hat mit der kapitalistischen nur ein paar oberflächliche Züge gemeinsam; das Latifundium erinnert eher an eine Plantage. Wie Marx es schon in wunderbarer Weise vorausgeahnt, ist es eine „formelle Analogie, die aber auch in allen wesentlichen

Punkten durchaus als Täuschung erscheint für den, der die kapitalistische Produktionsweise begriffen hat und der nicht, wie Herr Mommsen, in jeder Geldwirtschaft auch schon kapitalistische Produktionsweise entdeckt".[21]

Wir können die Latifundienwirtschaft nicht treffender kennzeichnen als durch den Vergleich mit dem Feudalwesen, am besten mit den Villae Karls des Großen, wo Produkt und Mehrprodukt der großen Domänen landwirtschaftlicher wie industrieller Arbeit entstammten und wo nur der Überschuß über den Bedarf zum eigenen Gebrauch auf den Markt kam: im Gegensatz zu heute, wo man nur Waren zu produzieren trachtet und wo der eigene Konsum nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der produzierten Waren ausmacht. Marx hat recht, wenn er sagt, die Landwirtschaft stehe heute unter dem Joche des Kapitals.

Die kapitalistische Wirtschaft wendet sich dem Ackerbau zu und erobert sich auch das Land, nachdem sie sich die Industrie dienstbar gemacht hat und in den Städten herrscht. Der kleine Grundbesitz und das Handwerkertum im Altertum war nicht mit einer landwirtschaftlichen Großindustrie, mit einer normalen Großproduktion von Waren zu vereinbaren. Der Grundbesitzer produziert für sich selbst, der große betreibt Raubbau mit forciertem Fruchtwechsel und Sklavenarbeit: den Reichtum, zu dem er anderweitig gekommen ist, braucht er nicht zur Einführung landwirtschaftlicher Verbesserungen, sondern nur zum Ankauf neuen Landes. Die große Masse der Bevölkerung hatte sehr bescheidene Ideale, sehr mäßige Ansprüche, eine unglaublich einfache Lebensführung und eine Abneigung gegen jederlei Komfort; die Industrie blieb daher auf ein lächerliches Minimum beschränkt, die Wirtschaftsform blieb ewig die gleiche, sie beruhte auf der Befriedigung immer gleichbleibender Bedürfnisse. Diese Masse gab der herrschenden Wirtschaft ihr eigentliches Gepräge, nicht das kleine Häuflein von Millionären, die ein Leben des unnatürlichsten Luxus führten, das nur durch die Einfuhr der verschiedenartigsten Dinge ermöglicht wurde, die aber auf die Wirtschaft außerhalb Roms nicht den geringsten Ausfluß ausübten.

Das Kapital spielte also weder in der Industrie noch in der Landwirtschaft eine Rolle. Wir wollen uns jetzt mit dem Prozeß seiner Bildung, seinen hauptsächlichsten Anwendungen und den Ursachen beschäftigen, die seiner Akkumulation im Wege standen. Damit kommen wir auch auf die Unterschiede zwischen der modernen und antiken Gesellschaft zu sprechen.

Die ersten Kondensationskerne für akkumulierten Reichtum bot im Altertum die Kriegsbeute. Beherrscht dies Gesetz auch nicht die gesamte Geschichte der Zivilisation, so ist es doch für sie sehr wichtig. Beweis dafür ist England, dessen wirtschaftliche Vormachtstellung mit der Eroberung Indiens, eines der reichsten Länder der Welt, begann. Die Eroberungen warfen einer kleinen Finanzplutokratie in Rom riesige Geldreichtümer in den Schoß, vielleicht die größten, die das Altertum je gesehen. Wäre das Kriegsglück den Römern abhold gewesen, nie wäre an den Ufern des Tiber eine so glänzende wirtschaftliche Großmacht entstanden, mit ihrer Sparsamkeit und Einfachheit allein wäre es diesen zähen Bauern nie gelungen, sich über die anderen Bauern- und Hirtenvölker Italiens emporzuschwingen.

Die Zeit der Akkumulation hebt an mit den überseeischen Eroberungen, den Steuerverpachtungen und der Bewirtschaftung der Staatsländer durch die Publikani. Im alten Rom entspringt die eigentliche Akkumulation den Steuerpachtungen, ebenso wie im Mittelalter das Kapital in den italienischen Städten der Verpachtung des Zehnten und anderer kirchlicher Gefälle seine Entstehung verdankte, die die italienischen Bankiers übernahmen.[22] Kriegsbeute, Plünderung, Palast- und Tempelräubereien führten Rom aus allen Teilen des Reiches die Schätze der unterworfenen Völker, den Reichtum der besiegten Nationen zu. Zuzeiten ergossen sich dann plötzlich wahre Sintfluten von Gold und rissen alles, was sie trafen, im Augenblick in einen Strudel der tollsten, ausschweifendsten Genüsse. An dem überschäumenden Luxus ist dieser kolossale, über Nacht gekommene Reichtum zum großen Teil schuld. Was der Krieg einbringt, wird ge-

wöhnlich in unproduktiven Ausgaben verzettelt. Ein großer Teil des nach Rom geflossenen Edelmetalls wurde denn auch zum Ankauf seltener und teurer Waren verwandt, zu köstlichen Schmuckgegenständen verarbeitet oder in großartigen Bauwerken festgelegt. So ging er der Produktion und der Schaffung neuer Güter verloren. Die siegreichen Feldherren kehrten mit Gold und Ehren reich beladen in die Heimat zurück, aber binnen kurzem hatten sie ihren Anteil an der Kriegsbeute in großen Festlichkeiten, in Korn- und Geldspenden an ihre Soldaten, Freunde und Klienten verschleudert. Ebenso war es ja auch in den kurzlebigen orientalischen Weltreichen und späterhin dann in Spanien. Nach der Entdeckung Amerikas flossen unglaubliche Massen von kostbarem Metall in die spanischen Städte, aber sie wurden mit vollen Händen für unproduktive Ausgaben hinausgeworfen, so daß Spanien, als der Goldquell versiegte, ärmer und elender wurde, als es je zuvor gewesen war.

Waren die Eroberungen einmal gesichert, so brachte die römische Plutokratie bald System in die Auswucherung der Provinzen, in die methodische Dränierung ihres Reichtums. Durch Steuerpacht, Kreditgeschäfte, Truppenlieferungen, große öffentliche Bauten, die Besetzung der hohen Staatsämter und die Bewirtschaftung des konfiszierten Bodens in dichtbevölkerten Ländern kam das Geld nach Rom. Das waren die Wege zur Akkumulation, dieselben, die in der Neuzeit in England und Holland zur Bildung des Kapitalismus führten. Diese beiden Staaten stahlen bei der Eroberung neuer Länder wie die Raben, was sie nur in die Finger kriegen konnten, dann betrieben sie die Ausplünderung systematisch, machten die Länder zu Tributärstaaten, das heißt sie ließen sie für das Mutterland, für eine Schmarotzerklasse arbeiten, die das Monopol über so viele jungfräuliche Kräfte, so viel unerforschten Reichtum gewaltsam an sich gerissen hatte. Die Geburtsstunde des römischen Reichtums schlägt mit dem Eindringen der Geldleute, der Ritter, in den Orient. Ebenso fällt die Bildung des mittelalterlichen und neuzeitlichen Kapitalismus mit dem Vordringen europäischer „Kultur“

in reiche, aber tieferstehende Länder zusammen. Der Reichtum der italienischen Städte würde ohne die Ausbeutung der Mittelmeerländer durch die italienischen Kaufleute ein Rätsel sein, ebensowenig ist Spaniens, Frankreichs, Englands und Hollands Entwicklung zu erklären ohne den Sturz der arabischen Kultur, die Eroberung Afrikas, die Aussaugung, Plünderung und Verwüstung Ostindiens, wie Sombart überzeugend nachgewiesen hat. Macht ein Staat Eroberungen, besetzt er ein Land und beutet es durch sein System der Verwaltung und der Finanzen methodisch und fortgesetzt aus, so arbeitet dieses Land für die kapitalistische Akkumulation des Herrenstaats; und auf diesem Wege kam Rom zu seinem Geldreichtum.

Den erobernden Legionen folgte ein Spekulantenheer, das nur seinen räuberischen Instinkten folgte und dem jedes Mittel recht war, um reich zu werden. Sie kauften den Soldaten ihre Beute ab, übernahmen die Versorgung der Heere und die Lieferung von Kriegsbedarf, sie kauften und verkauften, fingen klein an, bis sie allmählich immer größere Profite, immer fettere Submissionsaufträge und immer höhere Preise erzielten. Sie stammten aus den niederen Bevölkerungsschichten, denn die Patrizierfamilien hielten solche Beschäftigung und solchen Gewinn, das schmutzige Kaufen und Verkaufen für nicht standesgemäß. Die Habgier ist ein spezifisches Merkmal der Plebejerseele, denn sie allein kann dem Plebejer helfen, das Joch der Aristokratie abzuschütteln und selbst emporzusteigen. In Rom, in den mittelalterlichen Städten, in der Neuzeit, überall nimmt die Akkumulation von den bürgerlichen Klassen ihren Ausgang. Sie stellen die homines novi, die Emporkömmlinge, die raschem Gewinn das, was sie sind, verdanken. Bei den Plebejern hörten die alten Traditionen der Familienmoral schnell auf, eine Rolle zu spielen, während die Patrizierhäuser sie als heiliges Erbteil wahrten; die Sitten verfallen zusehends, alles wird käuflich, vor allem die Rechtspflege, und im ganzen politischen Leben macht sich der demoralisierende Einfluß dieses plötzlich unrechtmäßig erworbenen, mit unsauberen Mitteln vermehrten Reichtums geltend. Auf dieser Stufe der öko-

nomischen Entwicklung bedeutet Geld alles; vor ihm beugt sich alle Welt, Gesetz und Recht dienen ihm, es bringt Ehre und Ansehen, festigt die Freundschaft, es ist mächtiger als Jupiters Blitz.[23] Die Ritterklasse übernimmt die Führung in dieser Bewegung, sie zeigt die ersten Spuren kapitalistischen Geistes, Wagemut, Unternehmungslust, Voraussicht, Berechnung und Entschlossenheit. In den alten Patrizierklassen wagte sich dieser Geist nur schüchtern hervor, ihnen war der alte sichere Bodenwucher lieber als die neumodischen gefährlichen Geldspekulationen. Anfänglich standen sie ihnen unter dem Einfluß ihrer Klassenvorurteile ablehnend gegenüber, später befreundeten sie sich mehr mit ihnen, wurden aber von den Plebejern ausgestochen, die nicht gewillt waren, das Monopol auf Handel, Schiffahrt und Geldverkehr mit anderen zu teilen, denn der ausschließliche Besitz des mobilen Kapitals garantierte ihnen auch die politische Vorherrschaft im Staate.

Das Geld reproduzierte sich durch Handel und Wucher und wurde dann in Grundbesitz und Häuserbauten festgelegt. Über die Entwicklung dieser letzteren Bereicherungsmethode haben wir bereits gesprochen; der Boden wurde allerorten zu Wucherzwecken aufgekauft, denn immobiler Reichtum galt als der höchste. Es ist die herrschende Ansicht der Kaiserzeit, daß wahrer Reichtum in Land und Häusern bestände:[24] erst kommt Grundbesitz, dann die Anlage in sicheren Darlehen. Beides stellt wahren Reichtum dar: „Dives agris, dives positis in foenore nummis — reich an Land und Geld, das Wucherzinsen ihm einbringt."[25] Martial nennt den reich, der ein hundertsäuliges Haus sein eigen nennt, dessen Truhe von Gold strotzt, oder der große Liegenschaften, wenn auch an den Ufern des Nils, oder große Herden besitzt, der sein Geld in Land, Häusern oder Darlehen angelegt hat und von einem Schwanz von Schuldnern umgeben ist.[26] Den erklärt Martial für den Typus des reichen Geschäftsmannes, der Geld verleiht,[27] Land kauft, Geld wechselt, auf jedem möglichen Wege Geld erjagt oder stiehlt, um seine Kasse zu füllen und ein möglichst langes Register von Schuldnern aufweisen zu können.[28] Die Gesellschaft seiner Zeit kennt

nur zwei nützliche Anwendungen von Geld: es gegen hohe Zinsen verleihen oder für Vergnügungen hinauswerfen;[29] man trieb sich auf dem Forum herum, wechselte Geld gegen Agio und verlieh es;[30] oder man lebte dem Luxus, schlief in prachtvollen Betten, trank aus Kristallbechern, führte eine exquisite Küche und umgab sich mit einem Gefolge von Sklaven, Klienten, Buhlknaben, Pagen, Kutschern und Pferden; man ergab sich allen möglichen Vergnügungen und vertat, wenn es sein mußte, das gesamte von den Ahnen mühsam erworbene Geld.[31] „Wirfst du dein Geld hinaus und leerst deine Kasse, so brauchst du nicht Feuer und Diebe zu fürchten; dein Gut läuft nicht Gefahr, im Meere zu versinken, du vermeidest die krummen Wege vor Gericht, wenn der Schuldner dir deine Außenstände und deine Zinsforderungen anficht, wenn du mit dem Kolonen, der nichts hat, und mit dem Pächter, der schlechte Geschäfte gemacht hat, in den Haaren liegst.“[32]

Ist die Geldwirtschaft entwickelt, so sind die beiden ersten Reproduktionsformen des Kapitals der Wucher und der Handel. Das zinstragende Kapital, das Wucherkapital gehört neben dem Handel zu den Jugendformen des Kapitals, es geht der kapitalistischen Produktion voraus. Das Darlehen gegen Zinsen und die Handelsspekulation sind die von Juristen und Dichtern meisterwähnten Geschäfte: mit jenem verbindet sich eine Fülle von Kreditgeschäften, die die hohe Entwicklung der Kreditwirtschaft dartun — neuentdeckte Papyri haben uns interessante Aufschlüsse darüber gebracht; mit dieser hängt die Entwicklung der Seefahrt aufs engste zusammen. Horaz nennt Seehandel und Wucher die zwei Äußerungen römischen Unternehmungsgeistes. „Schiff' und verleih auf Zinsen, willst reich du werden,“ sagt Persius Flaccus. Und Juvenal:

„Du wohnst dein Leben lang auf einem Schiffe,
Bringst ölichten Zibebenwein
Von Kretas alten Ufern uns. . . . .
. . . Du wirst für Tonnen Gold und hundert
Landhäuserchen ein Narr. Sieh nur,
Wie Meer und Hafen dort von Schiffen wimmelt.
Mehr Menschen schon sind auf der See.

Wo nur Gewinn sich zeigt, eilt eine Flotte hin.
O fürwahr, der Mühe wert! . . ."[33]

Er läßt die einzelnen Gewerbe Revue passieren, Ackerbau, Kriegsdienst, den Advokatenberuf, und kommt zu dem Ergebnis, daß der Handel am besten zu Reichtum führt. Juvenal hat uns das Rezept des römischen Kaufmanns hinterlassen: „Kauf' Waren und verkauf' sie um die Hälfte teurer."[34] Das mag ja freilich nicht anständig sein, aber: „lucri bonus est odor ex re qualibet — Gewinn, woher er sei, riecht immer gut" und „Unde habeas quaerit nemo, sed oportet habere — Woher du's hast, fragt niemand, aber haben mußt du's."[35]

Die eben erwähnten Schriftsteller kennen innerhalb der Gesellschaft, in der sie leben, keine anderen Möglichkeiten, Geschäfte zu machen; der Gedanke ist ihnen ganz fremd, akkumuliertes Geld zu Produktionszwecken anzuwenden, die unsicheren Gewinn erst nach langer Zeit erwarten ließen. Die gewöhnliche Anwendungsweise blieb das Darlehen gegen Pfand, das Darlehen, gestützt auf eine geriebene Diplomatie und die Waffengewalt des Staates. Das Darlehen wurde gegen hohe Monatszinsen bewilligt, besonders Fremden; ihnen gegenüber galten nicht die gesetzlichen Beschränkungen des Zinsfußes, und bei Zahlungsunvermögen konnte man summarisch gegen sie vorgehen, indem man ihre Güter ganz einfach konfiszierte.

Die besten Namen der römischen Geschichte sind an Wuchergeschäfte geknüpft. Wenn ein Brutus zu 48 Prozent auslieh, so kann man sich vorstellen, mit welcher Gier alles, was Geld hatte, sich auf diese Darlehensgeschäfte stürzte, die vor allem zur Auswucherung der Provinzen herhalten mußten. Die Finanzmagnaten liehen Königen und Städten, die kleineren begnügten sich mit bescheideneren Pfandleihgeschäften. Die Hochfinanz konnte in aller Ruhe und Sicherheit operieren, denn sie wußte die ganze diplomatische und Militärmacht Roms hinter sich. Durch Vermittlung der Bankiers und Kaufleute wanderten die staatlichen und privaten Reichtümer von Asien und Afrika in die Taschen der Ritter, das heißt der Wucherer. Sie ließen sich des Dekorums halber Negotiatores, Handels-

leute, nennen — sie sind die Italici, qui negotiantur der Inschriften —, aber der ganze Haufen von Handelsleuten, der die eroberten Länder überschwemmte oder sich an den Grenzen der Gebiete herumtrieb, in die einzudringen nicht ratsam war, bestand vor allem aus Wucherern. Sie befaßten sich mit allem möglichen, mit Geldwechsel und Verkäufen auf Kredit, ja sie verkleideten sich zuweilen als Gesandte, um dadurch des Schutzes der libera legatio, des freien Geleites teilhaftig zu werden. Das waren die Italiker, die, wie Cicero mit gewohnter Übertreibung sagt, den gesamten Geldhandel Galliens in der Hand hatten, so daß man nicht einen Groschen ausgeben konnte, der ihnen nicht unter die Finger geriet[36] — das waren die Italiker, die Mithridates dahinschlachten ließ. Die italische Rasse war zu dieser Zeit von einer unglaublichen Lebenskraft, sie schien die ganze Energie, Rührigkeit und Geschicklichkeit, die einst die Phönizier und Griechen berühmt gemacht hatten, von ihnen geerbt zu haben. Kein Land war den italischen Kaufleuten zu fern, wenn es auch nur den Schatten einer Möglichkeit bot, dort mit Wucher oder Handel Geschäfte zu machen.

Beschäftigten sie sich mit kleineren Spekulationen, so die Patrizier nur mit ganz großen. Ihre Würde hätte durch Wuchergeschäfte wohl etwas gelitten, da sie mit dem Halsabschneiden eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Aber nur kleine Leihgeschäfte tragen diesen odiösen Namen; an die großen Finanzoperationen, die Darlehen an Könige und ganze Städte reicht er nicht heran. Cato machte sich zum Wortführer dieser Anschauungsweise. Mochte er sein Vermögen auch in städtischen Unternehmungen, in Grundbesitz, in der Aufzucht von Sklaven, in Handels- und Schiffahrts-, Fracht- und Versicherungsspekulationen anlegen, so vernachlässigte er keineswegs darüber große Finanzgeschäfte. Er handelte nach seinen Theorien, denn nur der ist ein Wucherer, der das niedere Volk ausbeutet.

Der Wucher stand in schönster Blüte, Darlehen waren in Rom jederzeit die vorteilhafteste Spekulation. Es gab zwar Gesetze über die Höhe des Zinsfußes, aber man kann getrost behaupten, daß sie nie befolgt wurden und da-

mit das Los aller Wuchergesetze teilten. In den Provinzen konnte man selbstverständlich ohne weiteres einen höheren Zinsfuß verlangen,[37] aber selbst in Italien waren 12 Prozent das übliche.[38] Das war der Grund, warum das Geld weder der Landwirtschaft noch der Industrie zufloß.

Die Wuchergesetze waren nicht wirtschaftliche Vorschriften über den Kapitalzins, sondern sie regelten nur zwischen der plutokratischen Aristokratie und der Plebs die Teilung der Frucht ihrer gemeinsamen Tätigkeit, der systematischen Ausplünderung ihrer Feinde. Derartige Gesetze lassen sich nicht allein vom Standpunkt der ökonomischen Bedingungen der Produktion erklären. Man hat sich nie genügend mit diesem ewigen Kampfe beschäftigt, der, seit es eine Geschichte gibt, zwischen den Produzenten der Reichtümer und denen tobt, die sie ihnen mit Gewalt oder auf „gesetzlichem" Wege abnehmen.[39] In Rom bildete der Krieg die eigentliche Volksbeschäftigung; die Teilung der Beute zwischen den Kampfgenossen war indes ungleich, denn die Aristokratie riß den Löwenanteil an sich. Aber damit nicht zufrieden, zwang sie den Besiegten, sich in Schulden zu stürzen, die beste Vorarbeit für ihr eigentliches Ziel: seine vollständige Auswucherung bis zum Weißbluten.

Und das wäre wohl gelungen, hätte nicht der Luxus den eroberten Ländern einen Teil ihres ehemaligen Reichtums wiedergegeben, der nach Rom in Form von Abgaben und Zinsen floß. Der Luxus schuf und unterhielt einen sehr bedeutenden Einfuhrhandel; der Luxus gab also der Seefahrt das Leben, die eine starke Handelsflotte, große Stapelplätze, Makler, Geschäftsführer, Agenten, kurz einen ganzen wohlorganisierten Handelsdienst unterhielt. Die fernsten Länder mußten das Beste senden, was sie hervorbringen konnten. Die Zolltarife bezeugen uns, was für unglaublich verschiedene Waren, aber nur Luxuswaren, im Reich zirkulierten[40] und in welch großen Handelsplätzen die Produkte Afrikas und Asiens zusammenflossen: in Karthago die von Nord- und Innerafrika, in Alexandria die von Äthiopien, Ägypten und Arabien,

in Antiochia die von Indien und Persien, in Olbia (an der Mündung des Bug ins Schwarze Meer) die aus den fernsten Gebieten Asiens.[41]

Plinius schätzt die asiatische Einfuhr auf 100 Millionen Sesterzen[42] und gibt an, daß sich der Preis für orientalische Waren durch die Transportkosten, die Zollgebühren und die Gewinne der Zwischenhändler verhundertfachte.[43] Die Asiaten konnten also einen Teil der ihnen erpreßten Abgaben wieder einstreichen, aber dabei konnten sie auch nicht reich werden, da sie mit ihrem eigenen Gelde bezahlt wurden, und da es sich im Grunde nur um eine Zirkulation der Werte handelte. Eins aber ist sicher: wenn im Reich ein starker Warenumlauf herrschte und sich ein Handelsverkehr dabei gebildet hatte, so umfaßte er doch nur Luxuswaren, Gold-, Eisen- und Bronzegegenstände, kostbare Vasen, wilde Tiere, Purpur, Sklaven, Eunuchen, Seidenwaren, die mit Gold aufgewogen wurden, oder auch auserlesene Weine, Salzfische und Nahrungskonserven. Daran muß man denken, will man die Natur des antiken Handels und die Menge des in ihm investierten Kapitals abschätzen. Die private Tätigkeit fand im Handel doch nur ein geringfügiges Gebiet für ihre Entfaltung. Von jenem Handel sei hier abgesehen, der zur Versorgung Roms mit Lebensmitteln diente. Er war zu einer Leistung des Staates geworden, der dieser mit seinen eigenen Flottillen nachkam, und entzog sich infolgedessen privater Tätigkeit. Infolge der Beschwerlichkeit der Landwege gab es eine Ausfuhr von voluminösen, billigen Produkten aus dem Innern des Landes so gut wie überhaupt nicht: es gab nur Fluß- und Seehandel und auch den nur ein paar Monate im Jahre.[44] Er beschränkte sich auf wenig konsumierte Artikel, die ausschließlich den Gelüsten der reichen Klassen dienten, die gering an Zahl und auf ein paar Städte beschränkt waren.

Man kann nicht von einem Großhandel im Altertum sprechen, infolgedessen auch nicht von einer starken, mächtigen Kaufmannsklasse. Wir finden hier nicht einen blühenden Handel, der die ganze Nation mit seinem Geiste durchtränkt, die Industrie, die Künste und die

Schiffahrt befruchtet und seinerseits von ihnen befruchtet wird und Reichtum überallhin verbreitet. Wir sprechen hier natürlich nicht vom Kleinhandel, vom Detailverkauf, der im Altertum dem niederen Volke, den Sklaven, Freigelassenen und Ausländern[45] vorbehalten blieb, als schmutziges Gewerbe. Cicero sagt: „. . . merces auctoramentum servitutis — der Gewinn war der Preis für ihr Sklaventum.[46] Der Krämer gedieh neben der Hauswirtschaft und ergänzte sie.

Der Großhandel stellt ein zuverlässiges Maß für die Entwicklung einer Nation dar, und der spielte im Altertum keine entscheidende Rolle. Die Allmacht des antiken Staates, der orientalischen Monarchien, der griechischen Republiken und des römischen Despotismus war viel mehr dazu angetan, seine Entwicklung zu hemmen als zu fördern. Überall absorbierte der große Verwaltungsapparat alle Kräfte: in viele Besitzverhältnisse, Kredit-, Bank- und Handelsgeschäfte mischte sich der Staat mit der größten Willkür ein, der hier Banken monopolisierte, dort ein Ölmonopol schuf[47] oder, immer ganz willkürlich, manche Bürgerklassen zur Teilnahme an der Seefahrt veranlassen wollte. Der Zweck war, dem „souveränen Pöbel" mit all den künstlichen Hilfsmitteln des Protektionismus, die uns aus der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte so gut bekannt sind, ein sorgenfreies Leben zu sichern. Der Staat ist der erste und stärkste Faktor im römischen Wirtschaftsleben: er erdrückt dadurch jede private Initiative und jede Konkurrenz, die die Seele und Grundbedingung jedes Großhandels sind.

Wir stoßen ja auf vereinzelte Versuche, Kauffahrerflottillen auszurüsten und im Ausland Faktoreien zu gründen.[48] Papyri berichten uns über Haussespekulationen und Reportgeschäfte. Die Gesetze mußten das Aufkaufen von Korn und anderen Lebensmitteln verbieten.[49] Aber deshalb kann man doch beim besten Willen nicht behaupten, das römische Volk sei ein Handelsvolk gewesen. Es fehlt sogar nicht an Spuren antikommerziellen Geistes im alten Rom, sowohl gegen den Groß- wie den Kleinhandel. Dann sind uns Verfügungen bekannt, die es den

Senatoren verboten, Schiffe von größerem Raumgehalt als 300 Amphoren zu haben; das heißt also, man gestattete ihnen nur den Versand der Erträgnisse ihrer Güter und den Handel mit den Erzeugnissen ihrer Hauswirtschaft. Diese Verbote, ein Zeichen des Interessengegensatzes zwischen dem Adel und den handeltreibenden Rittern, wurden ja sicherlich oft genug übertreten. Es ist indes kein Zweifel, daß viele Aristokratien Handel und Adel als unvereinbar betrachtet haben und daß auch das Altertum aristokratische Vorurteile gegen die Beschäftigung mit wirtschaftlichen Dingen hegte.[50] Überall sucht sich die Patrizierkaste von den anderen Klassen abzusondern. Selbst heute hält es der Adel noch in vielen Ländern für schimpflich, Handel oder Industrie zu treiben, und zieht es lieber vor, nichts zu tun und kaltblütig dem langsamen, aber sicheren Verfall seines väterlichen Erbes zuzuschauen. Wahrscheinlich gerieten die alten Gesetze in Vergessenheit, so daß viele Senatoren unbedenklich ihre Standesvorurteile mit Füßen traten oder wenigstens ihre Sklaven und Freigelassenen auf Handelsgewinn ausgehen ließen. Das Echo dieser alten Traditionen klingt in spätere Zeiten hinüber, die noch unter dem Einfluß dieser Anschauungen standen und denen Cicero folgendermaßen Ausdruck gibt: „Der Kleinhandel gilt als schmutzig; wird er aber im großen und ausgedehnt betrieben, führt er viele Waren von allen Seiten ein und liefert er vielen Leuten ohne Schwindel, was sie brauchen, so verdient das durchaus keinen Tadel. Und wenn sich vollends der Kaufmann, von Gewinn gesättigt oder besser mit ihm zufrieden, wie er oft von der hohen See in den Hafen einlief, so aus dem Hafen aufs Land, auf seinen Grundbesitz zurückzieht, so verdient er mit vollem Recht das höchste Lob."[51] Dabei ist zu bemerken, daß die niedrige Einschätzung dieses „schmutzigen" Gewerbes keine objektive Begründung in ökonomischen Anschauungen über den sozialen Nutzen von Beruf, Kunst oder Gewerbe fand. Cicero nimmt einfach die Höhe des Gewinns als Maßstab der Anständigkeit und Würde eines Berufs, und das weist uns klar auf die Hauptbeschäftigung und das Hauptbestreben aller Römer hin: möglichst

schnell reich zu werden, um die materiellen Genüsse bis zur Neige auskosten zu können.

Nun sind, um beim Handel zu Reichtum zu kommen, viele Schwierigkeiten zu überwinden; unausgesetzte, fleißige, ausdauernde Arbeit kann allein dahin führen, wenn große Märkte und starker Konsum vorhanden sind, was alles im Altertum nicht zutraf. Der Großhandel beruht auf einem Massenkonsum, nicht auf dem von Luxuswaren, deren Verkauf von einer Laune abhängen, ja sogar einmal völlig ins Stocken geraten kann, was zu den folgenschwersten Störungen führt. Mit dem bloßen Transport von Purpur und Wohlgerüchen konnte der Seehandel kein Geschäft machen; zudem lag er nicht einmal in den Händen von Römern, die Schiffe nur für den Truppen- oder Korntransport hatten. Bedenkt man die großen Gefahren, die Kosten und die Langsamkeit des Seehandels, so wird man es begreiflich finden, daß die Römer, da sie so viel andere Geschäfte mit größerem Gewinn, größerer Leichtigkeit und Sicherheit machen konnten, sich nicht für den Seehandel begeisterten, der zwar hohen, aber doch unsicheren Gewinn bot.

So erklärt sich die stiefmütterliche Behandlung des Handels im alten Rom und, da die Möglichkeit fehlte, ihn im großen zu betreiben, seine geringe Anziehungskraft für das Kapital.[52] Man überließ ihn lieber Fremden, besonders Syrern, Juden[53] — sie bildeten eine starke Kolonie in Rom —, Griechen und Orientalen, bei denen sich durch jahrhundertelange Tradition technische Fertigkeiten vererbt hatten; ebenso wurden die römischen Flotten mit Illyrern, Griechen, Ägyptern, Pergamenern und Istrioten bemannt. Oder aber er wurde von einer Masse von Italikern ausgeübt, die aus niederen Schichten stammten und wenig angesehen waren, da der Kleinhandel unterschiedslos als schmutzig galt, mochte er nun auf dem Forum oder in fernen Ländern betrieben werden. Sie alle hießen mit einem gemeinsamen Namen Italiker, aber oft fügten sie diesem noch die Bezeichnung Spanier, Sizilier oder Asiaten bei — je nach dem Lande, wo sie ihren Handel trieben —, als ob sie, die zu Handelszwecken in die Pro-

vinzen kamen, für ihr Vaterland Fremde geworden wären. Überall finden wir sie: bei den Markomannen, in Irland,[54] in Mittel- und Nordeuropa. Die Eroberung Galliens hatte kaum begonnen, als auch schon die römischen Händler dort auftauchten. Die gallischen Aufstände begannen denn auch mit der Ermordung der Römer, die in diesen Ländern Handel trieben.[55] Sie fuhren an den Flüssen Galliens stromauf, mit Wagen voll Wein, den sie gegen Sklaven eintauschten. Die Häfen von Massilia und Narbo, von wo aus die Stoffe und die Leinwand der Cadurcer und das Salzfleisch der Sequaner ausgeführt wurden, Tolosa und Burdigala wimmelten von italischen Kaufleuten. 120 Schiffe segelten alljährlich nach den Küsten von Vorderindien; der Handel mit Indien belief sich auf 20 Millionen Sesterzen. Unter Nero sollen in Britannien 70 000 Römer getötet worden sein, achtzehn Jahre nach der Eroberung.[56] Die Treverer wollten sämtliche Römer niedermetzeln.[57] Überall traf man italische Kaufleute, im steinigen Arabien, in Tauris, in Ägypten, in Numidien. In Kleinasien sollen 88 vor Christi Geburt 80 000 Italiker nach der einen, 150 000 nach anderen Angaben an einem Tage massakriert worden sein, in Delos, dem Sklavenmarkt, allein 20 000. Diese Zahlen sind natürlich alle unglaublich übertrieben. Finden in fremden Ländern Massakers statt, so kann sich die Zahl der Getöteten mit Leichtigkeit verhundertfachen, aus phantastischer Übertreibung oder aus Interesse daran. Den Regierenden kann oft an derartigen Übertreibungen liegen, um den patriotischen Fanatismus aufzustacheln und zu Krieg und Rache zu hetzen (vergl. S. 44 ff.). Die Zahl der von Mithridates Gemordeten ist sicher hoch, aber das waren doch nicht alles Kaufleute. Eher handelte es sich um Veteranen, die in Asien geblieben waren: es waren Legionäre ohne Weib und Kind, die blieben, wo sie eben hingesandt wurden. So siedelte sich das ganze Heer des Gabinius in Ägypten an.[58]

Wahrscheinlich kehrten die abgedankten Soldaten in die Länder zurück, in denen sie einst gefochten hatten, denn sie konnten hier, mit den Verhältnissen vertraut, vorteil-

hafte Handelsspekulationen ausführen, im kleinen kaufen und verkaufen und last not least kleine Wuchergeschäfte treiben. Überallhin floß ein ständiger Strom italischer Auswanderung, doch vor allem nach dem Orient, dem sagenhaften Eldorado. Auf Delos bezeugen uns zahlreiche Grabinschriften die Anwesenheit von Italikern. In Afrika waren sie so stark vertreten, daß sie die numidische Stadt Certa gegen Jugurtha verteidigen konnten. Nicht alle wollten sich in Rom mit den Brosamen, so von der Reichen Tische fielen, und den staatlichen Kornspenden bescheiden; es gab da abenteuer- und gewinnlüsterne Gesellen, die in ferne Länder zogen, mit kleinen italischen Waren handelten und dafür Wohlgerüche, Purpur, Federn, kurz alles, was der römische Luxus konsumierte, heimbrachten. Es waren gewöhnliche Plebejer, die auszogen, ihr Glück zu machen. Cäsar suchte, um der Abnahme der Militärkontingente zu steuern, diesen Auswanderungsstrom zu hemmen, er dekretierte, daß italische Bürger im Alter von 20 bis 40 Jahren nicht länger als drei Jahre aus Italien fernbleiben durften,[59] aber alles war umsonst.

Mochten die Italiker auch in großer Zahl Handel treiben, sie spielten eher, das ist sicher, die Rolle von Import- als von Exporthändlern. Sie lebten, als Vermittler im Binnenhandel oder in Geschäften mit Rom, fern von der Heimat und begründeten ihr Vermögen in fremden Landen. Einmal im Ausland, blieben sie dort mit Weib und Kind und trugen ihr Teil zu dem Werke der Romanisierung bei, das eine der großartigsten Taten der Weltgeschichte bildet. Aber der Kapitalisierung Italiens dienten sie schlecht, denn sie entzogen ihm seinen Reichtum und unterstützten die unproduktiven Ausgaben. Aus Italien führte der Handel nicht Produkte aus, die gegen andere eingetauscht wurden, sondern Edelmetalle. Rom und Italien verarmten, während Gallien in voller Blüte stand, wie Sacrovir zu Tiberius' Zeiten angab,[60] während Korinth und Karthago von neuem zu Zentren internationalen Handels und intensiver industrieller Tätigkeit wurden,[61] während Alexandrien so kolossale Papyrusfabriken besaß, daß sie ganze Heere von Arbeitern beschäftigten:

Hadrian, der sie 134 nach Christi Geburt besuchte, hob diesen Unterschied gegen Rom hervor; in Alexandria, sagt sein Biograph, bleibt niemand untätig, selbst die Lahmen und Blinden arbeiten.

Die Kaufleute, die im Altertum die ganze Welt durchzogen, nach seltenen Objekten jagten und ihre Waren austauschten, haben mit dem modernen Großkaufmann nichts gemein. Sie sind eher mit den kleinen Händlern zu vergleichen, die ihre Waren auf dem Rücken oder auf einem Wagen auf unsere Wochenmärkte bringen. In Rußland und im Orient liegt ein großer Teil des Handels in den Händen herumziehender Krämer, die die Waren vom Produktionsort bis in die entferntesten Winkel tragen. Nichts ist unrichtiger als die Annahme, das Altertum habe Kaufleute gekannt, die Kapitalreserven besaßen und spekulierten wie unsere heutigen Handelshäuser. Heute hat der Kaufmann ein Ziel: den Markt beherrschen; deshalb sucht er den Produzenten mit aller Gewalt in seiner Abhängigkeit zu halten. Zu diesem Zweck wuchert er, spekuliert er, hält er die Ware zurück oder verkauft sie unter dem Preise, je nach seinem Vorteil. Im Altertum ist die Absatznot, das heißt also die Schwierigkeit des Produzenten, zu verkaufen, unbekannt, die den modernen Kapitalismus charakterisiert. Für gewöhnlich gibt es im Altertum und im Mittelalter viel mehr Käufer als Produzenten, jene müssen diesen nachlaufen; an Arbeit fehlte es, wie schon bemerkt, den Handwerkern nicht. Das Angebot bleibt weit hinter der Nachfrage zurück. Dank der geringen Entwicklung der Produktionstechnik braucht daher der Kaufmann nicht zu disponieren, zu spekulieren, zu kalkulieren und sich den Markt zu erobern. Diese „Verumstandung, die seine Entwicklung zum kapitalistischen Unternehmer hintanhält: sie zwingt ihm eine Menge von Arbeitsverrichtungen technischer Natur auf, die dem Kaufmann heutigentags abgenommen sind. Fand sich für ihn keine Gelegenheit zu disponieren, kalkulieren und spekulieren, so hatte er um so mehr zu emballieren, zu misurieren, zu transportieren, zu detaillieren, ja auch gelegentlich noch zu fabrizieren.“ [62] Er hat das Risiko des Transportes und der Erhaltung,

und solange seine Vorräte nicht ausverkauft sind, kann er nicht daran denken, seine Waren zu erneuern. Diesem Handel fehlen die Eigentümlichkeiten des modernen Kapitalismus; die persönliche technische Arbeit des Kaufmanns spielt die Hauptrolle, die an Bedeutung verliert, je kapitalistischer der Charakter des Unternehmens wird. In diesem Stadium wirtschaftlicher Entwicklung steht der Handeltreibende auf derselben Stufe mit dem Handwerker, dem technischen Arbeiter. Sein rein gewerblicher Charakter kommt in der Art seiner Tätigkeit zum Ausdruck: auch er jagt nach Gewinn und muß wie der Handwerker mit seiner Hände Arbeit sein tägliches Brot verdienen; wie dieser hört er auch zu arbeiten auf, wenn er für seine Bedürfnisse vorgesorgt hat. Deshalb wandten sich die Philosophen, die selbst die allernotwendigsten Gewerbe verachteten und jedem, der für seinen Lebensunterhalt arbeiten mußte, den Verstand aberkannten, mit derselben Verachtung auch gegen Handel und Schiffahrt. Das waren Beschäftigungen, die kaum der tiefstehenden Schlucker würdig waren, die sie ausübten. Cicero hatte geschrieben: „Nolo enim eundem populum imperatorem et portitorem esse terrarum — es kann nicht dasselbe Volk Herrscher der Welt und ihr Schiffsmann sein.“[63] Wenn zwei Rechtsgelehrte der späteren Zeit, Kallistratos und Ulpian, anderer Ansicht sind, so darf man nicht vergessen, daß der eine Grieche, der andere Syrer ist.[64]

Die römische Wirtschaftsgeschichte bestätigt nur, was Marx in seinen historischen Bemerkungen über die vorkapitalistische Periode angibt.[65] In Rom existierte nur zinstragendes oder Wucherkapital und Handelskapital. Beides sind „antediluvianische Formen des Kapitals, die der kapitalistischen Produktion lange vorhergehen“.

Damit das Wucherkapital entstehen könne, genügt es, daß ein Teil der Produkte sich in Waren verwandelt und gleichzeitig die verschiedenen Funktionen des Geldes sich entwickelt haben. Das Dasein des Wucherkapitals hängt aufs engste mit dem des Kaufmannskapitals, des Geldhandlungskapitals zusammen. Das Geld spielte in der römischen Stadtwirtschaft eine große Rolle, infolgedessen

trat auch das Wucherkapital in breitem Maße in die Erscheinung. Wo das Geld zirkuliert, ist die Schatzbildung eine Notwendigkeit. Der professionelle Schatzbildner wird jedoch erst wichtig, sobald er sich in den Wucherer verwandelt. Er verleiht dann Geld an verschwenderische Große und an den kleinen, im Besitz seiner eigenen Arbeitsbedingungen befindlichen Produzenten, worin die Handwerker mit eingeschlossen sind, aber ganz spezifisch an die Bauern, die eine wichtige Klasse bilden. Er plündert sie aus, untergräbt Reichtum und Besitz, ruiniert die Produktion und zerstört alle Betriebe, wo der Produzent als Eigentümer der Produktionsmittel auftritt. Auf diesen Trümmern vollzieht sich dann die Konzentration des Kapitals.

„Das Wucherkapital," bemerkt Marx, „als charakteristische Form des zinstragenden Kapitals, entspricht dem Vorherrschen der kleinen Produktion, der selbstarbeitenden Bauern und kleinen Handwerksmeister": alles Züge, die, wie wir gesehen, der römischen Gesellschaft eigentümlich sind. „Wo dem Arbeiter, wie in der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise, die Arbeitsbedingungen und das Produkt der Arbeit als Kapital gegenübertreten, hat er als Produzent kein Geld zu borgen. Wo er es borgt, geschieht es . . . für persönliche Notdurft. Wo der Arbeiter dagegen Eigentümer, wirklicher oder nomineller, seiner Arbeitsbedingungen und seines Produktes ist (wie im alten Rom), steht er als Produzent im Verhältnis zum Kapital des Geldverleihers, das ihm als Wucherkapital gegenübertritt."[66] Raubte ihm irgend ein Umstand die Produktionsmittel, machte es ihm eine Teuerung der Rohstoffe unmöglich, sie sich mit dem Erlös seiner Produkte neu zu beschaffen, so mußte er zum Wucherer gehen und seine Bedingungen wohl oder übel annehmen. Besonders die Kriege trieben ihn in die Hände der Wucherer; diese liehen ihm Geld, mit dem sie sonst nichts anzufangen wußten, und verlangten Zinsen, die ihre Schuldner zu Sklaven machten.[67]

Die Tätigkeit des Wucherers beruht auf der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel, da man Geld braucht, um

Waren kaufen oder Steuern zahlen zu können; daher auch sein Zusammengehen mit den Publikani, den Steuerpächtern. „Je weniger der Charakter des Produktes als Ware sich entwickelt, je weniger sich der Tauschwert der Produktion in ihrer ganzen Breite und Tiefe bemächtigt hat, desto mehr erscheint Geld als der eigentliche Reichtum als solcher, als der allgemeine Reichtum.... Abgesehen vom Geld als Weltgeld und Schatz, ist es namentlich die Form des Zahlungsmittels, worin es als absolute Form der Ware auftritt. Und es ist namentlich seine Funktion als Zahlungsmittel, die den Zins und damit das Geldkapital entwickelt. Was der verschwenderische und korrumpierende Reichtum will, ist Geld als Geld, Geld als Mittel, alles zu kaufen.... Was vom Schatzeigner verlangt wird, ist nicht Kapital, sondern Geld als Geld; aber durch den Zins verwandelt er diesen Geldschatz für sich in Kapital — in ein Mittel, wodurch er sich der Mehrarbeit ganz oder teilweise bemächtigt, und ebenso eines Teiles der Produktionsbedingungen selbst, wenn sie auch nominell als fremdes Eigentum ihm gegenüber stehen bleiben."[68] „Unter der Form des Zinses kann hier (in der vorkapitalistischen Periode) vom Wucherer aller Überschuß über die notdürftigsten Subsistenzmittel ... der Produzenten verschlungen werden (was später als Profit und Bodenrente erscheint)."[69]

Wenn im Altertum die Wucherer verachtet und Halsabschneidern gleichgeachtet waren, so hängt das mit ihrem Schmarotzerdasein auf dem Produktionsprozeß zusammen. Der Wucherer „ändert die Produktionsweise nicht. ... Er saugt sie aus, entnervt sie und zwingt die Reproduktion, unter immer erbärmlicheren Bedingungen vorzugehen. Daher der populäre Haß gegen den Wucher, am höchsten in der antiken Welt, wo das Eigentum des Produzenten an seinen Produktionsbedingungen zugleich Basis der politischen Verhältnisse, der Selbständigkeit des Staatsbürgers."[70] Trotz dem Bestreben, den Schuldner seines Reichtums, den Produzenten seiner Produktionsmittel zu berauben, erfüllte er doch eine wichtige Aufgabe: er war es, der die Geldvermögen bildete und anwachsen ließ, un-

abhängig vom Grundeigentum, er akkumulierte die Kapitalvorräte. Dieses Kapital diente nicht der Produktion, denn sie war noch nicht kapitalistisch organisiert, sondern Handelszwecken und beschleunigte die Bildung des Kaufmannskapitals. Daher die innigen Beziehungen, in denen der Kaufmann — er borgte sich Geld und verwandte es als Kapital, um dabei Profit zu machen — mit dem Wucherer stand, Beziehungen ähnlich denen des modernen Geldmanns mit dem modernen industriellen Kapitalisten; daher im Altertum die Abneigung gegen den Kaufmann wie gegen den Wucherer.

Die Aufgaben des Kapitals in der römischen Wirtschaftsgeschichte kann man folgendermaßen zusammenfassen: Da die Produktion nicht über die Hauswirtschaft und das Handwerk hinauskommt und die Großindustrie fehlt, so wird das Kapital nur in unproduktiven Anlagen nutzbar gemacht: es dient zur Ausbeutung der Bauern, zu Wucherdarlehen an die Grundbesitzer, zur Pachtung von Zöllen und Steuern, zu Wechselgeschäften und zu Finanzoperationen mit den Tributärfürsten. Die Tätigkeit des römischen Kapitalisten hat mit der Schaffung von Werten nichts zu tun: sein Handel steht der kapitalistischen Warenproduktion ganz fern, bei der der Kapitalist die Arbeit auf dem Markte kauft, sie zur Produktion benützt und ihr Produkt verkauft; das sind drei Operationsstadien, während der antike Kapitalist als einziges und wichtigstes Geschäft den Verkauf fremder Produkte betreibt. Er probierte dabei sämtliche Mittel der Akkumulation aus, assoziierte Kapitalien, organisierte Seeunternehmungen und spekulierte auf Hausse und Baisse. Er brachte das Kreditwesen zur Vollendung, er brachte alle Seiten des öffentlichen und privaten Lebens unter den Einfluß des mobilen Kapitals, nur die industrielle Produktion konnte er nicht revolutionieren. Der Kapitalismus war nicht imstande, die Hauswirtschaft und das Handwerk über den Haufen zu werfen, und mußte daher alle Konsequenzen einer Wirtschaftsform über sich ergehen lassen, unter der jeder seine Produkte selbst konsumiert und wenig kauft. Es fehlte ihm, was die bemerkens-

werteste Eigentümlichkeit des Zirkulationsprozesses unter dem modernen industriellen Kapitalismus und infolgedessen unter der kapitalistischen Produktionsweise ist, es fehlte ihm die Erwerbung der Bildungselemente des produktiven Kapitals auf dem Warenmarkt und ihre Erneuerung durch Verkauf und Kauf auf diesem Markte. Die Existenz des modernen Kapitalismus ist dadurch bedingt, daß die Waren ständig gekauft werden, und daß sich das Kapital unaufhörlich erneuert. Das war im Altertum ausgeschlossen, es fehlte der Begriff des produktiven Kapitals, und selbst beim mobilen Kapital kam man beinahe nicht über die Grundanschauung vom Eigentum hinaus,[71] daß es Beute sei, dem Feinde abgenommen.

All das erklärt uns die Schwäche des antiken Kapitalismus zur Genüge, die so groß war, daß man das Wort vielleicht besser ganz vermiede, wenn man damit die Akkumulation des Geldkapitals bezeichnen will, jenes Wucherkapitals, das in der kapitalistischen Produktion, dem wahren Kennzeichen des Kapitalismus, nur eine Nebenrolle spielt. Wir wissen, daß die Akkumulation von Geldkapital kein Kennzeichen für die Akkumulation, das heißt für die Reproduktion des Kapitals ist und nicht den wahren, allgemeinen Reichtum darstellt; diese Art des Kapitals herrschte im Altertum. Der Wucher ist bekanntlich der ärgste Feind des Reichtums; unproduktive Anlagen, Luxus und selbst die Sklavenkäufe hemmen die Akkumulation. Um in die Erscheinung treten zu können, braucht sie eine höhere Produktionstechnik, Produktionskapitalien und große Märkte; alles Dinge, die bei den antiken Produktionsformen, der Sklavenwirtschaft und dem schwachen Konsum ausgeschlossen waren. All das hatte zur Folge, daß die Akkumulation nur schwer vor sich ging und es wenig Kapital, wenig Reichtum und wenig Arbeitskraft gab: das ist das Geheimnis des Altertums.

Daß das Kapital nur schwach war und alle Berichte über seine Kraft und Ausdehnung nur Übertreibungen sind, geht aus verschiedenen Tatsachen ganz klar hervor, aus der Häufigkeit der Geldkrisen, der allgemeinen Verschuldung und den Maßnahmen, die die Regierung da-

gegen traf. Zur Zeit des Augustus waren die Schwierigkeiten derart, daß er daran dachte, die Republik wiederherzustellen; auf Mäcenas Rat half er hier durch den Verkauf von Staatsgütern. Mit dem Erlös gründete er eine Bank, die gegen mäßige Zinsen und gegen Leistung von Bürgschaft auslieh.[72] Die Verschuldung war groß, unter der Republik wie unter dem Kaisertum. Man schrie nach dem Jubiläum, dem Halljahr, da alle Schulden vergessen werden. Cäsar zwang die Gläubiger, Land an Stelle von Geld anzunehmen, eine Maßnahme, die den Gläubigern ein Viertel ihrer Außenstände kostete.[73] Sein Erlaß, durch den er jedermann verbot, mehr als 60 000 Sesterzen (10 200 Mark) in Gold oder Silber zu behalten, zeigt deutlich, wie selten bares Geld war. Was der Krieg einbrachte, das konnte für einen Augenblick wie ein Sommerregen den ausgedörrten Boden überschwemmen, aber ebenso rasch, wie es gekommen, verschwand es wieder in ein paar Händen, in zahllosen unproduktiven Anlagen. Auf momentanen, vorübergehenden Überfluß folgten lange Perioden der Krise, da die ewigen Kriege und der Luxus immer neues Geld verschlangen. Diese plötzlichen Überschwemmungen mit Geld und Edelmetall brachten neue Schwierigkeiten mit sich; Krisen und selbst Unruhen wurden durch den über Nacht gekommenen, scheinbar nie versiegenden Reichtum hervorgerufen. Ein Aufstand des Mithridates genügte, um in Rom einen Krach herbeizuführen: Staatsbankrott, Fallissement und Ruin Hunderter von Kapitalisten, Entwertung sogar des Grundes und Bodens. Aber es bedurfte gar nicht so großer, bedeutender Ursachen: Eine gesteigerte Nachfrage nach Geld für den Stimmenkauf (53 vor Christi Geburt) genügte vollständig, um den römischen Geldmarkt in Aufruhr zu versetzen und den Geldzins zu steigern. Es handelte sich hier um die erstmalige Anwendung der leges judiciariae, der Gerichtsgesetze des Pompejus. Emile Belot, der Geschichtschreiber der römischen Ritter, sagt: „Nie hatten traurigere Skandale so deutlich auf die Nutzlosigkeit der Gesetze und das Ende der Freiheit hingewiesen, als die vom Jahre 55 vor Christi Geburt. M. Ämilius Scaurus,

der Sohn des Princeps senatus, hatte während seiner Ädilität sein ganzes Vermögen für Spiele hinausgeworfen.[74] Als Proprätor brandschatzte er Sardinien und kam so wieder zu Reichtum. Der Erpressung angeklagt, bewarb er sich für das Jahr 53 um das Konsulat und suchte mit dem sardinischen Geld die Stimmen der Tribus zu kaufen. Sein Palast wurde zum Markte, wo die Wähler sich verkauften. Das allein genügte schon, um den Zinsfuß in Rom zu verdoppeln."[75] Wir wollen nicht behaupten, daß dieses Vorkommnis uns einen Maßstab für die Größe des Reichtums in die Hand gibt, aber es kann uns seine ungeheuerliche Verteilung bezeugen, da die Koalition einiger Reichen schon genügte, um schwere Wirren hervorzurufen. Der mobile Reichtum lag in den Händen eines Häufleins Auserwählter, oder er war in weitläufigen Spekulationen von Wucherern angelegt, und diese edle Clique hielt die ganze römische Gesellschaft in eisernen Banden gefesselt.

Prüfen wir den Zensus, die Steuerquote der verschiedenen Klassen, so bewegen sie sich in Grenzen, die es einfach unmöglich erscheinen lassen, daß Riesenvermögen sehr häufig waren. Tatsächlich wurde nach der wirtschaftlichen Umwälzung vom Jahre 240 vor Christi Geburt der Zensus dergestalt festgesetzt, daß die erste Klasse, der Ritterstand, 400000 Sesterzen (68000 Mark), die zweite 300000 (51000 Mark), die dritte 200 000 (34 000 Mark) und die vierte 100 000 (17 000 Mark) versteuerte; mit dieser letzten Steuerquote hatte man den Rang eines Dekurio, mit einer von 800 000 Sesterzen (136 000 Mark) gehörte man der Senatorenklasse an.[76] Selbst wenn man die größere Kaufkraft des Geldes dazumal berücksichtigt, so ergibt sich doch klar, daß der Reichtum damals sehr schwach entwickelt war. Nicht einzelne Riesenvermögen können eine Gesellschaft charakterisieren, sondern die mittleren Vermögen; und die waren selbst zu Augustus' Zeiten sehr niedrig, da man schon zur Steuer eingeschätzt wurde, wenn man nur 100 000 Sesterzen (17 000 Mark) sein eigen nannte.[77]

Wir müssen alles, was bei der Berechnung des Geldkapitals an Übertreibungen begangen worden ist, peinlich

vermeiden; nur dann und wenn wir bedenken, daß die Akkumulation weder schnell noch in Sicherheit vor sich ging, können wir die Maßregeln erklären, die die Regierung traf, um Rom sein Privileg als Zentrum des Geldhandels zu wahren; sie bestanden in einem Ausfuhrverbot für Edelmetalle,[78] in der Reservierung des Geldhandels zwischen Rom und den Provinzen für römische Spekulanten und anderen ähnlichen, protektionistischen Maßnahmen,[79] die einiges Licht auf die Höhe des Reichtums in Rom werfen.

Daß die Akkumulation mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, haben wir ja schon oft genug betont. Ihre ärgsten Feinde waren gerade die Quellen, aus denen das Kapital floß, der Luxus, die Unsicherheit der Anlagen, die geringe Bevölkerungsdichte und die Sklaverei.

1. Es kam der Augenblick, wo die Provinzen nicht länger der systematischen Aussaugung zum Raube gelassen werden konnten und wo der Strom der Zinsen versiegte. Die kaiserliche Verwaltung suchte die Provinzen durch die Unterdrückung der Steuerpächtergesellschaften, die Reorganisierung der Verwaltung und die Hebung der Peripherie auf Kosten des Mittelpunktes zu schützen. Die Tatsache, daß die Kaisergewalt an Provinziale fiel, ist in ihren wirtschaftlichen Konsequenzen noch nicht recht gewürdigt worden. Jedenfalls ging die Achse, um die sich der Reichtum gruppierte, nicht länger durch Italien; es hörte auf, der Brennpunkt der Kapitalisierung zu sein.

2. Der Luxus war von unheilvollem Einfluß auf die Akkumulation. Viele Kapitalien wurden ganz unproduktiv festgelegt, in Palästen, Villen, Weinbergen und der Haltung von Klienten und Sklaven. Nicht nur der arbeitsscheue Adel ließ sich von dem der vorkapitalistischen Epoche eigentümlichen Gedanken beherrschen, der Reiche brauche sich nicht mit ökonomischen Dingen zu beschäftigen, sondern auch die Erben reich gewordener Ritter vergaßen des kapitalistischen Geistes ihrer Väter: sie spekulierten nicht, sondern vertaten ihr Vermögen. Der Reichtum war infolge der ungeheuren Repräsentationskosten einem raschen Verfall ausgesetzt. Der Adel mußte das Privileg des cursus

honorum, der Karriere der höheren Ämter, teuer bezahlen, die Staatslaufbahn war unerhört kostspielig: man konnte zwar dabei reich werden, aber vorher hieß es kolossale Ausgaben machen, und mancher war ruiniert, bevor er Erfolge hatte. Die öffentliche Meinung verlangte von den Beamten einen ihrem Rang entsprechenden Aufwand; wer verschwenderisch war, die schönsten Schauspiele gab und die prächtigsten Bauten aufführte, der war ihr Liebling. Man erkaufte sich die Ämter durch kostspielige Vorstellungen, ununterbrochene Feste, Kornspenden, kurz mit einem Aufwand, daß ein einziges Fest oft den Zensus eines Senatoren verschlang. Die Cybelefeste zu Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts kosteten dem Prätor, der sie veranstaltete, 100 000 Sesterzen, und die erschienen noch schäbig. Horaz pries sich glücklich, von niederer Herkunft zu sein, da sonst sein Zensus der Öffentlichkeit zugute käme. Die Reichen mußten ewig einen langen Schwanz von Klienten mit sich herumschleppen, so daß ein Teil ihres Einkommens von einem Haufen von Parasiten verzehrt wurde; je mehr Schutzbefohlene also ein Grundbesitzer hatte, um so knapper wurde sein wirkliches Einkommen. Kein großes Vermögen überdauerte mehr als drei, vier Generationen. Zu Trajans Zeiten existierte nicht eines mehr von den Riesenvermögen, die sich unter Augustus gebildet hatten.

3. Ein großer Teil des Edelmetalls wurde zu Schmuck verarbeitet und entging auf diese Weise der Zirkulation; ein großer Teil floß ins Ausland zurück als Kaufpreis für exotische Waren und diente so dem Luxus. Auch das war der Akkumulation des Kapitals schädlich.

4. Die Klassen, die von ihren Renten leben und sie ohne Leistung produktiver Arbeit einheimsen, haben von je einen Hang zur Verschwendung. Dazu waren noch so manche Anschauungen Mode, die in den Philosophenschulen aufkamen und besagten, es sei eines freien Mannes oder doch eines Herrenmenschen unwürdig, zu arbeiten. In dieser überfeinerten Kultur zeugte es von schlechtem Geschmack, zu sparen und sich mit Handel, Gewerbe und Produktion zu befassen: das Geld war zum Ausgeben da und

die Zeit für die Politik. Da die Ausgaben die Einkünfte überstiegen, war eine Akkumulation natürlich unmöglich. Schon die Erziehung der Patrizierfamilien machte die Römer zu jedem produktiven Unternehmen unfähig: sie taugten mehr für alles, was ihre Phantasie kitzelte, als dazu, auf Gewinne zu spekulieren, an denen ihnen nicht das mindeste lag. Wenn sich der Adel aber einmal einer Beschäftigung hingibt, zu der ihm alle Vorkenntnisse fehlen, so verbraucht er mehr, als die Sache einbringt, und er hört erst auf, wenn er mit Befriedigung konstatieren kann, daß das angewandte Kapital nur mäßigen Gewinn, nicht einmal den üblichen Zins abwirft. Der Unternehmungsgeist, das Charakteristikum des Kapitalismus, fehlt den Unterdrückerklassen, die es noch nicht zum Kapitalismus gebracht haben. Nicht Tyrannei, Raub und Gewalttat führten zur Kapitalisierung; diese war den tätigen Klassen vorbehalten oder wenigstens ihren energischsten, intelligentesten und weitestschauenden Mitgliedern. Beispiel dafür sind die Bürger des Mittelalters.

Die Grundbesitzer, die zu spekulieren versuchen, können mit den gewerbsmäßigen Unternehmern an Intelligenz bei weitem nicht wetteifern. Diese beschränkten sich im Altertum fast ausschließlich auf die Publikani. Der Grundbesitzer ist daran gewöhnt, sein Geld lieber auszugeben, als es nutzbringend anzulegen, und das, weil er nur selten aus einem Unternehmen wieder herausholt, was er hineingesteckt hat. Das macht ihn zaghaft in seinen Unternehmungen. Auch aus diesem Grunde konnten die Klassen, die den Bodenreichtum zu eigen hatten, keinen starken Anstoß zur Akkumulation geben.

Die Einteilung der Gesellschaft in Klassen und die Möglichkeit, aus der einen in die andere zu kommen, bildeten weitere Hemmnisse. Wer ein bestimmtes Vermögen besaß, wurde bekanntlich Senator, das heißt er kam in eine Kaste, der die Ausübung gewinnbringender Beschäftigung verboten und die beinahe gezwungen war, zu prunken und zu prassen. Deshalb mußte der Ritter, der durch Handel in der Provinz zu Vermögen gelangt war, als Senator in der Politik die akkumulierten Kapitalien hin-

auswerfen oder sie als Tagedieb in einem trägen Leben, das mit seinem Stand verbunden war, verzehren; er mußte sich aber auf alle Fälle wenigstens vom Geschäft zurückziehen. Damit gingen immer Kapitalien, eine erprobte Kraft und ein Unternehmungsgeist mehr der Produktion und Akkumulation verloren. Immer wieder mußte von vorn angefangen werden; oder aber man hatte es mit Leuten ohne Kapital und ohne Erfahrung zu tun. Die Geschäfte gingen dann durch die Hände von Leuten, die nur in beschränktem Maße Unternehmungen leiten konnten, da ihnen die Mittel fehlten und sie fast immer ihre Geschäfte mit geborgtem Geld machen mußten — gegen hohe Zinsen, da das Geld knapp war und da sie den Gläubigern oft nur geringe Sicherheit bieten konnten.

5. Da die Kapitalisten auf ungeheuren Gebieten operierten, in fernen Ländern mit schlechter Verkehrsverbindung, so mußten sie ihre Geschäfte Agenten anvertrauen, die sie oft genug betrogen. Und trotzdem diese Spekulanten unter Roms allerhöchstem Schutze standen, so kamen sie doch oft nicht einmal dahin, Kapital und Zinsen herauszuschlagen. Kriege und Aufstände kehrten das Unterste zu oberst, und es war nicht nur die eine berühmte italisch-asiatische Krise nach den Mithridatischen Kriegen, die viele italische Kapitalisten ruinierte. Als es die Lex Gabinia schließlich den Provinzialen verbot, in Rom Geld aufzunehmen, war die Folge davon, daß der Staat den Kapitalisten keine gesetzliche Garantie mehr bot und ihnen nicht mehr die Mittel an die Hand gab, gegen ihre Schuldner vorzugehen. Das Risiko des Gläubigers erhöhte sich dadurch ungemein, infolgedessen stieg auch der Zinsfuß.

6. Der Reichtum war im Altertum eine konstante Funktion der Bevölkerung; die eine Größe konnte nicht variieren, wenn die andere unveränderlich blieb. Dieselben Ursachen, die ein Wachstum der Bevölkerung verhinderten, machten eine Vermehrung des Reichtums unmöglich, und umgekehrt.*

* Eine Beobachtung des Mönches Giammaria Ortes, eines Vorläufers von Malthus aus dem achtzehnten Jahrhundert, auf die Loria wieder hingewiesen hat.

7. Die Sklaverei übte einen sehr verderblichen Einfluß auf die Akkumulation aus. Dasselbe gilt für alle Länder mit Sklavenwirtschaft.

Das ganze Kapital, das zum Ankauf von Sklaven verwandt wird, geht der Produktion verloren. Es hört auf zu existieren, ebenso wie das in Grundbesitz angelegte Kapital nicht mehr für die Landwirtschaft vorhanden ist: erst wenn der Sklave verkauft wird, gewinnt es sein Dasein neu. Wer Sklaven kauft, ist nicht imstande, Nutzen aus ihnen zu ziehen, einfach weil er sie gekauft hat. Er muß anderes Kapital daneben aufwenden, um sie ausbeuten zu können.

Dazu kommen noch die Schäden, die die Sklavenarbeit verursacht. Obzwar der Gesamtertrag der Arbeit nach Abzug der Unterhaltungskosten dem Herrn gehört, so wird dieser Vorteil durch schwere Nachteile wieder wettgemacht. Der Sklave ist bekanntlich ein träger, schlechter Arbeiter und bringt seinem Herrn oft schweren Verlust.

Diese menschliche Maschine nutzt sich durch den Gebrauch ab, und ihre Arbeitskraft sinkt von Tag zu Tag, bis der Tod das Kapital, das sie darstellt, zerstört; sie muß unterhalten und überwacht werden, und das ständig, mag sie arbeiten oder nicht, da man sie bei Arbeitsmangel nicht außer Betrieb setzen kann. Die Vermietung von Sklaven bietet nur unvollkommenen Ersatz, denn sie können, wenn auch den Herrn, so doch nicht gut ihr Gewerbe wechseln, und diese Unfähigkeit ist verlustbringend für den Sklavenhalter. Der Sklave ist eine Last, deren sich der Herr dadurch entledigt, daß er entweder durch die Einrichtung des Pekuliums oder anderer Arten der Gewinnbeteiligung auf die Aneignung des Gesamtprofits verzichtet oder den Sklaven freiläßt.

Die Sklavenwirtschaft bringt, bei höchster Kostspieligkeit, den mindesten Gewinn. Dieser wird durch hohe Kaufpreise der Sklaven, hohe Unterhaltungskosten, Unfälle und Tod noch mehr herabgesetzt. Da die Sklaverei ferner die gewaltsame Unterdrückung des einen durch den anderen voraussetzt, so braucht dieser letztere wieder andere zur Rückendeckung, die selbst keine Sklaven haben und vom

Herrn als Klienten und Parasiten gefüttert werden müssen. Freie Männer bilden die Prätorianergarde der Reichen und haben sie vor immer möglichen Sklavenaufständen zu schützen: die Kapitalisten müssen also einen Teil ihres Profits ihren Klienten in den Rachen werfen, nur um durch sie vor ihren eigenen Sklaven bewahrt zu werden. Auch das verringert Profit und Akkumulation.

Die Sklavenarbeit ist anerkanntermaßen so minderwertig, daß sie auf weniger fruchtbarem Boden nicht einmal ihre eigenen Unterhaltungskosten deckt; erschöpftes Land mußte daher brach liegen, und nur das fruchtbarste war zu gewinnbringendem Anbau tauglich. Das ist ein fernerer Hemmschuh für Profit und Kapitalakkumulation. So viel über die Landwirtschaft. In der Industrie sind die Sklavenhalter durch die gleichbleibende Anzahl ihrer Arbeitskräfte behindert, sie können günstige Konjunkturen nicht ausbeuten, andererseits aber haben sie bei Krisen deren Folgen allein zu tragen. Die geringe Produktionskraft macht jede Konkurrenz unmöglich, verzehrt ihr ganzes disponibles Kapital und benimmt ihnen jede Möglichkeit, sich zu entwickeln, sich den Gewinn anzueignen und sich den Schwankungen des Marktes anzupassen. Der Eigentümer braucht ja natürlich den Profit mit niemand zu teilen,[80] aber das gilt doch nur in der Theorie; praktisch hat er überhaupt nichts zu teilen, denn die Sklavenwirtschaft verschlingt den gesamten Gewinn. Wo es Sklaven gibt, ist Kapital eine seltene Ware, existieren keine Industrien; dafür blühen Verschwendung und Schuldenmachen sowie geschäftlicher Schlendrian, die großen Vermögen verschwinden, und großzügige Handelsunternehmungen geraten in Verruf. Die Sklaverei setzt ihren antikapitalistischen Charakter mit Gewalt durch, die Folge davon ist die Zerstreuung des Reichtums und die Verminderung des Profits.[81]

Das Pekulium hätte für die Sklaven zu einem Akkumulationskern werden können; aber diese widerrufliche, von der Willkür des Herrn abhängige Gunst konnte ihnen nur mäßiges Vertrauen einflößen und sie nur wenig zum Sparen und zu produktiven Anlagen verlocken. Sie

wußten wohl, je reicher sie waren, um so mehr waren sie den Erpressungen ihres Herrn, ihrer Aufseher und der Verwalter ausgesetzt. Für sie gab es kein Morgen. Die einzigen Genüsse, die ihnen winkten, bot ihnen der flüchtige Augenblick. Die von ihrem Stande untrennbare Vogelfreiheit prägte ihnen alle Fehler einer gewinnlosen Produktion auf.

In Sklavenländern kann die Akkumulation der Kapitalien nur aus der Sparsamkeit, Intelligenz und dem Fleiß der Herren entspringen. Nun hat die Erfahrung gelehrt, daß industrielle Unternehmer und Arbeiter, die von der Anwendung durch das Kapital leben, im allgemeinen viel mehr zur Sparsamkeit neigen als Grundbesitzer, die von ihren Renten leben. Erst wenn Unternehmer und Arbeiter durch die Arbeit der eine seinen Profit gemacht, der andere seinen Arbeitslohn voll erhalten hat, geben sie ihn auf unproduktive Art aus. Aber auch in diesen Ausgaben geht der Unternehmer nicht von seiner gewohnten Umsicht und Sparsamkeit ab, zu der ihn sein Geschäft zwingt. Er sieht jeden Tag, was das Geld wert ist, er weiß, wieviel damit anzufangen ist, um es nutzbringend zu verwerten, er ist imstande, auch den kleinsten Profit Frucht bringen zu lassen, jeder Pfennig tut ihm weh, den er nicht als Kapital anlegen kann.

Das Gemälde, das wir von der Sklavenwirtschaft auf dem Latifundium entworfen haben, zeigt, daß die häusliche Produktion mit Sklavenarbeit, am rückständigsten in bezug auf Arbeitsteilung, das ganze Rohprodukt verschlingt, daß der ganze Latifundienbetrieb unerhört kostspielig ist und die Einnahmen die Ausgaben nur wenig überwiegen. Die Sklaven, sagt Columella, lassen durch ihre Fahrlässigkeit das Vieh krepieren, sie stehlen Saatkorn und Ernte und suchen den Interessen des Herrn auf jede mögliche Art zu schaden; sie sind mit einem Worte schlechte Ackerbauer.[82] Die Sklaverei zerstörte also das gesamte Kapital, das der Produktion von Tauschwerten hätte dienen können. Auch das Kolonat brachte darin keine Besserung; die Kolonen zahlten in Naturalien, folglich konnten die Grundbesitzer keine Kapitalien sammeln.

All das beweist zur Genüge, daß die Großgrundbesitzer keine Kapitalisten waren: das bezeugen uns auch die Briefe des jüngeren Plinius, der selbst Großgrundbesitzer war. Nichts deutet darauf hin, daß er große Kapitalien besaß; er beklagt sich selbst über die Spärlichkeit seiner Geldmittel.[83] „Sunt quidem omnino nobis modicae facultates, dignitas sumptuosa, reditus propter conditionem agellorum nescio minor an incertior — im ganzen ist mein Vermögen gering, meine Würden kosten mich großen Aufwand und meine Einkünfte sind wegen der Beschaffenheit des Bodens ebenso klein wie unsicher." Hätte man selbst Catos Vorschriften befolgt und die Sklaven schlechter behandelt als Vieh und Pflug, die doch wenigstens an Festtagen ausruhen können, während man den Sklaven anderweitig beschäftigen kann (er soll ja nur arbeiten und schlafen), man hätte es doch nicht erreicht, den Ertrag der Sklavenarbeit höher zu schrauben und die Vermögen durch große Gewinne zu vermehren. Das Altertum hat Millionen von Menschen ohne den geringsten Vorteil für die kapitalistische Akkumulation dahingeopfert.

Die Angaben des Plinius setzen uns instand, auf einen anderen Zug des römischen Wirtschaftslebens hinzuweisen, nämlich die Bedeutung, die man im Altertum dem Besitz von Bargeld zumaß. Die Römer sahen die Grundlage des Wertes nicht in der Ursprungsform des Produktes, sondern in der Endform, die das Ende und Ziel des Produktionsprozesses darstellt, das heißt also nicht im Produkt an sich, sondern in dem Geldquantum, für das das Produkt eingetauscht werden kann, und sie sahen den Wert nur in der Gestalt des Geldes. Deshalb sind auch in der Rechtssprache Wert und Geldwert völlig gleichbedeutend.[84] Im Geld verkörperte sich ihre Anschauung vom Kapital; dieses erschien ihnen als eine Menge gesparter Tauschgüter, nicht als Produktionsmittel. Man hat daher mit Recht behauptet, daß dem Altertum der Begriff des produktiven Kapitals völlig unbekannt war.[85] Zum Unterschied von der heutigen Zeit, wo das Kapital nicht mehr Werte für bloßen Tausch, son-

dern Werte für die Produktion darstellt, wo das Geld das Zirkulationsmittel ist, das die Produktionsmittel kauft und dadurch selbst zum Produktionsmittel wird, blieb das Geld im alten Rom in der Hauptsache unproduktiv und wurde nur unter dem Gesichtswinkel des Tauschmittels betrachtet. Der Reichtum in Rom entstammte nicht der Arbeit des eigenen Volkes, sondern dem Kriege, der Ausbeutung fremder Produktion; daher schwammen die Römer im Gelde bis zum Halse, in einem breiten Strome von Edelmetall, in den sie sich mit fieberhafter Gier hineinstürzten. Das Geld war das Grundelement des ganzen römischen Wirtschaftslebens, aber es diente nur als Tauschmittel, nicht als Produktionsmittel.

Ein Vergleich mit der modernen kapitalistischen Wirtschaft wird uns diese Erkenntnis in ihrer vollen Bedeutung völlig klar machen. Heutzutage stellt das Geld einen geringen Teil nicht nur des gesellschaftlichen Reichtums, sondern auch der Ersparnisse dar. Geld ist nicht mehr das Kapital, sondern nur eine seiner Formen unter vielen, und nicht einmal eine der bedeutenderen. Die modernen Kapitalisten sind im Besitz einer bestimmten Menge produktiver Güter, die der weiteren Produktion dienen; sie verleihen Kapital zu produktiven Zwecken an Unternehmer, die produzieren wollen. Im Gegensatz dazu ist im Altertum Kapital gleichbedeutend mit Geld, es gibt nur Geld und Naturaldarlehen.[86] Die Kapitalien der reichen Römer waren weder durch Produktion erworben noch für die Produktion bestimmt; sie waren mit einem Worte keine Werte für die Produktion, sondern Massen von Metall, von Werten zu bloßem Tausch, die nicht wirtschaftlicher Produktion dienten. Heute dient das Geld zur Flüssigmachung der Kapitalien für die Produktion: in Rom dagegen erhielt man es auf unproduktive Weise, betrachtete es als Produkt der Kämpfe der Nation, als einen nationalen Wert, bestimmt für den Kauf von Landgütern.

Denken wir nur an die Worte sors (ursprünglich Los, Anteil, dann auch Geld, das gegen Zinsen ausgeliehen wird), caput (Kopf, Quelle, Kapital), pecunia (Geld).

Sie bezeichnen die Funktionen des Geldes ganz genau, aber nehmen sie je den Begriff eines Wertes zu Zwecken der Produktion an? Sors und caput werden ebensowohl für eine Summe Geldes, die gegen Zinsen ausgeliehen wird, gebraucht, wie für eine Quelle, aus der irgend etwas stammt: ihr ganzer Sinn beschränkt sich auf die spezielle Anwendung eines allgemeinen Begriffs; er bedeutet aber nie Akkumulation zu Zwecken der Produktion oder des Profits oder aus den Produkten vorhergegangener Arbeit akkumuliertes Gut. Stellt man das caput vivum (das lebendige Kapital) der pecunia otiosa (dem brachliegenden Geld) gegenüber, so immer nur in der Bedeutung: Kapital, das Zinsen bringt, aber nicht lebenspendendes Produktionskapital. Die Zinsen sind nicht die Frucht des Kapitals: der Charakter des Geldes ist nicht durch die Produktion bestimmt, es ist rein Konsumartikel, sein Gebrauch die Konsumtion von Werten. Das in Waren umgewandelte Geld diente als Konsumtionswert. Damit war es endgültig aufgebraucht, während es heute nur als Kapitalsvorschuß verausgabt wird.

Auch die Rechtssprache kennt den Begriff des Produktionskapitals nicht. Die Juristen sprechen von caput in des Wortes populärer Bedeutung und stellen den fructus (Früchten), dem Naturalertrag des Grundeigentums, die usurae, die Geldzinsen, an die Seite; ebenso betrachten sie die Arbeitsprodukte als fructus, das heißt als Ertrag des Grundeigentums durch Vermittlung der Sklavenarbeit. Das Recht spiegelt uns eine Sozialökonomie wider, deren Mutter und Amme die Erde ist.

Achtes Kapitel.

Die Wirtschaftsverfassung.

Italiens Geschichte beginnt mit einer Wirtschaftsform, der das Kapital fremd ist: die Erde ist unteilbares Gemeineigentum der Gentes, der Geschlechtsverbände, die durch Blutsbande vereint und in patriarchalischer Weise organisiert sind. Der Ausdruck Eigentum paßt eigentlich nicht für diese Wirtschaftsform, denn wir verbinden gewöhnlich mit diesem Worte die Vorstellung einer kapitalistischen Kraft, die imstande ist, ein Gut auszubeuten, gegenüber anderen, weniger begünstigten Wirtschaften. Diese Bedeutung fehlt dem Begriff des Gemeineigentums in den Zeiten, wo die Hauswirtschaft herrscht. Die Tatsache, daß die Erde unteilbares Eigentum des Dorfes oder des Gentilverbandes ist, macht es dem einzelnen unmöglich, eine wirtschaftliche Vormachtstellung und Unabhängigkeit zu erringen, und selbst eine ganze Gruppe kann die andere nicht unterdrücken; denn die Einzelindividuen wie die Gruppen arbeiten nicht, um Güter zum Verkauf zu produzieren, sondern Dinge zum Konsum, notwendige Lebensmittel, deren die Gruppe selber bedarf.

Später lösen sich die Geschlechtsverbände auf; die Gens läßt die Familie aus ihrem Schoße hervorgehen, die Erde wird geteilt, das Eigentum im heutigen Sinne, das Privateigentum bildet sich, verschieden im Ertrag, und die Produktion findet ihre Grenzen nur in der beschränkten Ausdehnung des Bodens, nicht der Bedürfnisse: das gibt den Anstoß zum Leihen und Tauschen, das heißt zur Verwendung von Gütern, die bislang zum Konsum bestimmt waren, zu produktiven Zwecken. Das bedeutet die Bildung mobilen Kapitals durch die Akkumulation und den Austausch ländlicher Produkte gegen auswärtige. Der Überschuß über das zur Deckung der persönlichen Bedürfnisse Notwendige wird in die Stadt gesandt, wo verschiedene Gewerbe ausgeübt werden; in ihr bildet sich dann das

mobile Kapital durch die freie qualifizierte Arbeit. Die Landwirtschaft wird in diesem Stadium durch Einrichtungen einer noch recht milden Sklaverei unterstützt und gefestigt, die einen Ertrag für den Herrn abwirft, einen Ertrag, der weder unter den Begriff der Grundrente noch des Kapitalprofits fällt, sondern eine Summe mannigfacher Güter darstellt, die dem Oberhaupt des Hauses gehört, vermehrt um gelegentliche Einkünfte aus seiner und der Familie Arbeit. Dieses Einkommen verdankt er vornehmlich seinem Besitz an Boden, Menschen und Produktionsmitteln, es bildet eine Art natürlicher Rente.

Wird ein Teil der Produkte der Hauswirtschaft gegen Waren oder Geld verkauft, so läßt das ihren Charakter so lange unverändert, als dieser Tauschverkehr nicht für ihre Existenz notwendig ist, sondern nur zum Erwerb einiger unerläßlicher Objekte dient. Durch diesen Austausch und diesen Handel kommt kein Kapitalprofit zustande; der sich daraus ergebende Vorteil ist immer nur ein natürlicher, da der Hausvater Güter kauft, die für ihn größeren Gebrauchswert haben als die, die er dafür hingibt.

Darin besteht der ganze Mechanismus der alten italischen und römischen Wirtschaft, die im Grunde bäuerlich, doch schon die Vorteile einer werdenden Stadtwirtschaft damit vereinte. Italien, sagt Strabo, ist das Land der Städte, und tatsächlich bestanden sie in großer Zahl an den Küsten, den Flüssen und im Innern. Die ackerbautreibenden Italiker wohnten aus Sicherheitsrücksichten nicht bei ihren Äckern, sondern sie lebten zusammen in vici (Weilern) unter dem Schutze einer Burg oder auf den Bergen, in von der Natur befestigten Plätzen; diese nahmen allmählich städtischen Charakter an, ihre Wirtschaft machte sich den Austausch und die Arbeitsteilung zunutze, zwei unausbleibliche Folgeerscheinungen, wo Familien dicht beieinander wohnen. Die Differenzierung der Tätigkeiten und Fertigkeiten findet hier eine ausreichende Vergütung. In diesen Vici gab es Wirtschaften, die über einen Mehrertrag der agrikolen Produktion zu verfügen hatten, und Familien, die sich ganz der Ausübung eines

Gewerbes hingeben konnten. Im Schoße dieser lokalen Gruppen bildete sich ein Grundadel, der eine spezialisierte gewerbliche Produktion begünstigte; ihre Erzeugnisse waren geschätzter als die Naturprodukte, an denen selbst die einfachsten Bauernwirtschaften Überfluß hatten.

In der italischen, das heißt der etruskischen, umbrischen, samnitischen, sizilischen usw. Kultur erlangten die Städte eine große Bedeutung, sie wurden zur Grundlage der politischen Organisation. Wir können die Rolle verstehen, die sie im Wirtschaftsleben durch ihre freien Arbeiter, ihre periodischen Märkte, den Austausch der gewerblichen gegen Naturprodukte und gegen Geld spielten. Diese gegenseitige Abhängigkeit von Stadt und Land finden wir wieder in der Servianischen Verfassung betont. Der kleine Römerstaat besteht hier aus einer überwiegenden Masse freier Bauern, die die Produktivität der letzten Klasse, der Handwerker unterhalten, das heißt einer Minderheit von ebenfalls freien Leuten, die, mögen sie auch ein kleines Grundstück bebauen, daneben ein Gewerbe ausüben.

Je mehr die Macht der Römer auf der Halbinsel wuchs, desto schleuniger vollzog sich der Zusammenschluß der ursprünglich getrennten wirtschaftlichen Einheiten zu größeren Aggregaten und desto mehr wurden die Städte zu Zentren des Wirtschaftslebens. Stadt und Land verknüpften unzerreißbare Bande, sie ergänzten sich gegenseitig. Die Landleute brachten die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Hausfleißes in die Stadt auf die Wochenmärkte und tauschten sie gegen die Industrieprodukte der Stadtarbeit aus; auch wer in der Einsamkeit der Berge, in kleinen, noch nicht organisierten Flecken unter der Oberhoheit der feudalen Patriarchen lebte, besuchte diese Märkte.[1] Die einen wie die anderen tauschten ihr Korn, ihren Wein und ihr Fleisch gegen industrielle Waren ein und versorgten so die städtischen Arbeiterklassen: die beiden Produzenten standen in direktem Verkehr miteinander. Es gab noch keine berufsmäßigen Händler, die den einzelnen Wirtschaften ihre Überschüsse abkauften, um sie anderweitig an den Mann zu bringen, keinen Kaufmann, der einen wirklichen Kapitalprofit er-

zielte; es konnte ihn nicht geben, weil seine Stelle durch den großen Grundherrn besetzt war;[2] dieser verfügte über starke Getreidevorräte und tauschte sie direkt gegen Industrieprodukte, Luxuswaren aus, die griechische Händler nach Italien brachten, um Korn einzuhandeln für Länder, in denen die lokale Produktion nicht zur Ernährung der Bevölkerung ausreichte.[3] Nur die Adligen konnten mit fremden Kaufleuten in Handelsbeziehungen treten und so einen Absatz für ihre Überschüsse an Feldfrüchten finden. Deshalb gab es in Rom keine Kaufmannsklasse, daher auch das Bestreben der Patrizierhäuser, ihren Grundbesitz zu vergrößern; denn das sicherte ihnen das Einkommen großer Kornvorräte, für die sie Gold und ausländische Waren bekamen.[4] Aber diese reichen Patrizier kann man keineswegs als Kaufleute bezeichnen, denn beim Austausch ihrer Wirtschaftsprodukte wußten sie nie gewiß, ob sie dabei gewannen oder verloren, noch konnten sie den Umsatz ihrer Geschäfte irgendwie angeben: vielleicht bewerteten sie das Produkt ihres Bodens nach der hineingesteckten Arbeit, aber der Wert der eingetauschten Waren war ihnen vollkommen unbekannt, und wenn sie ihn kannten, so konnte er infolge der schwachen Entwicklung des Handels und der Konkurrenz nicht als Austauschbasis dienen. Daher gaben sie für Luxusgegenstände, die der einheimische Markt nicht führte, dem Händler oft das Fünf- und Zehnfache seines Wertes an Bodenprodukten, denn für sie kam nur die Stärke ihres Verlangens in Betracht. Ihre Wirtschaft litt bei diesem Tausch keinen Schaden, da sie ja nur einen kleinen Teil ihrer Gesamteinkünfte darangaben.

Gerade diese Art des Austausches machte die Erde, den Grundbesitz zur Achse, um die sich das gesamte Wirtschaftsleben drehte. Der Reichtum entstammte dem Boden und kehrte zu ihm zurück, während im Mittelalter die freie qualifizierte Arbeit diese Achse bildete. Deshalb blieb auch, selbst als sich die Stadtwirtschaft Bahn brach und die Einzelwirtschaften sich zu einem nationalen Ganzen vereinigten, die industrielle Entwicklung rudimentär, die produktive Arbeit blieb juristisch ohne Anerkennung. Das

erscheint uns auch sehr klar, wenn wir den Begriff des Eigentums im germanischen und römischen Recht miteinander vergleichen. Nach germanischem heißt es: wer sät, soll Eigentümer des Ertrags sein; anders im römischen. Auch macht man, da der Begriff der produktiven Arbeit fehlt, keinen Unterschied zwischen dem Darlehen an einen Handwerker als Betriebskapital und dem an einen Bauer, der Mißernte gehabt hat oder nicht säen konnte, als Lebensunterhalt. Das erste ist für die Produktion bestimmt, der Schuldner kann durch Erhöhung seiner Einkünfte Zinsen zahlen und das geliehene Kapital zurückerstatten, während der Bauer diese Summe für den eigenen Konsum braucht, sich also in ganz anderen Verhältnissen befindet.

Die ganze Entwicklung arbeitet auf eine Entfaltung der Stadtwirtschaft und des Handwerkes hin, und das war eine Folge der Vermehrung des Reichtums, der Bildung eines erheblichen mobilen Reichtums und der Entwicklung der Geldwirtschaft. Je größer der Teil der Gesamtproduktion war, der durch Vermittlung des Handels aus den Händen des Produzenten in die des Konsumenten überging, desto mehr gewann die Geldwirtschaft an Umfang. Sie hängt aufs engste zusammen mit der Entwicklung der Stadt zu einem wirtschaftlich einheitlichen Organismus; das Wachstum Roms und seiner Macht hielt gleichen Schritt mit der steigenden Verbreitung des Geldverkehrs, die wieder eine Zunahme der Tauschgeschäfte, der Spezialisierung der Gewerbe und der Arbeitsteilung voraussetzte.

Trotz alledem erreichte die Entwicklung der Stadtwirtschaft niemals eine derartige Höhe, daß sie die Hauswirtschaft hätte verdrängen und die vielen lebendigen Überbleibsel der Naturalwirtschaft hätte hinwegfegen können, um den Geldverkehr an ihre Stelle zu setzen. Dieser blieb selbst während der Blütezeit der Republik immer nur in die Städte gebannt. Beweis dafür ist die Tatsache, daß die Mietzinse in der Stadt mit Geld, auf dem Lande mit Naturalien bezahlt wurden. Es war üblich, und dieser Fall war auch allein in der juristischen Theorie vorge-

sehen, daß die Wohnungsmiete in Geld gezahlt werden mußte, während die in Naturalien gezahlte als rechtlich belanglos angesehen wurde und mit keinem Klagerecht versehen war.[5] Bei einem so beschränkten Tätigkeitsfeld konnte die Geldwirtschaft selbstverständlich nicht zu der überragenden Bedeutung gelangen, die ihr in der heutigen Zeit zukommt.

Ebenso wie neben der Stadt und der gewerblich organisierten Arbeit die Hauswirtschaft fortbestand, blieben neben der Geldwirtschaft noch die einfachsten, rohesten Formen der Naturalwirtschaft lebendig, zu denen man im Falle einer Krise oder in anderen Schwierigkeiten reumütig zurückkehrte; so flüchtet man in der heutigen Zeit, wo die Kreditwirtschaft sich übermäßig zu entfalten strebt, zur Geldwirtschaft, dem Ausgangspunkt unserer jetzigen Ökonomie, zurück, wenn Wolken den Börsenhimmel verdunkeln und der Kredit sich einschränkt. Mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen stand die Funktion des Geldes im alten Rom in vollem Einklang. Schon früh war man dazu gekommen, zur Vergleichung wirtschaftlicher Werte das Geld als Maßstab zu nehmen; da in den Städten die Warenzirkulation mittels des Geldes gang und gäbe geworden war, so war in den Prozeßgesetzen bestimmt, daß jede Schuld, mochte sie auch nicht in Geld aufgenommen sein, nach der Verurteilung in Geld umzuwandeln sei[6] und das sogar, wenn es sich um Dinge handelte, die sich, aus natürlichen oder rechtlichen Gründen, der Zirkulation entzogen. Alles wurde auf den Tauschwert des Geldes zurückgeführt, alles konnte nach Geldeswert abgeschätzt, alles gegen gemünztes Metall gekauft werden; infolge davon konnten sich die Besitzer von Geldreichtum schon frühzeitig dank ihrem Gelde von den Produzenten konsumierbarer Güter unabhängig machen. Das Geld stellte eine selbständige Macht dar; da alles um Geld feil war, hatte der Tauschwert das Übergewicht über den Gebrauchswert und bestimmte den Preis der Ware.[7] Deshalb hatten die Römer auch eine klare Anschauung von der Aufgabe des Geldes, wohl die klarste von allen ihren ökonomischen Anschauungen, grundverschieden von der,

die Rodbertus ihnen zuschreibt, wonach sie im Geld immer nur eine Ware gesehen hätten.[8] Er hält an dieser Ansicht fest, um die Funktion des Geldes im alten Rom mit seinen Anschauungen über die Einheitlichkeit der Produktion und der Oikenwirtschaft in Einklang zu bringen; für die ältesten Zeiten mag das Geltung gehabt haben, zugestanden, doch nicht mehr für die Republik, nachdem sich die Geldwirtschaft einmal durchgesetzt hat.

Wir haben bereits gesehen, daß Akkumulation von Geld noch lange nicht Akkumulation im kapitalistischen Sinne, das heißt Reproduktion bedeutet und daß Marx jener irrtümlichen Auffassung entgegentrat, die Geldwirtschaft und kapitalistische Wirtschaft verwechselte. Jetzt haben wir eine andere sehr treffende Bemerkung von Marx wiederzugeben, die sich gegen jene wendet, die Geld- und Kreditwirtschaft unterscheiden und diese zu einer besonderen, neuen Entwicklungsstufe der Wirtschaft stempeln wollen: „Die sogenannte Kreditwirtschaft ist selbst nur eine Form der Geldwirtschaft, soweit beide Bezeichnungen Verkehrsfunktionen oder Verkehrsweisen zwischen den Produzenten selbst ausdrücken. In der entwickelten kapitalistischen Produktion erscheint die Geldwirtschaft nur noch als Grundlage der Kreditwirtschaft. Geldwirtschaft und Kreditwirtschaft entsprechen so nur verschiedenen Entwicklungsstufen der kapitalistischen Produktion, sind aber keineswegs verschiedene selbständige Verkehrsformen gegenüber der Naturalwirtschaft. Mit demselben Rechte könnte man die sehr verschiedenen Formen der Naturalwirtschaft als gleichwertig jenen beiden gegenüberstellen."[9]

Das allein genügt schon, die Entwicklung des Kredits bei den Römern, die Vollendung ihres Schuldrechts und ihre wahrscheinliche Bekanntschaft mit vielen kommerziellen Einrichtungen zu verstehen und zu erklären, die manche als allermodernste Errungenschaften der hohen Entwicklung unseres Kreditwesens zuschreiben. Alle der Kreditwirtschaft eigentümlichen Rechtsformen fanden auch schon in der Römerzeit ihr Gegenstück. So kann man annehmen, daß schon zu Ciceros Zeiten die permutatio die Stelle des heutigen Wechsels vertrat,[10] daß die alten

Römer Inhaber- und Orderpapiere, Report- und Termingeschäfte,[11] die Seeversicherung, Depositengeschäfte (das depositum irregulare), Aktien- und Kommanditgesellschaften kannten und daß die Bankgeschäfte zu großer Bedeutung gelangt waren.[12] Alles, was mit der Zirkulation der Kapitalien zusammenhängt, war hoch entwickelt: in der Ausübung des Geld- und Kredithandels hatte die Praxis bei den Griechen eine große Menge Auskunftsmittel entlehnt und sie in das veraltete, zu eng gewordene jus quiritium, das Recht der römischen Bürger, aufgenommen, wo die Rechtswissenschaft sie bald ihren strengen Normen unterwarf und in ein wohlgeordnetes System brachte; schon zu Ciceros und Augustus' Zeiten suchte man den wirtschaftlichen Handlungen des täglichen Lebens juristische Bedeutung zu verleihen und sich so gegen das alte System zu wenden (vergl. S. 22 ff.), das nur die juristische Verbindlichkeit formell abgeschlossener Rechtsgeschäfte anerkannte. Aus diesem Bestreben leiten sich die Bestimmungen ab über die Rückforderungsrechte bei nicht rechtmäßiger Bereicherung (condictio ob iniustam causam), über den Konsensualkontrakt, die Besitztitel, die Rechtsgründe der Ersitzung; daher nimmt auch der Gedanke seinen Ursprung, ohne Wahrung der traditionellen Formen geschlossenen Vereinbarungen den Wert juristischer Akte zu geben. Der Begriff der Obligation erfuhr in den letzten Tagen der Republik unstreitig eine sehr bedeutende Erweiterung. Vielen Akten, die bis dahin nur moralischen Wert gehabt, konnte jetzt die Rechtswissenschaft, gestützt auf die Praxis der Prätoren, der Gerichtsherren, juristischen Wert und richterliche Sanktion verleihen. Selbst noch unter dem Kaisertum machte sich dies Bestreben geltend. Der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Recht springt in die Augen. Früher betraf das Recht nur materielle Dinge; jetzt wurde der Wille des Menschen zum Hauptelement des Rechtes.[13]

Trotz diesem Fortschritt konnte sich das Prinzip der Vertretung — ein überaus wichtiges Prinzip, besonders was den Kredit anbelangt, der die Seele des Handels bildet — nur unvollkommen und erst sehr spät Geltung

verschaffen. Es bedeutete wirklich eine wesentliche Einschränkung des Kredits, dessen sich der Mandant (Auftraggeber) persönlich erfreuen mochte, daß, wer mit seinem Mandatar (Bevollmächtigten) Geschäfte abschloß, nur diesen haftbar machen konnte. Eine andere charakteristische Beschränkung war die Unübertragbarkeit von Forderungsrechten außer an die Erben. Heutzutage, wo das mobile Vermögen einen unglaublichen Aufschwung genommen hat, verfügt man über Forderungen wie über Grund und Boden. Die Römer kannten nur die delegatio, die Schuldüberweisung; diese aber tilgte das ursprüngliche Forderungsrecht und schuf ein neues. Dadurch wurde aber dieser Vorgang für das kaufmännische Leben zwecklos; denn er setzte das Einverständnis des zedierten Schuldners voraus, während zugleich die dem alten Schuldverhältnis eventuell anhaftenden Nebenrechte (Pfandrechte, Bürgschaften usw.) erloschen. Erlaubt war ferner das Mandat in rem suam, das heißt der Gläubiger, der ja seine Forderungsrechte nicht zedieren konnte, durfte seine Klagebefugnis abtreten, oder genauer, er gab dem Übernehmer Vollmacht, vor Gericht an seiner Stelle auftreten zu dürfen, und entband ihn der Rechnungslegung. Dieses Auskunftsmittel war aber voller Unzuträglichkeiten, da es erforderte, daß der Schuldübernehmer die rechtliche Fähigkeit besaß, einen anderen vor Gericht zu vertreten. Solange nun der Zessionär noch nicht gegen den debitor cessus, den Schuldner, die Klage anhängig gemacht hatte — und das konnte er nicht vor dem Verfallstag —, war sein Recht durch die Ursachen, die ein Erlöschen des Mandats zur Folge hatten, gefährdet, das heißt durch den Tod des Mandanten, des Auftraggebers, oder des Mandatars, des bevollmächtigten Stellvertreters, und die revocatio, den Widerruf. Die Schuldforderung blieb dann weiter dem Zedenten, der sie einfordern und die Zahlung annehmen konnte, unbeschadet der Verantwortlichkeit gegenüber dem Zessionär.

Es gab in Rom Banken und Bankiers, Geldwechsler und vielleicht auch Organisatoren großer Finanzunternehmungen;[14] und doch war ihnen die Diskontierung

innerhalb gewisser Zeit fälliger Wechsel unbekannt, Wechsel, die wie bares Geld zirkulierten; diese Erfindung hat dem modernen Kreditwesen und Handel einen ungeahnten Aufschwung gegeben. Untersuchen wir die Operationen der argentarii, soweit uns durch genauere Quellenangaben wirkliche Tatsachen darüber bekannt sind, so müssen wir es für eine offensichtliche Übertreibung erklären, wenn man sie mit den heutigen Bankiers,[15] den Finanzkönigen, die in den modernen Staaten eine verborgene, aber um so mächtigere Herrschaft ausüben, und ihre mensae, die Wechseltische, mit den riesigen Bankhäusern unserer Zeiten vergleicht, wo ungeheure Kapitalien Industrie, Handel, kurz das gesamte Wirtschaftsleben eines Landes regieren.

Über die römischen Bankiers und ihre Geschäfte wissen wir jedoch Tatsächliches nur sehr wenig; die juristischen Quellen lassen uns fast vollkommen im Stiche, auch die Papyri vermögen kein neues Licht in die Sache zu werfen.[16] Das wenige, was wir wissen, berechtigt uns nicht dazu, argentarii und Bankiers auf eine Stufe zu stellen, und beweist uns gleichzeitig, eine wie bescheidene Rolle die Bankiers im Altertum spielten. Vor allem scheint sich ihr Geschäft noch nicht von dem der Juweliere und Geldwechsler abgezweigt zu haben, die Depots übernahmen und Conti eröffneten. Ihre ursprüngliche und Hauptbeschäftigung blieb das Wechseln ausländischen Geldes, dessen Kurs sie nach Belieben festsetzten. Später vereinten sie in ihrer Hand alles, was de quaerenda, collocanda, utenda pecunia (mit dem Erwerb, der Anlage und der Verwendung von Geld) zu tun hatte, an sie wandte sich, wer Darlehen gegen Pfand brauchte, wer Geld anlegen, aufbewahren und Zinsen daraus ziehen, wer Schulden diskontieren oder einem Dritten Zahlungen leisten wollte. Wir kennen kaum die Namen ihrer Geschäfte, und was ihre Haussespekulationen,[17] ihre Börsenmanipulationen in Getreide, ihre aleatorischen Verträge — deren Erfüllung vom Zufall, von der force majeure abhängig ist —, ihre Spardepots mit festen Zinsen, ihre Virementgeschäfte: das Überweisen einer Schuldpost an Dritte usw. anbe-

langt, so gibt Mitteis zu, daß die Anschauungen darüber zum größten Teil nur auf Analogieschlüssen nach dem, was wir über die griechischen Trapeziten wissen, beruhen, da die Angaben der lateinischen Klassiker und die juristischen Texte keine sicheren Schlüsse erlauben. Sicher feststellen konnte er nur sehr bescheidene Verrichtungen, die den römischen Bankiers eine viel tiefere Stufe gegenüber den modernen anweisen. Vor allem spielten sie die Makler auf dem römischen Geldmarkt;[18] in dieser Eigenschaft spielten sie die Zwischenhändler bei Abschlüssen von Leihgeschäften, bei wichtigen Zahlungen, überall, wo bedeutende Summen den Besitzer wechselten. Es war im Altertum üblich, Verträge vor den Bankiers, als öffentlichen Beamten, abzuschließen,[19] so, wie man heute zum Notar geht. Es sollte das, wie es scheint, der Münzfälschung in Qualität und Ware entgegenarbeiten, da Geld in unendlich vielen Prägungen existierte und gern gefälscht und vergoldet wurde, und den Kontrahenten Sicherheit bieten. Ihre zweite Aufgabe bestand darin, fremdes Geld aufzubewahren. Die Reichen hatten ihre Bankdepots und leisteten ihre großen Zahlungen durch Anweisungen darauf, eine um so notwendigere Einrichtung, als nur Metallgeld zirkulierte und die Münzprägung schlecht war. Dann war es gefährlich, viel Geld im Hause zu haben und es Diebstählen auszusetzen, zu denen das Hauspersonal immer gern bereit war. Da deponierten sie ihr Geld lieber bei einem Bankier, der auf Wunsch seines Kunden Zahlung leistete oder gelegentlich seinen Geschäftsfreunden den Auftrag gab, für seinen Klienten zu zahlen, genau wie es heutzutage mit den Kontokorrents und den Schecks der Fall ist.[20] Auch heutzutage befassen sich ja viele Bankiers mit derartigen Geschäftchen, aber wie viele andere bedeutendere tun es nicht?

Doch was es auch mit den Geschäften der argentarii für eine Bewandtnis haben mag, das ist vollkommen gleichgültig für unsere Angaben über das Bestehen einer Kreditwirtschaft als einer Erscheinungsform der Geldwirtschaft. Rom brauchte Hilfsinstitutionen für seinen Handel, wie Griechen und Juden sie anwandten, und übernahm sie von ihnen für die Zirkulation seiner Reich-

tümer. Das zu leugnen, wie es Bücher und Rodbertus getan, heißt seine Augen den Tatsachen verschließen, während es wieder eine Übertreibung im entgegengesetzten Sinne bedeutet, sich das römische Leben von einem Kapitalismus beherrscht zu denken, der alle älteren Produktionsformen vollständig unterdrückte.

Mit der Entwicklung der Geldwirtschaft verschwanden die übrigen, rudimentären Produktionsformen keineswegs; sie blieben am Leben, und je weiter man sich von Rom, den Städten und den Küsten entfernte, um so mehr gewannen sie an Kraft und Bedeutung. Die Kultur des alten Europa war eine Küstenkultur, wie seine Geschichte eine Geschichte der Seestädte ist. Infolgedessen herrschte im Innern des Landes, das abgeschlossen von allen Verkehrsverbindungen keine Möglichkeit bot, einheimische Produkte gegen ausländische einzutauschen, die Naturalwirtschaft übermächtig über die Geldwirtschaft. Das bezeugt uns auch die Organisation des Steuerwesens. Warum bezahlten denn eigentlich die Römer keine direkten Steuern mehr von dem Augenblick an, wo die Republik die Eroberung der Welt begann, vom Triumph über Perseus (168 vor Christi Geburt) bis zum Konsulat von Hirtius und Pansa (43 vor Christi Geburt)? Warum kam man in den Provinzen nicht davon ab, Naturalleistungen zu erheben und persönliche Dienste zu fordern? Man kann leicht über diese Dinge ins klare kommen, wenn man nur bedenkt, daß die drei großen Einnahmequellen des Staates, die Domanialeinkünfte, die Regalien und die Zölle drei großen Produktionsfaktoren entsprechen: der Natur, der Arbeit und dem Kapital. Die Zölle bringen es nur dort zu einiger Bedeutung, wo das Kapital schon beträchtlich entwickelt ist. Ebenso sind aber auch Naturalabgaben und persönliche Dienste nicht zu umgehen auf Kulturstufen, wo die Naturalwirtschaft herrscht, und wo es ausgeschlossen ist, die Leistungen in Geldsteuern zu verwandeln: daher das Fehlschlagen aller Versuche, die das römische Kaisertum unternahm, die Steuern in Geld zu erheben; ein Punkt, auf den wieder Marx als erster hingewiesen hat.[21]

Und wie man Steuern in natura bezahlt, so erhalten auch die Soldaten ihren Lohn in Naturalien,[22] in Heu, Getreide und anderem,[23] sie bekommen Grundstücke verpachtet gegen die Verpflichtung, ihre Waffenbrüder zu unterhalten.[24] In ähnlicher Weise stellten in Athen, zur Zeit seiner höchsten Blüte, die Liturgien, freiwillige Naturalleistungen, die Haupteinnahmequelle des Staates dar, ein Ding der Unmöglichkeit in der heutigen Zeit, höchstens mit der Ausnahme von Asien.

Es konnte im Altertum auch gar nicht anders sein; die Reste der alten Naturalwirtschaft wirkten noch zu lebenskräftig in der Gesellschaft, wo die Latifundien nach dem feudalen System der Naturalleistungen und persönlichen Dienste verwaltet wurden, wo der Gegensatz zwischen dem einfachen Landleben, das nur auf die Befriedigung der nötigsten Bedürfnisse drang, und der nervenzerrüttenden Tätigkeit mancher Städte so kraß und schreiend zutage trat. Dort die gesunde Rauheit, die „Dörperheit" der sich selbst befriedigenden Domus; hier das mobile Spekulationskapital, das durch die städtische und ländliche Grundrente alles an sich reißt und alles, was über das unmittelbare Bedürfnis der Bevölkerung hinausgeht, dazu benutzt, ein plutokratisches Parasitendasein zu führen.

Übrigens findet man zu allen Zeiten ein Nebeneinanderbestehen verschiedener Wirtschaftsformen; daher sind alle Theorien falsch, die die Wirtschaftsgeschichte in große, streng geschiedene Epochen einteilen wollen.

Diese Mischung verschiedener Produktionsformen tritt uns im Altertum noch viel auffallender entgegen; wirtschaftliche Fortschritte drangen hier nicht gleichmäßig in alle Bevölkerungsschichten ein, und die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel schloß ganze große Gebiete voneinander ab. In abgelegenen Städten erhielten sich die alten Lebensgewohnheiten unendlich lange. Dem Altertum fehlte die Bevölkerungsdichte, die rasche Umwälzungen in der Landwirtschaft hervorzurufen vermag, und die Maschine, die auch in den fernsten Gegenden sogar die Hausindustrie revolutioniert. Daher der zähe Widerstand der ältesten Produktionsformen gegen die neuen, der Haus-

wirtschaft gegen den Kapitalismus. Und dieser war, wie wir gesehen, nicht von Bestand; er blieb an der Oberfläche der Dinge haften, ohne sie eigentlich zu durchsetzen, er übertünchte sie mit seinem glänzenden Anstrich, ohne ein lebensfähiges Organ ihrer selbst zu werden.

Manche Kundgebungen des antiken Wirtschaftslebens tragen das Gesicht des Kapitalismus, aber ihr innerster Kern ist wesentlich anderer Art.

Wir haben ja tatsächlich gesehen, daß die freien Bauern und Handwerker Besitzer ihrer Produktionsmittel, ihres Werkzeuges sind, daß in der Industrie eine intensive Form der Arbeit herrscht, daß die Arbeit das Kapital beherrscht, daß es viel Arbeit und nur wenig Produzenten gibt, daß die Konkurrenz unbekannt ist, da ja allen nur dieselben Werkzeuge zur Verfügung stehen, und daß sich die Produktionsfähigkeit nie steigert, sondern ständig auf demselben Niveau stehen bleibt. Wohl erkennen wir eine Stadtwirtschaft mit der Tätigkeit freier Handwerker an, aber wir hüten uns, mit Meyer zu sagen: die Städte waren Sitz einer tätigen, arbeitsamen, gewinnlüsternen Bourgeoisie, Zentren eines industriellen Lebens, das seinen Einfluß über das ganze umliegende Land ausstrahlte. Die in der Stadt herrschende Klasse waren die Grundbesitzer, die im wesentlichen landwirtschaftliche Interessen hatten. Sie lebten in der Hauptsache von den Produkten ihres Bodens und ihrer Hauswirtschaft, verwalteten ihre in der Umgebung des Gemeindegebiets gelegenen Güter und kehrten mit Einbruch des Winters in die Stadt zurück. Wohnten sie auch in der Stadt, ihr Wirtschaftsleben spielte sich auf dem rus, dem Lande, der villa, dem Gute ab, dort entfalteten sie ihre eigentliche Tätigkeit; den größten Teil des Jahres lebten sie fern von der Stadt und überließen sie den Kaufleuten und Handwerkern, bei denen sie nur vorsprachen, wenn die Produktion der Familie nicht ausreichte, alle Lücken auszufüllen.

An der schwachen Entwicklung des städtischen Lebens im Altertum ist vor allem die Bedürfnislosigkeit, die Armut, das geringe Absorptionsvermögen der Alten für In-

dustrieprodukte und die Existenz der Privatwirtschaften schuld, die selbst bei geringem Reichtum Nahrungsmittel und Kleidung für die Familie produzierten. Diese Schwäche des städtischen Lebens gewährte ihrerseits wieder den Hauswirtschaften einen starken Rückhalt und ließ ihnen das Bedürfnis nach einem starken Tauschverkehr weniger zum Bewußtsein kommen.

Daß es keine industrielle Bourgeoisie gegeben hat, daß die Städte keine reichen Industriezentren gewesen sind — verbunden untereinander und mit allen Teilen des Reiches durch einen ständigen wirtschaftlichen Verkehr und dadurch zu einer großen Volkswirtschaft zusammengeschweißt —, das erhellt schon aus dem ganzen Bild, das das römische Leben bietet, und aus der Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung: Großgrundbesitzer, umgeben von ihren Sklaven und Klienten; ein Haufen schmarotzender Proletarier und schließlich eine kleine Gruppe von Handwerkern und Kaufleuten, Ärzten, Rednern, Priestern und Staatsbeamten. Der städtischen Plebs fehlte jegliche Kaufkraft, deren Antrieb Handel und Industrie hätte befruchten können. Städte wie Alexandria in Ägypten, die einen starken Ausfuhrhandel betrieben und selbst den Kranken Arbeit gaben, waren eine seltene Ausnahme: sie lagen an den Mittelmeerküsten, an den großen Heerstraßen der Kultur. In allen anderen vegetierten die Kleinbürger in stumpfem Nichtstun, zufrieden mit den Früchten ihres Feldes, ihres Hausfleißes und des Austausches heimischer Produkte, so daß die lokale oder wenigstens die provinziale Produktion die herrschende war. Das antike Land- und Kleinstadtleben wird am besten illustriert durch die Worte simplicitas (Einfachheit) und rusticitas (Bauernart), mit denen die Schriftsteller die Bevölkerung fern von Rom und den größeren Städten charakterisierten. Diese zwei Worte fassen kurz die ganze Anspruchslosigkeit der überwiegenden Masse der Bevölkerung zusammen, die von der Landwirtschaft — der Mutter des ganzen Wirtschaftslebens dieser Zeit — lebt, ihren geringen Bedarf mit den einfachsten Mitteln, vor allem ihres Hausfleißes deckt. Die industrielle Arbeit spielt in dieser

Gesellschaft eine ganz nebensächliche Rolle, der Handel schon eine bedeutendere: gerade das Gegenteil von dem, was heute gilt. Die Nachfrage nach Arbeit ist schwach, daher die geringe Entwicklung der Arbeit in der Stadt, der Pauperismus, das legalisierte Bettlertum und der besondere Charakter der sozialen Frage im Altertum. Wenn die Arbeit verachtet war, wenn die Vorurteile der Griechen gegen wirtschaftliche oder genauer industrielle Tätigkeit — sie galt als ehrlos, eines freien Mannes unwürdig und nur Sklaven angemessen — sogar in Rom herrschten, wenn die Juristen die entlohnten Arbeiten nicht zu den freien Tätigkeiten rechneten und bei dem Arbeiter schon von vornherein Unehrlichkeit als normal voraussetzten, so war das die Folge der geringen Bedeutung, die man der Arbeit beimaß, und der schwachen Nachfrage nach Industrieprodukten.

Der Charakter des antiken Wirtschaftslebens liegt in folgenden zwei Tatsachen: den Juristen fehlt der Begriff des Kapitals, als selbständiger Quelle von Gütern, als Produktionsfaktors; es fehlt jede rechtliche Bestimmung über die freie Arbeit. Dem entspricht schon in den alten Sprachen das Fehlen eines Wortes, das genau den Ausdruck Arbeit wiedergibt. Schuld daran ist, daß die antiken Völker nicht dahin gelangten, einen Ausdruck für die menschliche Tätigkeit zu finden, der ihre verschiedenen Seiten zusammenfaßt, ebenso die Ermüdung und die Mühe wie den Stolz, die der moderne Begriff der Arbeit umfaßt. Heute bezeichnet dasselbe Wort die Tätigkeit des Gelehrten und des Bauern, des Künstlers und des groben Handwerkers, dessen, der die Hand nach dem Höchsten ausstreckt, wie dessen, der im Schweiße seines Angesichtes für sein täglich Brot fronden muß. Dem Altertum war das Wort unbekannt, denn die industrielle Arbeit war ihm nicht wie in der heutigen Zeit die Grundlage allen Seins.[25]

Ein letzter Beweis für den von der Neuzeit abweichenden Charakter des antiken Wirtschaftslebens ist in dem Fehlen des staatlichen Kredits zu sehen. Trotz seiner Allgewalt hat der antike Staat keinen Kredit und kann keine

Geschäfte irgendwelcher Art machen, er kann zum Beispiel keine Anleihen aufnehmen, die im Budget der italienischen Republiken, der deutschen Städte und der modernen Staaten eine so große Rolle spielen. Ist die Bedrängnis groß, fällt er entweder Wucherern zum Opfer oder er muß Staatsland verkaufen, die Bildsäulen und Ornamente von den Tempeln, den Bädern und öffentlichen Gebäuden herunterreißen und zu Geld machen. Denn weder er noch seine Bürger verfügen über Geldvorräte, wie sie der moderne Kapitalismus in reichstem Maße schafft.

Neuntes Kapitel.

Der wirtschaftliche Zusammenbruch.

Wer den wahnsinnigen Luxus, die wahrhaft orientalische Üppigkeit Roms zur Kaiserzeit von Grund auf hätte studieren können, dem hätte die unheilbare Schwäche auffallen müssen, die Folge der Unproduktivität des gesamten staatlichen und privaten Wirtschaftslebens. Der Krieg war Mutter und Amme dieses unerhörten Reichtums, dieser trotzigen Macht, doch sie mußten elend zugrunde gehen, als die Milch seiner Brüste versiegte. Rom hatte es nicht nur nicht verstanden, die reiche Frucht seiner Räubereien, die die halbe Welt verwüstet hatten, in nutzbringendes Kapital zu verwandeln, es hatte sogar, unfreiwillig Gerechtigkeit übend, den eroberten Ländern ihren gestohlenen Reichtum durch einen ruinösen Handel zurückgegeben. Es hatte alle Schranken niedergerissen, um die Produktion fremder Völker seinem Luxusbedürfnis dienstbar zu machen, es hatte eine Schnellpost eingerichtet zur Beförderung all der kleinen, aber kostbaren Toilettartikel, der Parfüme, Salben, Seidenwaren, die köstlicher als Gold, und der Edelsteine, die Männer wie Frauen mit gleicher Gier verlangten. Tacitus spricht von den Geldmengen, die allein für Edelsteine ins Ausland wanderten;[1] die verschiedenen Religionen verbrauchten Unmengen kostbarster exotischer Waren für ihre Riten und Feierlichkeiten, die Medizin für ihre Zwecke, so daß der Handel mit Riesenverlusten abschloß.

Die Verschwendungssucht erreichte ihren Höhepunkt. Nicht nur die degenerierten Kaiser legten ihr Gold und Silber in Vasen, Statuen und Prunkbetten an, selbst ein Antoninus Pius schmückte seine Paläste mit Bildsäulen von lauterem Golde. Die Verschwendung hatte unmöglich erscheinende Grenzen angenommen, ein phantastischer Luxus verschleuderte in den sinnlosesten Ausgaben für Schwelgereien, Spiele mit wilden Tieren, Bauten und

Gastmähler die Reichtümer Roms.[2] Die Thronbesteigung eines jeden neuen Kaisers leerte den Staatsschatz und verschlang kolossale Summen. Was die Prätorianer kosteten, ist einfach kaum zu glauben: sie kosteten mehr als die Kriege. Septimius Severus warf ihnen zum Beispiel einmal 400 Millionen Sesterzen hin; das sind ungefähr 70 Millionen Mark nach unserem Gelde, wenn wir mit Dureau de la Malle voraussetzen, daß der damalige Metallwert dem heutigen entsprach, obzwar die zirkulierende Menge damals kleiner — die Hauptbedürfnisse der großen Bevölkerung waren ebenfalls geringer — und Handel und Gewerbe weniger entwickelt waren. Bei der Adoption des Älius Verus durch Hadrian wurden unter Heer und Volk 300 Millionen Sesterzen verteilt.[3] Septimius Severus hatte zum Grundsatz: „Macht die Soldaten reich, das andere braucht euch nicht zu kümmern,“[4] und Alexander Severus pflegte zu sagen: „Miles non timet nisi vestitus, armatus, calciatus et satur et habens aliquid in zonula — der Soldat ist nur gehorsam, wenn er mit Kleidern, Waffen und Schuhzeug versehen ist, genug zu essen und was im Beutel hat.“[5] Neben den Prätorianern war noch ein großes Hofgesinde, Myriaden schmarotzender Beamter und gieriger, feiler Höflinge zu erhalten. Auch der Verwaltungsapparat war unter den Kaisern sehr kostspielig geworden. Heer und Bureaukratie lasteten schwer auf dem Budget und erschöpften es völlig. Zwischen Frieden und Kriegszustand war kein Unterschied, denn die riesig anspruchsvollen Heere standen unausgesetzt unter Waffen, ähnlich wie in Frankreich unter Ludwig XIV. Sie versteigerten ihren Schutz meistbietend und verkauften sich dem, der sie am besten bezahlte. Wie die Historiker berichten, war man der Treue der Soldaten nur sicher, wenn man die Bereitwilligkeit, mit der sie dem neuen Kaiser zugejubelt, entsprechend honorierte; auch das Volk war angesteckt von dieser Krankheit, es war nicht mehr zufrieden mit Kornspenden, es schrie nach Gold.[6] Die Abgaben der Provinzen wurden durch unproduktive Ausgaben verschlungen, der Staat hatte bald mit ständigem Defizit zu kämpfen.

Und die Privatleute wollten Staat und Hof nicht nachstehen. Verschwendung bis zum Exzeß in Wohnung, Kleidung und Nahrung war die Losung aller reichen Häuser. Kostbare Hölzer und Edelmetalle genügten nicht mehr; das Elfenbein kam jetzt in Mode. Die Römer brauchten es in solchen Mengen, daß es hundert Jahre nach Augustus überhaupt nur mehr in Indien vorkam: unter Vespasian verwandte man sogar schon die Knochen der Elefanten zu Tischler- und Einlegearbeiten.[7] Manilius schrieb, die Triklinien, die Speisezimmer erinnerten an Tempel, so seien sie mit Gold überladen;[8] „das Gold," sagte Vopiscus, „mußte zum Einlegen und Weben herhalten; golden waren die Vasen und Becher; mit Gold war die Rüstung des Soldaten, mit Silber die Prunkwagen beschlagen."[9] Im Panegyrikus, dem Lobgesang auf Theodosius, wird mit Wehmut an die Zeiten erinnert, da man selbst die Ordnung der Jahreszeiten umstürzte; im Winter blühten Rosen auf der Tafel, im Sommer schmolz feuriger Falerner den Schnee in Gefäßen aus kostbarstem Gestein. „Die Welt wurde zu klein für die, so nur exotische Gerichte aßen; in den Provinzen wurden ganze Heere von Jägern aufgeboten, um die Tische der Reichen zu versorgen."

Auf so unproduktive Weise wurden die von Generationen aufgespeicherten Metallschätze rasch verschleudert, die Nachkommen gerieten in schwere Bedrängnis, mußten Schulden machen oder zu unlauteren Mittelchen ihre Zuflucht nehmen. Diese römischen Familien waren vor allem Großgrundbesitzer und hatten ein Riesengefolge von Sklaven und Klienten zu erhalten. Dann besaßen sie auch Villen und unproduktive Parks, sie konnten also ihren Geldreichtum nur auf anderem Wege erwerben, vorzüglich aber durch die Diebstähle und Gaunereien, die sie als Staatsbeamte und Steuerpächter begehen konnten.

Als aber die Periode der großen Eroberungen im Orient ein Ende nahm, da versiegten die Quellen, aus denen Rom so unendlichen Reichtum geschöpft. Unter dem Kaiserreich war die Kriegsbeute — die man zum Beispiel im Staatsschatz der Königin Zenobia in Palmyra fand[10]

— spärlich zu nennen im Vergleich zu dem, was die Mithridatischen Kriege, was die Eroberung Griechenlands und Ägyptens eingebracht hatten. Die reichen Länder waren längst ausgeplündert und ausgepreßt; die noch blieben, konnten höchstens Kleider und Teppiche, Pferde, Elefanten und wilde Tiere liefern, aber kein Gold. Bei den Germanen und Sarmaten war nichts zu holen, sie waren arm an Metallschätzen. Ihr ganzer Reichtum bestand in Fellen und Vieh.

Die Folgen dieser wahnsinnigen Verschwendung machten sich bald im Staatshaushalt wie im Privatleben bitter fühlbar. Beide brauchten Geld, um das verschleuderte Erbe zu ersetzen, dem Defizit zu steuern und die Lücken auszufüllen, welche die stets passive Handelsbilanz riß — aber es gab kein Geld. Italien exportierte nichts, außer vielleicht ein bißchen Öl, Wein und anderes, aber all das in so geringen Mengen, daß es der kostspieligen Einfuhr durchaus nicht die Wage halten konnte, auf die man nur mit der Ausfuhr von Gold und Silber antworten konnte. Ferner konnte man mit manchen Völkern nur gegen bar handeln; so nahmen die Araber zum Beispiel nur Geld im Austausch gegen ihre kostbaren Waren. Plinius schätzte, wie schon erwähnt (vgl. S. 196), die jährliche Goldausfuhr zu seiner Zeit auf mindestens 100 Millionen Sesterzen (zirka 20 Millionen Mark); aber in Wirklichkeit war sie weit höher. Er hielt sich an die niedrigste Schätzung, und diese umfaßte bloß jene Waren, die durchs Schwarze Meer aus Indien kamen; er sah ab von Palmyra (Syrien) und den anderen Ländern, aus denen Rom seine Waren bezog, um seine Bedürfnisse zu stillen und den Gaumen seiner dekadenten Bevölkerung zu kitzeln. Ammian Marcellin schreibt,[11] zu seiner Zeit habe der Luxus seinen gierigen Rachen aufgetan, in dem auch die größten Vermögen spurlos verschwänden. Und nicht nur der Orient stürzte den Handel in Schulden, nein, sogar die Völker des Nordens, die Felle und Sklaven in Rimini und anderen oberitalischen Märkten absetzten und, da sie keine dringenden Bedürfnisse zu befriedigen hatten, keine Waren im Austausch, sondern Geld verlangten. Alles in

allem floß also ein ständiger Strom von Edelmetall aus Rom nach der Peripherie; das Geld ging, um niemals wiederzukehren.

Staatshaushalt wie Privatwirtschaft arbeiteten also immerfort mit Defizit, die Krisen nahmen überhand, und Fiskus und Familie steckten wegen ihrer Prunksucht bis über die Ohren in Schulden. So mancher Kaiser versuchte dem Unheil zu steuern, aber es war zu spät. Trotzdem Alexander Severus seinen Hofhalt aufs engste einschränkte, das Gold von den Feldzeichen abnahm, goldene Gefäße in die Münze schickte, so nützte doch alle Sparsamkeit nichts mehr. Es war keine Möglichkeit mehr, der Verschleuderung des Nationalgutes Einhalt zu gebieten. Tacitus[12] legt Tiberius eine genaue Beschreibung aller Übel in den Mund, die im politischen und sozialen Leben überwucherten; aber auch er weiß kein wirksames Heilmittel anzugeben. Die Pessimisten stritten sich, wer an allem schuld sei, aber gegen das Unheil taten sie nichts. Es war unmöglich, das Defizit durch Konfiskationen oder die Geldkrisen durch Münzverschlechterung zu bekämpfen, im Gegenteil, das machte die Sache nur noch schlimmer. Die Steuern wurden erhöht, der Fiskus versuchte es dabei mit allem möglichen, aber die Steuerkraft des Volkes war zu schwach, denn die Naturalwirtschaft herrschte und ließ der Geldwirtschaft nur wenig Raum. Daher wurden alle Anstrengungen, das Steuersystem durch Umwandlung der Naturalabgaben in Geld zu reformieren, an der starren Unmöglichkeit zunichte.

Manche Züge aus der Geschichte der Kaiserzeit beleuchten lebhaft die herrschende Geldklemme: so mußte der Kaiser Tacitus dem Fiskus sein Privatvermögen zur Verfügung stellen, um die Soldaten zu bezahlen, und seinen Grundbesitz, um die Veteranen zu belohnen; so mußte Marc Aurel — alle Hilfsquellen waren erschöpft, alles Erdenkliche bereits besteuert, aber er brauchte Geld für die Kriegskosten — nach Leerung seines Privatschatzes die Möbel seines Palastes, goldene Becher und murrhinische Vasen, ja die gold- und seidengestickten Gewänder der Kaiserin meistbietend versteigern.[13] Andere

schickten, um der bittersten Not zu steuern, Statuen und Kostbarkeiten in die Münze, raubten Privaten ihre Vermögen, Tempeln ihre Schätze und suchten durch Proskriptionen, Ächtungen das nötige Geld zu bekommen, um dem verarmten Staate wieder auf die Beine zu helfen.[14] Später versuchte man es mit dem Verkauf von Privilegien, Gerechtsamen, Titeln und Ehrenstellen; man wollte auf diese Weise die Eitelkeit der Kerle reizen, die die Kriege zu Spekulationen, das allgemeine Elend zum Wuchern benutzt hatten und reich und fett dabei geworden waren. Dienste, die mit Geld nicht zu bezahlen waren — man hatte ja keines —, wurden überhaupt gern mit klingenden Titeln belohnt.

Glückte es wirklich einmal einem Kaiser, ein bißchen Ordnung in die Finanzen zu bringen und Ersparnisse zu machen,[15] so konnte er sicher sein, daß Kriege, Volksaufstände oder die Verschwendungen seiner Nachfolger bald wieder alles verschlangen: so warf Vitellius in ein paar Monaten 900 Millionen Sesterzen (150 Millionen Mark) hinaus, die Galba und Otho zusammengespart hatten. Im dritten Jahrhundert war die Krise ein ständiger Gast: das Reich wurde durch die Tyrannen (Statthalter, die sich zu Gegenkaisern aufwarfen), Bürgerkriege, Invasionen und schmarotzende Beamte an den Rand des Verderbens gebracht. Die Bureaukratie vermehrte sich noch, als das Reich unter Diokletian geteilt und vier Verwaltungsbezirke eingerichtet wurden, damit natürlich auch vier Hauptstädte, Sammelpunkte orientalischer Üppigkeit. Den Staatshaushalt zerrütteten die vielen unproduktiven Ausgaben, das ungünstige Verhältnis von Ein- und Ausfuhr und die allgemeine, chronische Faulheit, während die Privatwirtschaft durch den Luxus ruiniert wurde, den eigene Gesetze vergebens einzudämmen hofften, die den Gebrauch von Gold in der Bekleidung verboten und höchstens den von Silber gestatteten.[16] Am schwersten wurde von dem Zusammenbruch das niedere Volk betroffen, das, wie Mamertin[17] sagt, sich von den Brosamen nährte, so von der Reichen Tische fielen, und dessen Ansprüche mit dem Prunke der Mahlzeiten jener gewachsen waren.

Der Fiskus stürzte sich mit toller Gier auf die Provinzen, die er bis auf den letzten Heller aussog. Der Regierung war dabei kein Mittel zu schlecht, um deren ohnehin schon so schwache Geldzirkulation völlig zu unterdrücken. Man kann getrost behaupten, daß es im vierten Jahrhundert nicht einen Pfennig gemünzten Geldes mehr in den Provinzen gab. Ein Gesetz der drei Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius aus dem Jahre 383 bestimmte, daß jede Summe Goldes oder Silbers, die in den Provinzen als Steuer erhoben war, sofort in den Provinzialschatz eingebracht werden sollte, um von dort aus unverzüglich dem kaiserlichen Schatze zugeführt zu werden.[18] Zur Zeit des Alexander Severus (Anfang des dritten Jahrhunderts) galt ein Tempel als reich, der vier, fünf Pfund Silber besaß; der Hof war dermaßen verarmt, daß er sich für seine Festlichkeiten „das Silberzeug ausborgen mußte, wie es heute noch (Anfang des vierten Jahrhunderts) die Präfekten tun".[19] Alles verschwand im nimmersatten Rachen des Defizits, das in Rom herrschte, der Stadt, die Orosius als „Bauch" bezeichnete, „der nie voll zu bekommen ist, der alles frißt und doch immer hungrig ist, der andere Städte bis zum Weißbluten auspowert und doch dabei stets elend bleibt, immer von neuer Gier gepeitscht".[20] Die Kirchenväter klagen über die Armut, die niemanden verschone, als eines der schlimmsten Übel ihrer Zeit, als entsetzliches Unglück, das das ganze Reich bedrohe und berufen sich auf die Prophezeiungen der Apokalypse und der Sibyllinischen Bücher.[21] Die Heiden verspotteten diese Unglücksraben in allerlei patriotischen Scherzgedichten,[22] aber das Lachen verging ihnen nur zu bald vor dem Elend, das sich im Staate wie im Hause breit machte.

Mancher der Panegyriker will für den Helden, den er preist, den Ruhm beanspruchen, er habe das reiche goldene Zeitalter wieder heraufgeführt und der Sparsamkeit und Sittenreinheit wieder zu ihrem Rechte verholfen; aber diese schwülstigen Phrasen vermögen doch nicht zu täuschen: das staatliche und private Elend wird durch zahllose Tatsachen bezeugt. Das Niveau des Reichtums ist tief ge-

sunken, für alle ohne Ausnahme: so genügen 100 Solidi (zirka 1250 Mark), um Dekurio, 400 Solidi (zirka 5000 Mark), um Ritter zu werden (vergl. S.209). 50 Goldsolidi bildeten die Grenze, die die Plebejer von den honestiores schieden.

Die Lage aller Klassen war gleich kläglich; der Adel sah sich dem Elend preisgegeben, die Kurialen flohen aus den Städten, die Arbeiter waren brotlos. Kindsmorde und Aussetzungen Neugeborener waren an der Tagesordnung; da man die Familie nicht ernähren konnte, so suchte man sie auf jede Weise loszuwerden; wenn die Kinder größer wurden, verkaufte man sie auch.[23] Lactantius weiß nichts Besseres zu empfehlen als geschlechtliche Enthaltsamkeit; er gibt Lehren wie ein eingefleischter Malthusianer. Die Städte wimmelten von flüchtigen Bauern, freigelassenen Sklaven, Besitzlosen ohne Arbeit und Tagedieben, die sich jeden Morgen zu den Staatsspenden drängten. Diese waren allgemein üblich geworden, wenn auch nicht aus dem von Augustin von Hippo angeführten Grunde — „gratissime factum est, ... quod plebs illa, quae agros non haberet, de publico viveret — es ist sehr zu begrüßen, wenn das landlose Volk auf Kosten des Staatsschatzes lebt“[24] —, sondern weil der Fiskus nur mehr Naturalsteuern erheben konnte, Korn, Wein und Öl; und da er diese Lebensmittel der armen, elenden Bevölkerung nicht verkaufen konnte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sie zu verschenken. Auch viele Deklassierte mußten diese Hilfe in Anspruch nehmen.[25] Der schlecht bestellte Boden gab schließlich nichts mehr her.[26] Handel und Gewerbe waren verfallen. Überall das Todesschweigen einer Gesellschaft, die im Sterben lag, nur inmitten der Trümmer der unerbittliche Fiskus an der Arbeit, der alles besteuerte und fraß, was er fand. Die Regierenden hatten nichts gelernt, trotz so bitterer Erfahrungen. Später noch sagte zum Beispiel Justinian, die erste Pflicht des Herrschers sei, Steuern und Zölle zu erheben, immer Gold für den Aufwand seines Hofes und für die Staatsspenden zu haben. Die Regierung war der Fiskus. In der Notitia dignitatum, einer Beamtenliste aus dem Jahre 410 nach

Christi Geburt, treten — auf den Blättern, wo die Insignien des praefectus praetorio, des Obersten der kaiserlichen Leibgarde, abgebildet sind — die Provinzen personifiziert auf mit geldstrotzenden Gefäßen in den Händen. Das ist typisch für das sinkende Kaisertum, daß die Kunst des Herrschens darin bestand, Geld zu machen. Da wird es uns verständlich, daß viele zu den Barbaren flüchteten, nur um Ruhe zu finden — derartigen Schindereien waren sie ausgesetzt —, und daß der heilige Hieronymus in den Barbaren die einzigen Retter sah, die der in den letzten Zügen liegenden Gesellschaft noch Gesundung bringen konnten.[27]

Das für uns am deutlichsten sichtbare Merkzeichen des Verfalls — was auch den Fiskus und manche Ressorts der Staatsverwaltung am ärgsten traf und bald den unheilvollsten Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben gewann — bildet die Abnahme der Edelmetallschätze, die ungeheure Geldnot. Nach Augustus jagt eine Krise die andere, sie werden noch verschärft durch die unverschämtesten Fälschungen, die Fallissements und Bankrotte als Begleiterscheinungen zeitigten.[28] Die Goldbergwerke waren erschöpft[29] und die Staats- und Privatkassen geleert infolge der riesigen Militärlasten, der ungünstigen Import- und Exportverhältnisse und der ständigen unproduktiven Vergeudungen. Den Frieden mit den Barbaren sicherte nicht mehr das Schwert, sondern das Geld. Wer Geld hatte, verbarg es sorgsam, um den Denunziationen und Proskriptionen und den damit verbundenen Konfiskationen zu entgehen: auch dieses Geld wurde dem Verkehr entzogen, und nur zu oft blieben diese kleinen Schätze durch den Tod ihres Herrn im Schoße der Erde verloren. Geld war so selten, daß welches zu besitzen schon beinahe eine Majestätsbeleidigung bildete. Die Steuerbeamten waren im Nebenberuf Delatoren, Denunzianten, dem Reichen wurde sein eigener Reichtum gefährlich. Um Geld zu bekommen, bestrafte man jetzt mit Geldbußen oder Konfiskation Vergehen, auf die bis dahin Körperstrafen gestanden hatten, und man konnte sich ihnen durch Zahlung einer Geldsumme entziehen. Es wurde verboten, ge-

münztes Gold zu schmelzen, um daraus Schmuckstücke zu machen, man bestrafte jene, die es zurückhielten oder ausführten; aber all diese Maßregeln trafen nur die Wirkungen einer elenden Geldpolitik, auf ihre wirklichen Ursachen einzugehen, vermied man ängstlich. Die Lage wurde noch verschlimmert durch Geldverschlechterungen, die Einführung versilberter Münzen aus Zinn, richtiger Assignaten, denn man folgte damals der Theorie, der Herrscher könne den Geldwert ganz einfach nach Belieben festsetzen. Der Fiskus zog das vollwertige Geld ein — bestimmte Steuern und Geldstrafen mußten in Gold oder Silber gezahlt werden —, und um nicht seinerseits betrogen zu werden, ordnete er an, daß die Münzen in Barren umgegossen wurden; die Steuereinnehmer brachten dann die Barren in den Staatsschatz, wo sie gewogen wurden; dann wurde minderwertiges Geld geprägt. Gold war unglaublich selten, seine Kaufkraft wuchs ins Ungemessene. Symmachus[30] beschreibt diese Revolution in der Geldwirtschaft in seinen Briefen und sagt, zu seiner Zeit sei die Kaufkraft des Goldes märchenhaft gestiegen: die Lebensmittel wurden billiger, denn der Solidus hatte auf dem Markte einen viel höheren Wert angenommen. Das war aber auch die letzte Phase der Revolution, die schon in dem zweiten Jahrhundert begonnen; in vergrabenen Schätzen aus dem dritten Jahrhundert findet sich Gold nur in ganz seltenen Ausnahmen: dafür aber massenhaft Münzen aus Billon (einer Legierung aus viel Kupfer und wenig Silber) und Messing.

Die schlechte Zirkulation hatte den Handel lahmgelegt, Privatleute und Gesellschaften bankrott gemacht und die Städte zugrunde gerichtet, die ihre Kapitalien in Stiftungen angelegt hatten, deren Wert nun um 20 Prozent sank. Man kann füglich behaupten, daß die Kaiser den gesamten Handel zum Stillstand gebracht haben; so verboten sie den Kaufleuten, mehr als 1000 Folles bei sich zu tragen, eine kleine Scheidemünze, die bei den kleinen Geschäften des täglichen Lebens gebraucht wurde; davon hatten 20 000 den Wert von 1000 Franken, und sie waren dabei so schwer, daß man sie in kleine Säcke tat, 3125 in

jeden, und damit kaufte. Zu größeren Geschäften nahm man Gold und Silber, das gewogen wurde; aus diesem Grunde haben die aurei, die Goldstücke, verschiedenes Gewicht, woraus man schließen kann, daß sie ihren Charakter als Wertzeichen verloren hatten und einfach zu einem Stück Metall geworden waren, das nur zu dem Wert, den es seinem Gewicht nach darstellte, angenommen wurde. Der Handel kam schließlich so weit herunter, daß sich Käufer und Verkäufer mit einer Wage versehen mußten, allein um das Geld nachzuwiegen.

Auch der Grundbesitz konnte sich dieser Not nicht entziehen. Er war schwer mit Schulden belastet, sie wuchsen mit dem Steigen des Metallwertes, und auch die Münzverschlechterung war nicht dazu angetan, diesem Wachsen zu steuern. Wer mit Hypotheken beschwert war, war doppelt geschlagen, weil der Wert der Hypothek mit dem steigenden Metallwert wuchs, während der Wert des Bodens immer mehr sank. Die steigenden Zinsen verschlangen die gesamten Einkünfte.

All den üblen Folgen, die der Mangel an Metallgeld und die unzureichende Zirkulation mit sich brachten, hatte die Bevölkerung rasch dadurch abgeholfen, daß sie einfach zur Naturalwirtschaft zurückkehrte. An Stelle des Gelddarlehens trat das Darlehen in konsumierbaren Naturalien, genau wie in der primitiven Zeit, wo nur der Austausch in natura existiert. So zahlt der Mieter die Miete, der Kolone den Zins; so erhält auch der heidnische und später der christliche Priester die Gaben, der eine wird von seiner religiösen Verbindung gekleidet und gespeist, der andere — nach dem Konzil von Nizäa (325 nach Christi Geburt) — vom Staate. Von dieser Umwälzung, die langsam wieder den Gebrauch des Geldes durch Zahlung in Natur ersetzte, geben die juristischen Quellen Kunde; sie erwähnen zum Beispiel, daß ein Sklave sich Geld ausborgt und dem Gläubiger anstatt der Zinsen ein Wohnrecht zugesteht oder daß einer Geld bekommt und Korn zurückzahlt oder seine Schuld durch Schafe zurückerstattet usw.[31] Oder man zahlt auch mit gewogenem Metall, eine Art der Geschäfte, die zu Kaiser Julians Zeiten, um 363,

so an Verbreitung gewonnen hatte, daß es in allen Städten staatlich angestellte Wagemeister gab.[32] Sicher bezieht sich Diokletian auf diese Verhältnisse, wenn er 286 bestimmt, daß bei Kontrakten anstatt Geld auch Sachen zwischen den Parteien als Zahlungsmittel gültig sein sollten, ja daß man sogar die Arbeitsleistung seiner Sklaven an Zahlungs Statt geben konnte.[33] All das weist auf die Entwicklung einer neuen Wirtschaftsform neben der alten hin, die ihr Leben aus den Zerfallsprodukten der alten saugt, das heißt der Naturalaustausch wird notwendig mit dem Verschwinden des Geldes.

Dieses Wiederaufleben der Naturalwirtschaft macht sich besonders im Steuersystem fühlbar; unter dem Kaisertum geht derselbe Prozeß vor sich, den alle Staaten durchmachen, in denen das Geld selten wird; an die Stelle der Geldsteuern treten Steuern in Form von Lebensmitteln oder anderen Naturalien. Die Provinzen zahlten tatsächlich einen großen Teil ihrer Abgaben in Korn, Öl und Wein, frischem und gesalzenem Fleisch, Holz und anderen Produkten. Manche Gegenden Italiens lieferten Korn, andere, wie Kampanien, Schweinefleisch, andere Länder wieder Holzkohle, Holz und Kalk, andere Kleider für die Heere. Die Grundeigentümer lieferten, im Verhältnis zur Größe ihrer Besitzungen, Pferde für die Post und die Armee. Ferner war der Bau und die Unterhaltung der Straßen, Brücken und staatlichen Fabriken der Bevölkerung anvertraut, die Last lag zu gleichen Teilen auf den Schultern der Grundbesitzer und Handwerkerkorporationen. Diese letzteren wurden mit der Zeit zu richtigen staatlichen Organen, sie wurden mit der Eintreibung der Steuern, das heißt von Waren und Lebensmitteln, und ihrem Transport in die Städte, mit ihrer Erhaltung und Verarbeitung, gelegentlich auch ihrem Austausch gegen andere betraut.[34]

In Naturalien wurden die Abgaben bezahlt, mit Naturalien die höchsten Beamten, die Gouverneure der Provinzen, die Soldaten und all die kleinen Hofämtchen besoldet, vom Arzt bis zum Kutscher, Friseur und Grammatikprofessor, alle ohne Unterschied. Je nach seinem

Grade bekam jeder aus den staatlichen Magazinen — sie waren zur eigentlichen Staatskasse geworden und unterlagen infolgedessen einer peinlichen Überwachung — einen bestimmten Jahresvorrat von Brot, Wein, Öl und Speck; diese Gehälter unterschieden sich in bürgerliche und militärische, hatten verschiedene Namen und waren genau nach dem Rang der Personen, mit hierarchischer Strenge eingeteilt: alle bekamen Weizen, Gerste, Öl, Speck und Holz, viele je nach ihrer Würde Kleider, Pferde, freie Wohnung in Staatspalästen, manchmal auch Kalk und Steine, um sich neue zu bauen oder die alten auszubessern.

Valerian setzte das Gehalt des Aurelian, des damaligen Militärtribunen und späteren Kaisers, folgendermaßen fest: „Du bekommst täglich 16 Pfund Weißbrot, 40 Pfund Kommißbrot, einen Sextarius feines Öl und einen zweiten minderwertiges, die Hälfte eines Ferkels, zwei Hühner, 30 Pfund Schweine- und 40 Rindfleisch, 40 Sextarien Wein, einen Salz und Gemüse und Oliven, soviel du brauchst."[35] Dem Probus gab er: „jeden Tag 24 Pfund Schweine-, Rind- und Ziegenfleisch, alle zwei Tage ein Huhn, 10 Sextarii alten Weines, dann Speck, Öl, Oliven, Salz und Brennholz nach Bedarf."[36] Aus einem anderen Briefe erfahren wir, was ein Legionsgeneral im Monat für seinen militärischen Haushalt verbraucht: 26 000 Pfund Weizen, 52 000 Gerste, 650 Speck, 1860 Sextarii Wein, 300 Felle für Zelte und 25 000 Sesterzen in Geld für den Sold. Der Militärtribun bekam 72 000 Pfund Weizen, 2000 Speck, 3500 Sextarii Wein, 150 gutes, 600 schlechteres Öl, 480 Salz und 150 Pfund Wachs. Weiter noch Heu, Stroh, Essig und Holz; 6 Maultiere, 3 Pferde, 10 Kamele, 50 Pfund silbernes Tafelgeschirr, 150 Philippei,* dann noch 47 für Repräsentationskosten und 160 trientes (Drittelas) für Trinkgelder; 11 Pfund silberner Becher und Mischkrüge, zwei Soldatenröcke, zwei Sicheln

---

* Mit Philipp(e)us wurde in der späteren Kaiserzeit jede Kurantmünze ohne Unterschied des Metalls bezeichnet, im Gegensatz zum nomisma, der Schaumünze. Vergleiche Mommsen, Römisches Münzwesen, S. 782. Anmerk. d. Übers.

zum Ernten, vier, um Heu zu schneiden, einen Kutscher, einen Koch, einen Tischler, einen Fischer, zwei Sklavinnen oder Konkubinen, „die sie nicht entbehren konnten", und schließlich noch die nötigen Kleider; „wenn er mehr verlangt, so soll er es nach den Umständen bekommen, aber nicht in Geld".[37] Als Probus zum Legionsführer ernannt wurde, wurde sein Gehalt verdoppelt, außerdem bekam er sechs Kleider als Geschenk.[38] Von Aurelian ab bewiesen die Kaiser ihre Freigebigkeit gewöhnlich durch Verleihung von Seidenkleidern, die in den staatlichen γυναικεῖα, den Frauenhäusern, gewebt und gestickt waren, von Land und Häusern;[39] Julius Capitolinus spendet dem Kaiser Macrinus das Lob, „mit Naturalien sei er sehr freigebig gewesen, mit Gold aber sparsam bis zum Übermaß".[40]

An Stelle der Grundsteuer waren Naturalabgaben getreten, wie die Codices von Theodosius und Justinian bezeugen, die beide unter demselben Titel vereinen. Es war selbstverständlich, daß die Grundbesitzer die gesamte oder nahezu die gesamte Grundsteuer in Naturalien bezahlen durften,[41] ebenso steht fest, daß der Anteil, der den Naturalabgaben an den Steuern zukam, immer mehr wuchs, während der der Geldsteuern abnahm. Die Grundbesitzer hatten eben kein Geld und zahlten lieber direkt mit Lebensmitteln oder durch Leistungen verschiedener Art: sie buken Brot, löschten Kalk und lieferten Pferde, Wein, Schweine; nach Alexander Severus nehmen die gesetzlichen Verordnungen über Naturalabgaben an Zahl immer mehr zu, ein Beweis dafür, daß sie sich mit unaufhaltsamer Kraft durchsetzten. Der Fiskus mußte sich nach der Geldkrise wohl oder übel mit dem abfinden, was die Grundbesitzer liefern konnten, man bequemte sich allgemach zur Umwandlung der verschiedenen Geldsteuern in Naturalabgaben: die ganze Staatsverwaltung wurde zu einer ungeheuren Domus. Es gab keine Staatskasse mehr, sondern Vorratskammern, die arca frumentaria und olearia (die Korn- und Ölmagazine), die horrea chartaria, candelaria, piperatoria (Papier-, Wachs- und Pfefferhäuser), cella (Keller) und schließlich auch mansiones und stationes (Herbergen); kein Budget mehr, sondern Ma-

gazinkontos über die cellariae species, das heißt Korn, Wein, Öl, Wachs, Kleider, kurz über alles, was die Provinzen statt Geld abgaben. Der Fiskus wurde zum Verwalter von Naturalvorräten; die Steuereinnehmer bekamen als Gehalt einen bestimmten Prozentsatz von den erhobenen Abgaben. Die Staatsspenden fanden immer weitere Verbreitung, die beiden Gegenpole im Staate, die Plebs auf der einen Seite, auf der anderen die ganze Militär- und Beamtenhierarchie, lebten in traulichem Verein von den Nahrungsmitteln, für die der Staat zu sorgen hatte. Er war zu einem ungeheuren Phalansterium geworden, das die der alten orientalischen Monarchien an Großartigkeit weit in den Schatten stellte. Das Mittelalter war da.

Das staatliche Steuersystem hatte auf diese Weise eine vollständige Umwandlung durchgemacht; nicht anders war es mit dem kommunalen. Die Gemeinden hatten die Verpflichtung auf den Hals bekommen, die Truppen zu unterhalten, die Magazine an den Heerstraßen zu beschicken, für Beförderung, Post usw. zu sorgen. Alle Verpflichtungen gegen den Staat wurden auf der Grundlage von Naturalabgaben und persönlichen Leistungen organisiert. Der Staat gedieh dabei, auch die Steuerzahler hätten eigentlich zufrieden sein müssen, denn sie waren der Verpflichtung überhoben, Geld zu zahlen, das sie gar nicht besaßen. Aber die Naturalabgaben sind für den Steuerzahler verhängnisvoll, denn sie lassen der Willkür und der Schikanierung von seiten der Steuereinnehmer weitesten Raum. Eine Kontrolle ist unmöglich; das leistet natürlich der Korruption unter den Beamten weitesten Vorschub. Die Steuereintreibung ruiniert den Zahler, denn er muß dem Beamten vielleicht das Zehnfache dessen geben, was wirklich in die staatlichen Vorratskammern fließt, während dieser dick und fett bei dem Geschäft wird. Der Grundbesitzer mußte sein Korn in die staatlichen Magazine schaffen, andere waren wieder verpflichtet, es an den Konsumtionsort zu befördern. Heutzutage kostet ein Hektoliter Weizen zirka 15 Mark und der Transport auf guter Straße 2 Pfennig pro Kilometer. Damals waren die

Straßen und Beförderungsmittel miserabel, das erhöhte die Transportkosten. Ein Erlaß von Konstantin verbot, einen vierrädrigen Wagen mit acht Pferden mit mehr als 326 Kilogramm zu belasten. Es kamen also aufs Pferd 40 Kilogramm, während heute ein Pferd 1000 Kilogramm zieht, also 25mal soviel. Die Transportkosten betrugen also pro Kilometer 25 mal 2 Pfennig, das sind 50 Pfennig pro Hektoliter und Kilometer. Der Transport über 30 Kilometer kostete also allein schon ebensoviel, als das Getreide selbst wert war, und verdoppelte folglich den Steuerbetrag. Da läßt sich leicht berechnen, was der Transport die Grundbesitzer kostete, wenn die Vorratshäuser etwas weiter entfernt lagen; dann wurden auch die Zugtiere der Feldarbeit auf lange Zeit entzogen, nicht allein für diese Transporte, sondern auch für viele andere Dienste: für Post, für Beförderung von Baumaterial, von Brennholz für die Bäder usw. Der Bürger verwandelte sich in einen Arbeiter, der unentgeltlich fronden mußte; wenn er nicht konnte oder wollte, mußte er seine Sklaven oder Kolonen dazu hergeben oder fremde Arbeitskräfte mieten, um seine Stelle zu vertreten.

In seinem Werke „Sibirien" schreibt Kennan, die russischen Polizeioffiziere hätten ein wirksames Mittel, die Bauern zu schinden; es sei nämlich ein jeder verpflichtet, an der Unterhaltung der Straßen mitzuarbeiten. Anstatt sie in der Nähe ihres Heims arbeiten zu lassen, hetzt man sie Hunderte von Kilometern weit fort. Wer die nötigen Mittel hat, besticht den Beamten mit einem gebührenden „Backschisch" und darf dann tun, was er will; wer das aber nicht kann, der ist allen Launen dieser Herren ausgesetzt, ja er riskiert, daß er für eine Fron von ein, zwei Tagen eine Reise von zwei Wochen auf seine Kosten machen muß. Korea wird nur durch die Naturalgaben zugrunde gerichtet.

Die Regierung tat kaum etwas dazu, die Steuerzahler von den üblen Folgen dieses Systems und den Gewalttaten der Beamten zu befreien, sie wollte sie nur dem Interesse des Staates dienstbar machen und das alte, auf der Geldwirtschaft basierte Steuersystem auf eine neue

Grundlage stellen, die Naturalwirtschaft. Auch hierin gibt sich wieder, selbst in diesen Zeiten des Verfalls, der alte gesunde Geist der römischen Verwaltung kund, der die Truppen geschickt über das Land zu verteilen verstand. Die Kavallerie wurde in Gegenden gelegt, wo es reiche Weiden gab usw. Für die Heeresverpflegung wurden große Reservevorräte beschafft, Nebenindustrien wurden eingerichtet für die Konservierung der Lebensmittel und die Herstellung von Gefäßen und Behältern, ferner kaiserliche Waffen- und Kleiderfabriken und Färbereien, mit einem Worte Armeewerkstätten, deren Arbeiter in Natur entlohnt wurden. Hier wurde das aus den Provinzialabgaben stammende Rohmaterial verarbeitet, die Seidengewänder für die hohen Beamten und die Soldatenkittel gewebt.

Wir haben etwas länger bei der Beschreibung dieser großen Umwälzungen im Steuerwesen, der Besoldung, überhaupt in der ganzen Staatsverwaltung verweilt, weil sie uns den Rückschritt zeigen, der sich im ganzen Wirtschaftsleben bemerkbar machte. Nach dem Zusammenbruch der Geldwirtschaft kehrte man zur Naturalwirtschaft zurück.

Wir wollen jetzt sehen, wie Industrie, Handel, Grundbesitz, Hauswirtschaft und Kapital auf diese Revolution reagierten.

Viele Kräfte sind bei der wirtschaftlichen Zersetzung des kaiserlichen Rom wirksam gewesen. Die Hauptrolle bei der Umwälzung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktionsformen spielte das Aufhören der Sklaveneinfuhr. Die Landwirtschaft spürte das sofort, die Grundlage des ganzen römischen Wirtschaftslebens, an der alle ohne Ausnahme mehr oder weniger interessiert waren, sei es als großer oder als kleiner Grundbesitzer oder auch als Landarbeiter. Als die Sklavenarbeit nicht mehr billig und im Überfluß zu haben war, nahm man seine Zuflucht zum Kolonat, zur Verpachtung an Sklaven und zu ähnlichen Dienstverhältnissen, bei denen die Arbeiter dem Grundbesitzer einen Teil des Rohproduktes abzuliefern hatten. Dieses Anrecht auf einen Teil seiner Produkte

machte den Kolonen vom Grundbesitzer abhängig, dessen Aufseher seine Arbeit überwachten, um ihn zu möglichst hohen Leistungen anzuspornen. Hatte der Kolone aber einmal dem Grundbesitzer seinen Teil abgeliefert und alle ausbedungenen Arbeiten auf dem Gute seines Herrn vollbracht — sie bestanden in Fuhrdiensten und Feldarbeit —, so konnte er tun und lassen, was er mochte. Er war also weit besser daran als der Sklave, der nach Beendigung der Feldarbeit im Ergastulum industrielle Arbeiten zu verrichten hatte: Stoffe waren zu weben und zu färben, Töpfe, Wagen und Karren herzustellen. Das heißt, der Sklave mußte dafür sorgen, daß der Herr neben einer Grundrente auch Industrie- und Handelsprofite beziehen konnte.

Das Landgut war nun nicht mehr der Mittelpunkt kraftvoller wirtschaftlicher Selbständigkeit, der Autarkie, wie ehedem, wo man nicht nur für den Bedarf des Hauses produziert und die Produkte verarbeitet, sondern auch für den Markt produziert hatte, mit Hilfe von Sklaven, die aus industriell vorgeschrittenen Ländern stammten. Es wurde jetzt zu einem großen Speicher von Naturalien — die Kolonen brachten sie und die Steuerbeamten nahmen einen großen Teil davon für die staatlichen Vorräte —; eine Handvoll Sklaven sorgte für die persönlichen Bedürfnisse des Grundbesitzers. Die Sklaven stammten aus Germanien oder Sarmatien, waren also wilde, streitlustige, unwissende Barbaren, die zu industrieller Produktion gar nicht taugten.

Diese zwei Tatsachen, der Niedergang der Sklaverei und das Aufblühen des Kolonats, sorgten für die Zersetzung der großen Hauswirtschaften und förderten die erweiterte Anwendung der freien Arbeit, die man immer mehr in Anspruch nehmen mußte, wenn auch stets noch in bescheidenem Maße, soweit es die schwachen Mittel der Konsumenten erlaubten.

Manche bemerkenswerte Tatsache gestattet uns, die allgemeine Freisetzung der Produktionstätigkeit zu konstatieren, das heißt der Kräfte, die in Bewegung gesetzt wurden, um, wenn auch in ganz rudimentärer Weise, be-

stimmte ökonomische Forderungen zu erfüllen. Ciccotti schreibt darüber, wie mir scheint, mit Recht: „Die genaue Form und Ausdehnung dieser Produktion läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, und wahrscheinlich macht man sich einer Übertreibung schuldig, wenn man mit anachronistischen Kriterien ein abgeschwächtes Bild der modernen Industrie ins Altertum versetzt."[42] Die Autoren, die das klassische Altertum erforschten, haben, wie wir gezeigt, zu oft in jene Zeit ökonomische Formen und Anschauungen übertragen, die unserer Zeit angehören, und da die äußeren Formen des antiken Lebens manche Ähnlichkeit mit modernen Erscheinungen aufweisen, haben sie ohne weiteres die einen den anderen gleichgesetzt, ein Verfahren, das stets ungenau ist und oft sehr irreführt.

Auffallend in dem Bilde, das uns die Arbeit zu dieser Zeit gewährt, ist, daß die Arbeit der freien Handwerker Schritt für Schritt die Sklavenarbeit verdrängt. Die Schriftsteller der lateinischen Kirche legen dieser lange nicht mehr die Bedeutung bei, die sie etwa zur Zeit des Augustus gehabt hat. Der heilige Ambrosius spricht, wo er über die Arbeit handelt, mit Vorliebe vom operator, operarius, artifex, agricola, dem freien Arbeiter;[43] an einer anderen Stelle spricht er über ausländische Arbeiter, die man zu Teuerungszeiten ausweisen wollte, und fragt sich dabei, ob es überhaupt noch möglich sei, sie durch Sklaven zu ersetzen, und woher man sie nehmen sollte.[44] Von da an findet man Sklaven nur mehr in der Familie, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, und diese Hausklaverei ist grundverschieden von der alten.[45] Im Gewerbe gibt es jetzt freie Arbeiter, Handwerker, die, wie der heilige Ambrosius sagt, sich kümmerlich durchzuschlagen suchen, zufrieden, wenn sie so viel Arbeit haben, daß sie sich Brot verschaffen können. Sie treten im Gewerbe an die Stelle der Sklaven.

Die Gesetze regeln die Vermietung der Handarbeit, schützen die Freigelassenen gegen die Willkür ihrer Herren, setzen die Menge der operae (Leistungen) fest, zu denen sie verpflichtet sind, unterscheiden zwischen dem Recht der Herren auf die operae und dem Abhängigkeitsrecht, sie

verbieten dem Herrn, den Freigelassenen zu zwingen, in seinem Hause zu wohnen, und gewähren diesem volle Freizügigkeit. So wird der Freigelassene von der familia, dem Hausgesinde, abgesprengt und auf die Stufe des Freigeborenen erhoben nur mit der Verpflichtung bestimmter Leistungen, die in Naturalien zu erstatten waren. Dies ist eine sehr bedeutsame Anordnung, nicht allein weil sie der ökonomischen Lage, der Rückkehr zur Naturalwirtschaft entspricht, sondern auch, weil in ihr das Bestreben zutage tritt, den Freigelassenen vor der Gefahr zu schützen, Schulden machen und dann seine Arbeit verkaufen zu müssen, ganz gleich um welchen Preis, nur um den Herrn zur festgesetzten Zeit bezahlen zu können. Das ist ein Beweis für die wirtschaftliche Selbständigkeit der freigelassenen Arbeiter und die soziale Bedeutung, die die freie Arbeit erlangt hat und die durch diese Selbständigkeit vollständig gesichert wird.

Die Verbreitung der Handwerker bezeugt uns die Verordnung Diokletians über die Preise und die Besteuerung der Arbeit. Dieses edictum de pretiis galt wahrscheinlich auch im Abendlande.* Es suchte vergebens das Verhältnis festzuhalten, nach dem eine Ware gegen entwertetes Geld ausgetauscht werden sollte. In ihm gibt sich die Entwicklung kund, die die industriellen Berufe und damit die Stadtwirtschaft erreicht hatte. Der Wirtschaftstyp, für den das Edikt im wesentlichen gilt, ist die Werkstatt, in der der Meister mit seinen Söhnen und Gesellen arbeitet, und die Lohnarbeit für Bauarbeiten, Tischlerei, Malerei usw. Die Konstatierung dieser Produktionsformen ist das einzig Positive, das wir diesen Tarifen entnehmen können, die man zu Unrecht als Beweis für eine Geldwirtschaft, eine ausgedehnte Warenproduktion und eine bedeutende industrielle Tätigkeit hat

* Bücher[46] hält es dagegen für ungewiß, ob es für das ganze Reich Anwendung fand, und erkennt Mommsens Vermutung, es sei nur in den von Diokletian selbst regierten Provinzen, also im Ostteile des Reiches, publiziert worden, eine gewisse Berechtigung zu. Eine Stelle bei Lactantius[47] scheint jedoch zu beweisen, daß das Gesetz den Gesamtstaat betraf.

ansehen wollen. Was die Angaben des Ediktes anbelangt, die auf eine Geldwirtschaft hinzudeuten scheinen — die Löhne wurden in Geld festgesetzt, auch ist die Rede von Scheidemünze für die täglichen Einkäufe —, so ist zu bemerken, daß das Geld selbst in den Zeiten der größten Armut an diesem Zirkulationsvermittler als Wertmaß dient. Ebenso ist zu bemerken, daß die Vergütung für die Arbeit oft in Nahrungsmitteln oder in Geldlohn neben Nahrungsmitteln angesetzt wird. Unter all den Fragen, zu denen das Edikt anregt, läßt sich eine mit voller Sicherheit beantworten: der Gesetzgeber konstatiert die Bedeutung der Handwerker und der freien Arbeit, das heißt der Stadtwirtschaft, die an Stelle der großen Hauswirtschaften der Latifundienbesitzer getreten ist.

Auch in dieser Zeit des Verfalls bildet der Grundbesitz die Achse, um die die römische Gesellschaft schwingt, der Boden, der aber nicht in ein paar Händen vereinigt ist, wie man gemeinhin annimmt. Die Verteilung des Grundbesitzes in der Phase der Hauswirtschaft zu kennen, ist von Wichtigkeit für die Bewertung ihres Charakters und ihrer Verbreitung und ebenso für die der Bedeutung der städtischen Produktion.

Nun gestatten uns die gesetzgeberischen Quellen des späten Kaiserreichs, gegenüber der landläufigen Anschauung festzustellen, daß die Klasse der kleinen und mittleren Grundbesitzer stark vertreten war, und daß es neben den ganz Reichen — potentiores, illustres, senatores[48] — auch noch andere Klassen gab, die sich nach der verschiedenen Bedeutung ihres Grundbesitzes abstuften.

Das Recht unterschied verschiedene Kategorien nach der Natur ihres Einkommens und ihrer wirtschaftlichen Stärke: auf die eine Seite stellte es die Grundbesitzer, die Inhaber von fundi oder domus, auf die andere die negotiatores oder mercatores, die Vertreter des Handelskapitals. Die Grundbesitzer oder possessores waren wieder weitgehend differenziert, und es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß der Namen possessores oder domini sich nur auf die Latifundienbesitzer bezieht. Im Gegenteil, man unterscheidet possessores qui sunt curiales (Grund-

besitzer, die Kurialen — Mitglieder einer curia, des Senats der Munizipalstädte — sind) oder einfach curiales oder honorati[49] und possessores, die keine Kurialen sind, dann noch kleinere Grundbesitzer oder Privatleute,[50] ferner Plebejer, die ein Stückchen Land zu eigen haben,[51] und schließlich die Kolonen und Landarbeiter, die gemeinen Landleute, die an die Scholle gebunden sind oder als mercenarii (Lohnarbeiter) ihre Arbeitskraft auf den Plätzen der Dörfer feilbieten.

Zwischen den Latifundienbesitzern und diesen letzteren stehen die possessores, die keine einheitliche Klasse bilden, sondern nach der Ausdehnung und dem Werte ihres Grundbesitzes abgestuft sind. Und zwar können sie der Kurie, dem Munizipalsenat angehören, wenn sie mehr als 25 Jugera besitzen,[52] oder sie können honorati sein oder sie bleiben in der Masse der mediocres, der Mittleren. Daß all diese in dem Ausdruck possessores mit inbegriffen sind und daß dieser Name nicht den Latifundienbesitzern (domini possessionum) allein vorbehalten bleibt, wie wir für gewöhnlich glauben,[53] das geht aus Gesetzesausdrücken hervor, die unzweideutig dartun, daß, wer 25 Jugera besitzt, curialis sein soll, und die nach dem Besitzstand possessores curiales und solche, die es nicht sind, unterscheiden. Letztere heißen zwar ebenfalls possessores, aber mit dem bezeichnenden Beiwort mediocres oder minores, um anzudeuten, daß sie von Ehrenstellen und Hofämtern ausgeschlossen sind. Possessor ist ein Gattungsname, er findet auf alle die Anwendung, die in Stadt oder Land von den Produkten ihres Bodens leben, den fremde Kraft bearbeitet, auf große wie auf kleine Grundbesitzer. Er steht in Gegensatz zu denen, die von dem Ertrag industrieller oder kommerzieller Tätigkeit leben und in Gegensatz zur Plebs, zur niederen Bevölkerung, und hebt noch einmal die Bedeutung des Grundbesitzes gegenüber anderen Formen des Besitzes hervor.[54]

Die Tatsache, daß 25 Jugera, ungefähr 6 Hektar, genügten, um curialis zu sein, daß die Kurien, die Senate der Munizipalstädte, sich größtenteils aus Leuten zusammensetzten, die aus Angst vor den Schikanen des Fis-

kus — „mehr als den Verlust ihres Vermögens fürchteten sie Marter und Gefängnis“[55] — sich mit dem Anbau ihrer Felder beschäftigten und sich auf dem Lande versteckten und fremdes Gut verwalteten[56] oder die die Stadt gänzlich verließen, um sich endgültig auf dem Lande anzusiedeln, in der eitlen Hoffnung, sich hier den gierigen Krallen des Fiskus entziehen zu können,[57] alle diese Tatsachen, behaupten wir, beweisen die Existenz einer starken Klasse kleiner Grundbesitzer. Die Gesetze nehmen mit dem Ausdruck possessores auf diese Klasse Bezug, die alles umfaßt, was Land besitzt, mag es noch so klein sein,[58] Kurialen und Nichtkurialen, jeden Grundbesitzer, der sein Land nicht selbst bebaut,[59] ohne Rücksicht auf sein Verhältnis zur Kurie. Die Ausdehnung des Grundbesitzes kommt nur bei der Aufnahme in die Kurie in Betracht, daher der Unterschied zwischen curiales und minores.[60] Man darf behaupten, daß es auch damals in den Städten eine Klasse von Grundbesitzern, possidentes, gab, die sich von der Plebs schieden.[61] Diese waren zahlreich vertreten in Gallien, wie man aus der Definition folgern kann, die das Salische Gesetz vom Romanus homo possessor (vom römischen Grundbesitzer) gibt,[62] und in Italien, wie andere Quellen bezeugen.[63] Die Kaufleute, die kein Land besaßen, und die Plebejer hatten kein Teil an der Kurie, wofern letztere nicht als Grundbesitzer oder als Inhaber eines bestimmten Geldvermögens das Recht auf die Aufnahme hatten; das Haupterfordernis zur Zulassung war der Besitz eines Familienguts: daraus muß man schließen, daß der der Zahl nach stärkste, wenn auch nicht der mächtigste Teil der Kurie aus kleinen Grundbesitzern bestand. Das waren eben diese kleineren curiales, die die Kaiser gegen die Bedrückung durch die potentiores (die Mächtigen) zu schützen suchten und für die der defensor civitatis (Schützer der Bürgerschaft) angestellt wurde.[64]

Die Existenz dieser zahlreichen, wichtigen Mittelklasse wird uns nicht nur durch die Spezialverordnungen über den defensor civitatis, durch Konstantins Katasterreformen bezeugt — er trennte die Großgrundbesitzer vom gemeinen Kataster[65] und erkannte so den Unterschied

zwischen großem und kleinem Grundbesitz an —, sondern auch durch so manche Eigenart des römischen Lebens. Schon zur Römerzeit wurde der ansehnlichste, um nicht zu sagen der reichste Teil der Einwohnerschaft der Kleinstädte von einer eitlen, verschuldeten „Bourgeoisie", wie man zu sagen pflegt,[66] gebildet, die die Ämter besetzte und die freien Gewerbe ausübte. Sie zog eine unüberschreitbare Schranke zwischen sich und den mercenarii, den plebejischen Lohnarbeitern,[67] nach oben hin aber, gegen die höheren Klassen war sie von servilster Willfährigkeit, schmeichelte ihnen, drängte sich ihnen auf und buhlte um ihre Gunst.[68] Sie wohnt in der Stadt und ist stolz darauf, civis (Bürger) und nicht agricola (Bauer) zu sein, aber sie macht sich die Emphyteusis, die Erbpacht zunutze, um von Großgrundbesitzern Land zu bekommen, das sie dann durch Kolonen bearbeiten läßt und schonungslos ausbeutet.[69]

Viele Bauern benützten die Erbpacht, um in die Höhe zu kommen und in die Klasse der Possidentes, der kleinen Grundbesitzer[70] eintreten zu können. Die Gesetzgebung schützte sie, betrachtete sie sogar als domini, denn sie konnten, wenn nur die Pacht bezahlt wurde, das emphyteutische Land verkaufen, verschenken und testamentarisch vermachen.[71] So mancher verbesserte seine Lage durch die Übernahme der Verwaltung von kaiserlichen oder Senatorengütern. Es läßt sich daher denken, daß die unteren Bürgerklassen, das heißt der eigentlich arbeitende Teil der Bürgerschaft, sich durch diese vorteilhaften Bedingungen einnehmen ließen und ihre ganze Tätigkeit dem Boden zuwandten. Denn in der Industrie war nicht viel anzufangen, sei es, daß sie unter Vorurteilen zu leiden hatte, während die Landwirtschaft immer in Ehren stand, sei es, daß wenig Nachfrage nach industrieller Arbeit herrschte oder daß bei der korporativen Organisation der Arbeiter kein günstiger Boden für Leute da war, die eine im wesentlichen schmarotzende Tätigkeit ausübten. Die Erbpacht erweiterte die Hilfsquellen für mediocres und minores possessores — sie eröffnete ihnen einen neuen Weg zur Kurie — und verbesserte die Lage der freien

Bauern (vicani), die jetzt Possessores werden konnten. In beiden Fällen hatte die Emphyteusis in letzter Linie die Wirkung, die Klasse der kleinen Grundbesitzer zu stärken.

Viele Bauern machten sich die Geldkrise, mit der die anderen Klassen und der Staat zu kämpfen hatten, und die Rückkehr zur Naturalwirtschaft zunutze; sie verbesserten ihre Lage dadurch, daß sie kleine Pächter auf den großen Domänen wurden.

Das Studium der Quellen macht es wahrscheinlich, daß unter dem späten Kaisertum die Zahl derer zunahm, die auf Grund der verschiedensten Ansprüche am Grundbesitz interessiert waren, und daß viele Familien in ein enges Verhältnis zum Boden traten. Die Bauern wurden um das reicher, um was die anderen Klassen ärmer wurden, die vom Handel oder vom Raub der Schätze der Welt gelebt hatten und ihren Geldreichtum unproduktiv verschleudert hatten. Auf dem Lande machte sich das Bedürfnis nach Geld wenig fühlbar, hier konnte man die Naturalwirtschaft ohne Schaden, ja mit Nutzen betreiben. Die Bauern konnten Pachtzins und Steuern in Naturalien bezahlen, ihren bescheidenen Bedarf selbst decken und Handwerker, Kolonen und Lohnarbeiter mit Naturalien entlohnen und Waren dafür eintauschen. Sie brauchten also unter der Geldarmut nicht zu leiden, deren üble Folgen besonders die Großgrundbesitzer, Handeltreibenden, Handwerker und Plebejer trafen — kurz alle, die Geldsteuern zu zahlen hatten — und sich besonders in den Städten fühlbar machten.

Aus den angeführten Gründen konnte also die Geldkrise den Bauern ziemlich gleichgültig sein. Die kaiserliche Gesetzgebung unterstützte nicht bloß die Bildung einer mittleren Grundbesitzerklasse, den Aufstieg der mercenarii und agricolae und schützte die fromme Einfalt der Bauern gegen die Übergriffe der Potentes, der Machthaber,[72] nein, man kann sagen, daß diese selben fiskalischen Maßregeln das kleine Grundeigentum festigten, während sie gleichzeitig den Zusammenbruch des Großgrundbesitzes manifestierten. Sie befreiten also den kleinen Grundbesitzer endlich von seinem ständig drohenden, furcht-

baren Konkurrenten, der ihn bisher in eisernen Banden gehalten. Die Latifundienbesitzer mußten bekanntlich auch für unbebautes Land Grundsteuern zahlen,[73] sie konnten die Zahl ihrer Kolonen nicht einschränken — es war gesetzlich verboten, sie zu entlassen —, ebensowenig wie die der Sklaven, die sie auf dem gekauften Grunde vorfanden. Unter diesen Verhältnissen wurden die Naturalabgaben verhängnisvoll. Dagegen konnte der kleine, besser bearbeitete Grundbesitz die Steuerlast leichter tragen, da sie immer im Verhältnis zur nutzbringenden Fläche stand. Sind die Steuern übermäßig hoch, so beschränkt sich der Anbau des Latifundiums auf den besten Boden. Der kleine Grundbesitzer ist dagegen ständig gezwungen, für sich zu produzieren, und bemüht sich, seine Steuern zu bezahlen, auch wenn er sich die größten Opfer auflegen muß. Die Zahlung der Steuern in Naturalien ist zweifelsohne sehr drückend; und doch bietet sie gewisse Vorteile. Selbst die französischen Nationalökonomen haben die Bemerkung gemacht, daß die Bauern des ancien régime mit dieser Art Steuern nicht unzufrieden waren, wie man eigentlich hätte erwarten sollen. Der Bauer war nicht gezwungen, seine Produkte gegen Geld zu verkaufen und sich dabei den Preisen der Kornwucherer zu fügen, und das war für ihn sehr wichtig zu einer Zeit, wo es keine Straßen, keine Märkte und kein Geld gab, wo jeder für seine eigenen Bedürfnisse produzierte und der Austausch nur schwach entwickelt war.

Die springenden Punkte, auf die wir in dieser raschen Übersicht hinweisen wollen, sind kurz folgende: Die großen Häuser lösen sich auf, sobald die Quellen der Sklaverei versiegen, es kommt zur Bildung eines kleinen Grundbesitzes, das heißt kleiner über das Land verstreuter Hauswirtschaften und einer Klasse kleiner Grundeigentümer, die in den Städten wohnen; dazu kommt noch als drittes im Bunde die Rückkehr zur Naturalwirtschaft als Folge des Geldmangels. Wie wirkte nun all das auf das ganze Wirtschaftsleben?

Das erste war das Emporblühen des Handwerkertums, das an Bedeutung gewann, je mehr das Sklavenwesen

zurückging, und, wenn auch in beschränktem, rohem Maßstab, die Entwicklung der Stadtwirtschaft mit ihren Gewerben und Geschäften, die die Hauswirtschaft ergänzen sollen. In den Flecken und Städten bildet sich das Kleingewerbe; der Handwerker übt es aus, der zur Zeit der Ernte mit Naturalien entlohnt wird, der umherziehende Arbeiter, der in den Häusern und auf dem Lande arbeiten geht und dafür Naturalien, Lebensmittel bekommt. An den Handwerker wendet sich alles, der Großgrundbesitzer, die kleinen und mittleren, die Kolonen, um alles, was sie nicht selbst herstellen können. Die Stadtwirtschaft macht also Fortschritte, die wohl auch in der früheren Zeit bestanden hatte, deren weitere Entwicklung jedoch die Sklavenwirtschaft unterbunden hatte. Die Kolonen, die an Stelle der Sklaven getreten sind, werden jetzt selbst zu Kunden der Handwerker: alle verlangen die Produkte, die die Familie nicht liefern kann, von der Werkstätte in der Stadt.

Von nun an macht die Differenzierung zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Produktion rasch weitere Fortschritte. Die Industrie machte sich in den Städten heimisch, um sie nie mehr zu verlassen. Wenn das Handwerkertum damals noch nicht aus seinem engen Kreise heraustrat, so ist daran die Armut und die Knappheit der Bedürfnisse an Industrieprodukten dieser Gesellschaft schuld. Und doch spielte es auch damals schon eine Rolle, das bezeugen die Steuern, die auf ihm und seiner korporativen Organisation lasteten.

Die Geldkrise und der Zusammenbruch der großen Häuser gab dem Luxushandel, der nur einer winzigen Minderheit von Millionären zugute kam, den Todesstoß. Diese hatten am meisten unter der Armut an Tauschwerten zu leiden; infolge der unerhörten Zinsen, die sie zahlen mußten, um Geld geborgt zu bekommen,[74] staken sie bis über die Ohren in Schulden, sie waren zwar Besitzer ungeheurer Gebiete, hatten aber nicht das Geld, um auch nur ihren dringendsten Bedürfnissen abhelfen zu können.[75] Auf die kostspieligen exotischen Produkte mußten sie natürlich Verzicht leisten. Die Handelsbeziehungen

zu fernen Ländern schliefen ein, das Wort negotiatio diente schließlich nur mehr zur Bezeichnung des Kleinhandels, des Krämerstandes.

Das Geld existierte natürlich noch; es wurde aber weder im Handel noch gar in industrieller Produktion angelegt — diese bedurfte wegen der Einfachheit der Technik weder ausgedehnter Anlagen noch großer Vorschüsse —, es diente nur dem Wucher, Leihgeschäften, wobei sogar Leichen als Pfand genommen wurden.[76] Auf Pfänder zu leihen, bot die einzig mögliche Sicherheit, andere Formen des Kredits gab es nicht. Verboten es doch die Gesetze den Dekurionen, ohne durch ein Dekret ermächtigt zu sein, ihre Güter zu verkaufen, die derart also zu Fideikommissen wurden.

Der Kapitalismus, der, wie wir gesehen, an der Oberfläche des römischen Wirtschaftslebens geschimmert hatte, verschwand rasch bei den ersten Vorboten der Geldkrise. Da die Geldwirtschaft der Ausdruck des ganzen Wirtschaftslebens nach außen hin ist, so bildet selbstverständlich die Geldmenge, die als zirkulierendes Kapital dient, ein Hauptelement für den materiellen Wohlstand eines Landes. Wird diese Menge auf ein allerkleinstes Minimum eingeschränkt, so hört jede Akkumulation und Bildung neuer Kapitalien auf, der konsumierte Reichtum wird nicht mehr ersetzt. Heute mag das wegen der starken Entwicklung des Kredit- und Bankwesens weniger uneingeschränkte Geltung haben, für das Altertum galt das unbedingt; denn das Geld war der einzige materielle Ausdruck des Reichtums, und Edelmetall war für die Kapitalakkumulation unerläßlich. Wenn Geld und zirkulierendes Kapital auch zum Leben selbst nicht notwendig sind, so sind sie es doch für die bürgerliche Gesellschaft. Die Abnahme des Geldes fegte nicht nur die letzten Spuren des antiken Kapitalismus hinweg, sie brachte die Gesellschaft wieder zum Naturaldarlehen, zu Naturalleistungen und zu Naturallöhnen zurück, zu Formen also, die typisch sind für die häusliche Produktion unter dem Zepter der Naturalwirtschaft.

Zehntes Kapitel.

Die Wirtschaft des Altertums.

Inwieweit können wir unsere Analyse der Wirtschaft im alten Rom dazu benützen, die Grundzüge der antiken Ökonomie und die Grundzüge dessen festzustellen, was man den antiken Kapitalismus zu nennen liebt? Niemand kann die engen Beziehungen, die Verwandtschaft zwischen der römischen Kultur und den älteren Zivilisationsepochen leugnen: Rom birgt in seinem Schoße die größten Errungenschaften älterer Kultur und trägt sie aus. Verschiedenheiten schließt das natürlich nicht aus, nichts wäre sinnloser, als vollkommene Übereinstimmung zu suchen bei so verschiedenen Zeiten und Verhältnissen. Jedes Volk drückt seiner Geschichte seinen besonderen individuellen Stempel auf. Die der Rasse eigentümlichen Kräfte und Fähigkeiten, die geographische Lage, die Bevölkerungsdichte spielen immer eine Hauptrolle. Dann wirkt der Zufall mit, Berührung mit anderen Völkern und wechselseitige Einwirkung: all dies gibt in seiner Gesamtheit jeder Zivilisation ihr charakteristisches Gepräge. Sind jedoch die Produktionsformen dieselben, so überwiegen die Ähnlichkeiten weitaus über die Verschiedenheiten, das Wirtschaftsleben zeigt in den wichtigsten Merkmalen eine auffallende Übereinstimmung.

Das gilt auch für die älteren Kulturen verglichen mit der römischen. In dieser wie in jenen herrscht die Hauswirtschaft. In den orientalischen Monarchien bildet die Autarkie des Hauses die Grundlage des gesamten staatlichen und privaten Wirtschaftslebens, was die Existenz bestimmter Industriezweige nicht ausschließt, die für allgemeine oder nur für Luxusbedürfnisse zu sorgen haben, letztere ein Privileg des Monarchen und einiger bevorzugter Klassen. Das Gedeihen und die Verteilung dieser Industrien steht im engsten Zusammenhang mit der Gründung und dem Aufblühen der Städte, die vor allem

Produktionsort und Markt sind, später auch zum Mittelpunkt politischer und militärischer Tätigkeit werden. Stadt und Zivilisation sind in diesem Sinne gleichwertig, die eine hat die andere zur Voraussetzung, und sie sind gegenseitig voneinander abhängig. Die Erscheinungsformen der antiken Zivilisationen gehen der Bildung der Städte parallel, in denen sich der Reichtum akkumuliert, der Handel zusammenfließt und sich die Spezialproduktionen konzentrieren. Die ganze Geschichte der alten Kulturvölker bezeugt uns die Existenz dieser Städte, damit auch die Entwicklung der Technik, der Industrie und des Handels als Ergänzung und Vervollständigung der Hauswirtschaften.

Von den Babyloniern, dem Gesetz des Hammurabi (2250 vor Christi Geburt) angefangen bis zu den Schriftdenkmälern des späteren Orients und der hellenischen Epoche, überall finden wir unzweideutige Belege für das Überwiegen der Familienwirtschaft, die all das produziert und verarbeitet, wozu keine besonderen Fertigkeiten und Werkzeuge gehören, und für die Existenz einer Handwerkerklasse, die sich in den Städten zusammenschließt und auf Bestellung oder für den Markt arbeitet. Doch bleibt die hauswirtschaftliche Produktion immer die Grundlage des gesamten Wirtschaftslebens, sie gibt ihm seine Existenzbedingungen und drückt der Kultur ihren Stempel auf; mag sie auch zeitweilig in Perioden großer Blüte zu verschwinden und höheren Formen zu weichen scheinen, so handelt es sich hierbei nicht um tiefergehende Umwälzungen, sondern um rein lokale Erscheinungen, die sich auf die Städte beschränken, während die übergroße Mehrheit der Bevölkerung bei der alten Natural- und Hauswirtschaft verharrt. Die alten Kulturvölker hatten infolgedessen einen vorzugsweise agrarischen Charakter, sie konnten sich ein häusliches Glück ohne eigenen Boden nicht vorstellen und machten den Grundbesitz zur Basis der ganzen Hauswirtschaft; denn er sicherte ihnen das tägliche Brot. Deshalb mußte sich auch der Landlose seiner Freiheit begeben und sich einen Schutzherrn suchen, da ihm ein selbständiges Haus fehlte; deshalb waren auch die landarmen Mittelklassen politisch durchaus bedeutungs-

los. Aus diesem Grunde drehten sich schließlich auch alle sozialen Kämpfe um den Besitz des Bodens, die wichtigste Voraussetzung für eine möglichst reiche Ausnützung der hauswirtschaftlichen Produktion.

So war in der Hauptsache auch die Produktion zur Römerzeit organisiert; auf dieser Grundlage stand Roms gesamte Wirtschaft. Wohl hat jeder dieser Kulturkreise seine besonderen Seiten, aber das infolge der Milieuverschiedenheiten, abweichender Bedingungen der verschiedensten Natur. Die ältesten Wirtschaftsformen sind selbstverständlich rohere, weniger komplizierte Organismen verglichen mit den späteren; die Verschiedenheiten im wirtschaftlichen Aufbau geben sich in den psychologischen, politischen, juristischen, künstlerischen usw. Erscheinungen kund, die auf dem Boden des Wirtschaftslebens erwachsen und gedeihen. Aber all das ist ohne oder nur von geringem Einfluß auf die Grundformen der Produktion, und diese sind, wie gesagt, für das ganze Altertum nahezu dieselben. Die Analyse der römischen Ökonomie gestattet uns daher, wenn auch auf Umwegen, so doch sicher in das Milieu der alten Kulturvölker einzudringen und die Art ihres Wirtschaftslebens zu erforschen.

Charakteristisch dafür sind die Einfachheit der Produktionsmittel — die Alten überließen fast alles der Natur, deren Kräfte sie nur wenig auszunützen verstanden —, die Enge der Warenzirkulation, die Langsamkeit der Kapitalsakkumulation, der kleine Kreis der in der industriellen Produktion beschäftigten Menschen, die geringe Anzahl der Reichen und die große Zahl der Klienten, die ihnen auf der Tasche liegen, die Beschränkung des Handels auf ein paar Luxusartikel und die Bildung des Reichtums in allen seinen Formen durch Eroberung und Günstlingswirtschaft, seine Förderung durch Aussaugung fremder Völker, Handelsspekulation und schamlosen Wucher.

In der Landwirtschaft bezeugt uns das Vorherrschen der Weidewirtschaft das Fehlen von Kapital. Der Reichtum in Gestalt des Geldes wird geschätzt, soweit er zur Schatzbildung dient; die unproduktive Schatzbildung, die selbst die Quellen des Reichtums verstopft, ist das Ziel

des staatlichen Finanzwesens und das Ideal eines jeden Bürgers: Schätze zu sammeln, um das Ganze in einem Augenblick hinauszuwerfen, in einem Kriegszug, einem gigantischen Unternehmen, in namenlosen Orgien. Und doch waren das die Wege, auf denen im Altertum die Schätze, die angehäuften Metallmassen wieder in den Verkehr gelangten, auf denen sich das Geld verzettelte und verbreitete, das oft lange versteckt blieb und dessen Fehlen die Bevölkerung wieder der Naturalwirtschaft entgegentrieb.

Man denke nur an die Schätze Babylons, die Karren voll Gold, die die asiatischen Despoten mit sich führten, die Reichtümer Alexanders, die er der Ausplünderung des Darius verdankte, die Schätze von Pasargadä, Ekbatana und Susa und die märchenhafte Kriegsbeute, die Griechenland überschwemmte, und man wird erkennen, daß es die Eroberungen und Revolutionen waren, die im Altertum Gold und Silber aus den Schatzhäusern hervorholten und auf den Markt warfen. Sie hatten freilich nicht die Aufgabe, blühenden Wohlstand zu säen und die Tätigkeit zu erwecken — sie verschwanden ja auch wieder vollständig und kehrten nur auf dem Wege der Eroberung zurück —, nein, sie verdankten ihre Befreiung nur einem plötzlichen Übermaß des Konsums, mit dem keine entsprechende Steigerung der produktiven Tätigkeit Hand in Hand ging. Die unproduktiven Ausgaben verzehrten und überstiegen die von geizigen, räuberischen Generationen aufgehäuften Vorräte. Die glänzendsten, mächtigsten Kulturstufen unterschieden sich von ihren Vorgängerinnen durch eine Steigerung — nicht der Produktion, nein der Konsumtion, eine Folge der wahnsinnigsten Luxusausgaben, ohne daß darum der allgemeine Reichtum entsprechend gewachsen wäre. In diesem Sinne kann man sagen, daß in der langen Kette sich ablösender Reiche das letzte immer weniger reich war, als es das vorhergehende gewesen.

Die Produktion der Familie und die Autarkie des Hauses hatten unter anderem auch zur Folge, daß die wirtschaftlichen Erscheinungen das soziale Leben unberührt ließen und nicht die Rolle spielten, als wenn die Pro-

duktion gesellschaftlich gewesen wäre. Das geht so weit, daß sogar die Staatsgewalt die Wirtschaft auf eine Weise beeinflussen konnte, die in modernen Staaten undenkbar wäre, wo es gerade die wirtschaftlichen Erscheinungen sind, die das politische Leben bestimmen. Nur deshalb konnten die orientalischen Despoten, Athen und Rom Unternehmungen ausführen, bei denen man vergebens nach wirtschaftlichen Motiven fragen würde. Das beweist uns, daß es auch zu Irrtümern verleiten kann, wenn wir zur Erklärung der alten Geschichte in allem ausschließlich den ökonomischen Faktor suchen, getreu der Auslegung, die der ökonomische Determinismus — dieser Ausdruck scheint uns dem historischen Materialismus vorzuziehen zu sein — für unsere heutige Zeit mit vollster Berechtigung gibt. Wir können nicht alle Zeitalter einfach über den gleichen Leisten schlagen, noch für alle Wirkungen, die in verschiedenen Epochen auftreten, immer dieselben Ursachen suchen.

All das scheidet das Altertum von unserer Zeit; mag man auch auf Ähnlichkeiten stoßen, so sind sie nur äußerlich, oberflächlich. Wenn wir hier vom Altertum sprechen, so meinen wir nicht jenes damit, das mit dem Sturze des römischen Kaiserreichs sein Ende fand. Diese für die politische Geschichte bequeme und genügend genaue Trennung ist es nicht für die Wirtschaftsgeschichte. Für sie ist das Altertum vielmehr jene lange Kette von Jahrhunderten, die mit den altorientalischen Kulturkreisen beginnt und bis zum Emporkommen eines ganz modernen Faktors reicht, eines Faktors, der die radikalste, tiefgehendste soziale Umwälzung herbeizuführen berufen ist, der auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens seinen Widerhall findet, das heißt bis zum Emporkommen des Kapitalismus. In dieser langen Geschichtsperiode bestehen zwischen den einzelnen Epochen im wesentlichen keine bedeutenden Unterschiede, denn die Produktionsweise bleibt dieselbe. Sucht man daher nach einem Vergleichsmodus, so kann man sagen, daß das kaiserliche Rom dem Europa des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts näher steht als dem modernen England oder Frankreich, daß es in wirtschaft-

licher und militärischer Hinsicht dem gleicht, was Japan vor seiner Umwandlung war — ein Vergleich, den schon Vico mit wundervoll genialer Voraussicht gezogen hat, soweit die militärische Expansionskraft und der kriegerische Geist in Betracht kommen. Nichts kommt der Wahrheit näher als das Bild, das Dureau de la Malle, der berühmte Historiker der römischen Wirtschaftsgeschichte, 1840 vom römischen Reiche entwirft: er vergleicht es mit dem russischen Reiche seiner Zeit oder noch besser mit dem türkischen. Eine Oligarchie hat sich die Staatsämter gewaltsam angemaßt, die Monopole mit Beschlag belegt und bereichert sich durch die Aussaugung der Provinzen und Paschaliks; der Staatsschatz wird durch Konfiskationen gespeist, der Souverän macht Geld aus abgehauenen Köpfen.

Was die Neuzeit vom Altertum scheidet, ist die industriell-kapitalistische Produktionsweise, ist der Kapitalismus; die Trennung von Kapital und Arbeit, die Monopolisierung der Produktionsmittel gibt der heutigen Geschichte einen Kurs, den das Altertum unmöglich einschlagen konnte. Die Alten sind nie über das Stadium des Handels- und Wucherkapitals hinausgekommen. Aristoteles' Bemerkung, der Handel bilde die vornehmste Grundlage des Reichtums, hat Geltung für das ganze Altertum. Der Handel nahm damals wirklich die überragende Stellung ein, die heute der Industrie gebührt. Einen deutlichen, vollgültigen Beweis für die Handelstätigkeit der Alten bieten uns die Expeditionen der Ägypter in die Pontusländer und nach Südarabien, die Niederlassungen der vereinigten Phönizier und Etrusker, der Herren der westlichen Meere, der Getreidehandel der Hebräer, die Spekulationen der Hellenen usw. Eine Geld- und Kreditwirtschaft ließ dem Handel ihre tatkräftige Förderung angedeihen, von den Bankbilletts — es sind unter dem Namen hudu erhaltene Anweisungen, die an den Vorzeiger ausbezahlt werden mußten — des babylonischen Hauses Igibi (581 vor Christi Geburt) bis zu den Geschäften der griechischen Trapeziten. Der Handel war damals ein mysteriöses Gewerbe, das Geheimnis einer kleinen Klasse unproduktiver Arbeiter, die eine ganz

andere Rolle spielten als unsere heutigen Kaufleute. Von diesen kann man sich freimachen, dank der Leichtigkeit der Tauschverhältnisse, der statistischen Nachrichten und der Entwicklung des genossenschaftlichen Geistes unter den Produzenten.

Wir sprechen hier nicht vom Wucher, der ja im Altertum in höchster Blüte stand und einen der beliebtesten Akkumulationswege darstellte. Handel und Wucher sind die zwei kapitalistischen Faktoren des antiken Wirtschaftslebens, sie nehmen die Stelle ein, an der heutzutage die Industrie steht. In ihr kristallisiert sich die Lohnarbeit, in ihr kommt die kapitalistische Eigentumserwerbung zum Ausdruck; sie hat die Austauschverhältnisse zur Vollendung gebracht und neue Formen des Kredits geschaffen, die den alten des Wucher- und Handelskapitalismus weitaus überlegen sind. An sie knüpft sich die Geburt und das Wachsen des Kapitalismus, der von der Lohnarbeit, der Aneignung des Mehrwertes, der automatischen Akkumulation des Profits lebt. Der Kapitalismus ist also an die modernen Systeme intensiver Industrie und die Beherrschung der großen internationalen Märkte gebunden.

Dieselben Ursachen, die in Rom die Bildung des Kapitalismus — in des Wortes moderner Auffassung — verhinderten, waren das ganze Altertum hindurch wirksam; die Bedingungen waren ihm fremd, die die wirkliche Monopolisierung der Produktionsmittel und die außerordentliche Steigerung der Produktion selbst möglich machen. Da die Ursachen fehlen, so ist es kein Wunder, daß auch die Wirkungen ausbleiben, die dem modernen Kapitalismus eigentümlich sind: die gesellschaftliche Produktion, die Aneignung der Produkte durch den Kapitalisten, der Kampf um den Markt, Konkurrenz und Krisen, Arbeitslosigkeit, Bankrotte und die ständige Empörung der Produktivkräfte gegen die ihnen vom Kapitalismus aufgezwungenen Formen.

Die ganze Sozialgeschichte des Altertums hat infolgedessen ein ganz anderes Aussehen als die unsrige. Eine der bestbegründeten und umwälzendsten Ideen von Marx ist der Nachweis von der Jugend, dem ganz modernen

Charakter des Kapitalismus, der den Anbruch einer neuen geschichtlichen Ära bezeichnet. Marx hat in der neuen und alten Geschichte mit einer solchen Klarheit und Sicherheit gelesen, daß auch spätere Untersuchungen immer nur seine genial vorausgeahnten Intuitionen haben bestätigen können.

Die antike Wirtschaft stellt ein selbständiges System dar, das zwar mit dem heutigen durch eine ununterbrochene geschichtliche Kette zusammenhängt, aber von seinen eigenen Gesetzen beherrscht wird. Deshalb entspringen die Wirkungen eines Systems, die scheinbar mit denen eines anderen aus anderer Zeit und anderem Milieu übereinstimmen, verschiedenen Ursachen. So findet man zum Beispiel bei vielen Völkern die Konzentration des Grundbesitzes, die Enteignung der Bauern, die Entwicklung von Korporationen, die Abschaffung der Sklaverei, aber es wäre falsch, davon gleich auf identische Ursachen zu schließen. Es wäre auch ebenso unrichtig, die sozialen Kämpfe im alten Israel zu den Zeiten der Propheten, in Hellas zu Solons Epoche, in Rom unter den Gracchen mit den heutigen sozialen Kämpfen auf eine Stufe zu stellen. Diese sind Kämpfe zwischen der Kapitalistenklasse, die sich von den Profiten der Industrie nährt, die sie in ihrem eigenen Interesse betreibt, und dem Proletariat ohne Land und ohne alle Produktionsmittel. Jene waren dagegen Kämpfe zwischen den Grundbesitzern und den Besitzlosen, zwischen reich und arm, zwischen Gläubiger und Schuldner. Deshalb sind auch Bezeichnungen wie ägyptisches Feudalwesen, hellenisches Mittelalter und ähnliche zu verwerfen, da sie den geschichtlichen Tatsachen nicht entsprechen. Daher auch die Unmöglichkeit, aus der Vergangenheit Lehren für künftige Krisen zu ziehen, für die Beeinflussung der gesellschaftlichen Formen durch die industrielle Gestaltung und noch weniger für die künftige industrielle und soziale Entwicklung, für die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsform in einer näheren oder ferneren Zukunft.

Das Ergebnis unserer Untersuchungen führt mittelbar auch zur Beantwortung unserer Frage nach den Phasen,

die die Entwicklungsgeschichte eines Volkes zu durchlaufen hat. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Produktionsweisen zu formulieren, die einander scharf getrennt folgen. Keine verschwindet vollständig, eine Zeitlang besteht sie noch neben jüngeren Formen. Die wirtschaftliche Entwicklung ist keine gradlinige, nicht alle Völker machen dieselben Stadien durch, und nicht immer geben dieselben Ursachen den Anstoß zum Fortschritt. Man kann sich ja mit der auf äußeren Eigentümlichkeiten begründeten Einteilung im Familienbetrieb, Werkstatt, Manufaktur und Fabrik mit Maschinen befreunden, aber nur unter der Bedingung, darin keine aufeinanderfolgenden Epochen oder Phasen zu sehen. Diese Worte können nur Produktionsformen zum Ausdruck bringen, die sich durchschlingen, technische Beziehungen, denen rechtliche und soziale entsprechen. Sonst verfällt man wieder in den Fehler der alten — übrigens sehr bequemen — Einteilung in Kategorien, in Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft, die Perioden einer Reihe, die aufeinanderfolgen wie Bilder eines Kaleidoskops. Man katalogisiert ganz einfach schematisch den unendlich bunten Wechsel der wirtschaftlichen Erscheinungen.

Gegen eine derartig oberflächliche Schematisierung sträubt sich die Geschichte. Vergebens versucht man die Tatsachen in eine allgemein gültige Form zu pressen, wo es doch nur allgemeine Richtungslinien gibt. Selbst die einfachsten Wirtschaftsformen, das heißt also die häusliche Produktion mit Familienbetrieb, tragen neben den ihnen nach dem System eigentümlichen Charakterzügen Anzeichen sowohl rückschrittlicher Metamorphose als auch der Weiterentwicklung zu höheren Formen. Eine Kultur existiert so lange, als in ihr aufsteigende Kräfte tätig sind, mehr oder weniger stark, zäh und beharrlich, Kräfte, die auch wieder abflauen und zum Ausgangspunkt zurückkehren, aber ebensogut auch sich siegreich durchsetzen können.

Die Natural- und Hauswirtschaft existierte in ihrer reinsten Form vielleicht bei den alten arischen und semitischen Geschlechterverbänden, wie wir sie später auch noch bei Slawen und Germanen finden. Sprechen wir aber von

den antiken Kulturvölkern, die das eigentliche klassische Altertum bilden, so haben wir bereits Mischformen vor uns, die Hauswirtschaft ist schon zum Teil zerrüttet oder besser durch die Stadtwirtschaft ergänzt mit ihrer Arbeitsteilung, ihrem Tauschhandel, ihren Märkten, der Bildung einer Kundschaft, ihrer Geldwirtschaft usw. Je nach Zeit und Umständen überwiegt die eine oder die andere, nach der Entfernung von Städten und Märkten, den politischen Wechselfällen, die je nachdem Reichtum oder Armut bringen. Die Familie hat nicht all ihre Funktionen verloren, aber manche Verrichtungen, die bis dahin im Innern des Hauses verrichtet werden, sind nun nach außen verlegt oder können es morgen schon werden.

Je mehr die Stadt an Bedeutung gewinnt und sich die Geld- und Kreditwirtschaft ausdehnt, um so zahlreicher werden die Erscheinungen, die man als Anzeichen kapitalistischer Wirtschaft auffaßt, ja man glaubt eine den modernen Kapitalisten vergleichbare Kapitalistenklasse herausfinden zu können. Aber dieser Kapitalismus ist ein Kunstprodukt, er ist nur das Überschäumen einer plötzlich gesteigerten, aber nur kurz dauernden kommerziellen und finanziellen Tätigkeit, eines stürmischen Andrangs von Reichtümern aus den eroberten Ländern, er ist nur ein künstliches Gerüst, das auf der schmarotzerischen Ausnützung staatlicher Unternehmungen und öffentlicher Versteigerungen ruhte. Und diese Ausbeuterklasse ist eine Bastardmischung aus Menschen, die auf die verschiedenste Art reich geworden sind, aus Großgrundbesitzern, Wucherern und Geldleuten: Militär-, Beamten- und Priesterdynastien, die den Krieg, die Ämter, mit einem Wort den Staat als milchende Kuh benützen. Diese Wirtschaft hat vom Kapitalismus nur den glänzenden Schimmer entlehnt, sie ist ein ebenso schillerndes wie unbeständiges Wölkchen, das sich beim ersten feindlichen Windhauch in ein Nichts auflöst und dabei wieder die alten widerstandsfähigen, einfachen Formen der Hauswirtschaft und das freie Handwerkertum zum Vorschein kommen läßt. Unter dem glänzenden, vergänglichen Firnis hat sich die rauhe Rinde unversehrt erhalten.

Was antike und moderne Wirtschaft, antike und moderne Gesellschaft unüberbrückbar scheidet, ist der Kapitalismus, das Rückgrat der modernen Staaten. Dieses Element ist ein Kind der Entwicklung der Wissenschaften und der Produktionstechnik, der Bevölkerungszunahme, der Hebung des geistigen und materiellen Lebens, es hat einen dem Altertum fremden Zug in unsere Zeit gebracht. Der Kapitalismus hat nicht allein die Produktionsformen revolutioniert, nein, er steht im besten Begriff, alles, Gesellschaft und Familie, von Grund auf umzugestalten. Die Wissenschaft hat ihn gezeugt, die Wissenschaft treibt ihn immer weiter; da wir nicht voraussehen können, wie weit die Wissenschaft in der Eroberung der Naturkräfte gehen wird, wäre es sinnlos, in der Vergangenheit Regel und Richtschnur zu suchen und uns der Zuversicht auf eine neue, höhere Gesellschaftsordnung zu begeben.

Nachtrag zu den Seiten 80 und 81.

Nach der sechzigsten Ausgabe von Hübners Geographisch-statistischen Tabellen für 1911 stellen sich die Zahlen für die Bevölkerungsdichte etwas anders als Seite 80 und 81 angegeben, da sie auf neueren Zählungen und Schätzungen basieren.

Die Bevölkerungsdichte beträgt

für Kanada	nach der Schätzung	von 1909	0,7	Einw. pro qkm
= Queensland	= =	= =	0,6	= = =
= Schottland	= =	Zählung von 1911	60,4	= = =
= Böhmen	= =	= =	130,4	= = =
= Ungarn	= =	= =	64,2	= = =
= Preußen (hier natürlich nur die ostelbischen Agrarprovinzen gerechnet)	nach der Zählung	von 1910	56—72	Einw. pro qkm
= Montenegro	nach Schätzung	. . .	27,5	= = =
= Europ.-Rußland	= Berechnung	v. 1909	24,4	= = =
= Italien	= =	= 1910	121	= = =

Der Übersetzer.

Anmerkungen.

Einleitung.

[1] Hildebrandt, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, II, 1864. De Greef, Sociologie économique, 1904, Kap. IV.

[2] Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 1. Aufl., Tübingen 1893, 6. Aufl. 1908; französ., Paris 1900; engl., New York 1901.

[3] Rodbertus, Untersuchungen auf dem Gebiet der Nationalökon. d. klass. Altert., in d. Jahrb. für Nationalökon. u. Statist., II, 1864, S. 208 bis 268; IV, V, 1865; VIII, 1867.

[4] Festgaben für A. Schäffle zur LXX. Wiederkehr seines Geburtstages, Tübingen 1901. Vgl. Bücher, Entsteh. d. Volkswirtsch., 1. Aufl., S. 14; 2. Aufl., S. 57.

[5] G. v. Below, in d. Histor. Zeitschr., N. F., Bd. 50, S. 1 ff. Sombart, Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902, I, S. 50 ff.

[6] Roscher, System der Volkswirtschaft, I, S. 115, 24. Aufl., 1899; Principes d'économie politique, übers. Wolowski, Paris 1855, I, S. 105; Über das Verhältn. d. Nationalök. z. klass. Altert. in den Ansichten der Volkswirtsch. a. d. gesch. Standpunkte, Leipzig 1861, S. 7; 3. Aufl. 1878.

[7] Mommsen, Röm. Gesch., 8. Aufl., I, S. 845, 847, 854; II, S. 395.

[8] Marquardt, Röm. Privatleben, II, S. 384. Leipzig 1882.

[9] L. Goldschmidt, Universalgesch. d. Handelsrechts, S. 70, S. 60, 65. Stuttgart 1891.

[10] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 8. Aufl. 1909.

[11] Demetius, Plautinische Studien, in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, II, S. 199. Nitzsch, Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger, 1847, S. 176. Pernice, Parerga VIII. Die wirtschaftl. Voraussetzungen der röm. R., Zeitschr. f. Rechtsgesch., 1898, XIX.

[12] Dureau de la Malle, Economie politique des Romains, 1840. Vgl. Deloume, Les manieurs d'argent à Rome jusqu'à l'empire. 2. Aufl. Paris 1892.

[13] Ferrero, Grösse u. Niedergang Roms, I, 1908. Masé-Dari, Cicerone e le sue idee sociali ed economiche. Vgl. auch P. Guiraud, Etudes économiques sur l'Antiquité, 1905, besonders die hervorragenden Kapitel V bis VII.

[14] Eduard Meyer, Die wirtschaftl. Entwickl. d. Altertums, in d. Jahrb. f. Nationalök. u. Statitik, 3. Folge, 9. Bd., 1895, S. 700 u. Anm. — In diesem Sinne siehe auch Rostowzew, Russkaja

Mysl, 1900, S. 216; Weber (Art. Agrargeschichte im HWB. d. Staatswissenschaften, 3. Aufl., I, S. 52 ff.) beschäftigt sich mit dem Kapitalismus im Altertum, aber nicht ganz eindeutig, denn wenn er auch sagt: „Nichts steht fester als ein recht weitgehendes ‚kapitalistisches' Gepräge ganzer — und gerade der ‚grössten' — Epochen der antiken Geschichte" (S. 59), so verzeichnet er doch alle von mir angegebenen Argumente gegen den antiken Kapitalismus, nur vergisst er dabei, mein Buch zu zitieren.

[15] Meyer, Die Sklaverei im Altertum, 1898, S. 7. [16] id., Die wirtschaftl. Entwickl. usw., a. a. O., S. 699 f.

Erstes Kapitel.

[1] Liv., IV, 60. [2] Mommsen, Röm. Staatsrecht, 1887, III, 1, S. 174.

[3] Vgl. die Quellen, die Büchsenschütz, Bemerk. über d. röm. Volkswirtsch. d. Königszeit, 1886 zitiert. Voigt, Röm. Privataltertümer u. Kulturgesch., im Handb. d. klass. Altert. Wissensch., 2. Aufl., 1893, S. 279, 281, 290, 302. Waltzing, Etudes historiques sur les corporations professionnelles des Romains, 1895, I, S. 62.

[4] Vgl. die Belege, die ich in meinem Aufsatz: La pubblicità nella vendita secondo gli antichi diritti in d. Rivista italiana delle scienze giuridiche, XXVIII, 1895, anführe.

[5] Hierauf spielt Varro an (Res rust., II, pr. 1): „Viri magni nostri maiores non sine causa praeponebant rusticos Romanos urbanis — unsere Vorfahren, bedeutende Männer, gaben nicht ohne Grund dem römischen Bauern den Vorzug vor dem Städter."

[6] Zvetaieff, Inscript. osc., S. 63, 82.

[7] Varro, Ling. lat., VII, 105: „Liber qui suas operas in servitute pro pecunia quam debet, dum solveret — ein freier Mann, der in der Sklaverei arbeiten muss, bis er das schuldige Geld bezahlt hat."

[8] Mitteis u. Lenel in d. Zeitschr. f. Rechtsgesch., Röm. Altert., XXII u. XXIII, 1901, 1902. Schlossmann, Nexum, 1904. Kleinemann, Die Personalexekution d. Zwölftafeln, 1904.

[9] Cato, De agri cultura, 4: „Vicinis bonus esto . . . si aedificabis, operis, jumentis, materia adiuvabunt." Plaut., Asin., 229; Curcul., I, 1, 68.

[10] Cuq, Institutions juridiques des Romains, I, 1891, S. 630.

[11] Liv., XXXII, 2. Lenel, Zeitschr. f. Rechtsgesch., XXIII, S. 99, bestreitet die Existenz des Darlehens per aes et libram (das unter Wahrung feierlicher Formalitäten geschlossen wurde) im Schuldrecht.

Zweites Kapitel.

[1] Plinius, Histor. natur., XXXIII, 3, 55 (17).

[2] Del Mar, History of the precious metals, 1889.

[3] Horaz, Epist., I, 1, 53; 6, 37; Sat., I, 1, 62; II, 3, 95; Carm., III, 16, 9. Properz, III, 13, 48. Ovid, Fast., I, 217. Juvenal, I, 112. [4] Cicero, de offic., II, 25.

[5] Peter, Die geschichtl. Literatur über die röm. Kaiserzeit bis Theodosius, 1897, I, S. 37; II, S. 184. [6] Cicero, de offic., II, 24.

[7] Aristot., Polit., I, c. III, 9 bis 10. Žmavc, Die Geldtheorie des Aristoteles, Zeitschr. f. d. gesamte Staatswiss., Bd. 58, 1902, S. 48 bis 79. Souchon, Théories économ. de la Grèce antique, 1906. [8] Cic., ad Quint. fratr., II, 11 (13). [9] Cic., ad fam., XIII, 61. [10] Polyb., VI, 17.

[11] Stourm, Les finances de l'ancien régime, I, 1885, S. 261. [12] Cic., in Verrem, II, 76. [13] Id., ad Attic., V, 21, 10 bis 13; VI, 1, 3. [14] Id., pro Rabir. Posthum., 2. [15] Id., pro Plancio, 10. [16] Id., pro Sulla, 20.

[17] Ascon., ad Verrem, II, 3, S. 205 (Orelli): „Odiosissima haec (publicanorum) sunt nomina Romanorum hominum per provincias — am meisten verhasst in den Provinzen sind die Namen dieser Herren aus Rom (der Steuerpächter)."

[18] Cic., pro lege Manil., 7; pro Fonteio, 12; pro Plancio, 9. [19] Liv., XLV, 18.

[20] Nepos, Atticus, 13, 1: „... nemo illo minus fuit emax, minus aedificator — keiner war weniger kauf- und baulustig als er."

[21] Nepos, a. a. O., 14, 13. Cic., ad Att., II, 6, 2; IV, 8. Eine Menge Angaben über Atticus bei Drumann, Gesch. Roms in seinem Übergang von der Republik zur monarch. Verfass., 1834 bis 1844, V, S. 5 ff. Boissier, Cicéron et ses amis, 1882, S. 123 bis 426. Greves, Untersuch. über d. Gesch. des röm. Grundbesitzes (russ.), St. Petersburg 1899, I, S. 237 bis 438.

[22] Cicero, ad. Attic., IV, 5; II, 1, 12; IV, 16, 4. Corn. Nepos (14, 13) behauptet, das Vermögen des Atticus habe einzig in Landgütern und städtischen Häusern bestanden. Hier täuscht er sich wie in vielem anderen auch; Ciceros Briefe belehren uns eines Besseren. [23] Cic., ad Att., II, 1, 12; V, 13, 2.

[24] Boissier, Brutus d'après les lettres de Cicéron, in d. Revue des Deux Mondes, 1863, VI, S. 60 und 71. Drumann, a. a. O. Greves, a. a. O. Savigny, Über d. Zinswucher d. Brutus, in d. Vermischten Schriften, I, 38. Hugues, Une province romaine sous la République, 1876, S. 310. Billeter, Gesch. d. Zinsfusses im griech.-röm. Altert., 1898, S. 350.

[25] Cic., ad Attic., II, 1. [26] Id., IV, 4.

[27] Geraud, Essai sur les livres dans l'antiquité, 1840, S. 196 ff. Dziatzko, Autor. Verlagsrecht im Altert.; im Rhein. Museum, 1894. [28] Mart., XIII, 3. [29] Hor., Ep., I, 20, 13; Ars poët., 345. [30] Tacit., Ann., XIII, 42. [31] Cic., Philipp., II, 16. [32] Suet., Aug., 101. [33] Cic., ad Att., I, 6, 1.

[34] Pöhlmann, Die Wohnungsnot in Altertum u. Gegenwart, S. 294. [35] Seneca, Ep., 89, 20. [36] Nepos, Att., 14.

[37] Becker, Zeitschr. f. Rechtsgesch., XXIII, 1902, sagt, die Natur dieses Geschäfts sei dunkel, die Bedingungen sind aber auf jeden Fall sehr hart gewesen.

[38] Mommsen, Ephem. epigraph., IV, 42.

[39] L. 3, § 7. Dig., XLIII, 17; l. 2, Dig., VIII, 1. In Pompeji war ein Haus mittlerer Grösse in 30 getrennte Wohnungen geteilt: Nissen, Pompejan. Studien, S. 378. Lange, Haus und Halle, Z. Gesch. d. antik. Wohnhauses, 1885, S. 53.

[40] Cicero, ad fam., XIII, 2; ad Qu. fratr., II, 3.

[41] Cicero, pro Coelio, 7.

[42] Dio Cass., XLII, 51. Über die Wohnungsnot der armen Leute vgl. Suet., Tib., 35. Pöhlmann, Übervölkerung d. antiken Grossstädte, 1884, S. 36, 74 bis 106, und Wohnungsnot. Greves, a. a. O., S. 293. Becker-Göll, Gallus, II, S. 219 bis 224.

[43] Cicero, ad Attic., I, 14; XII, 32; XIV, 9.

[44] Aulus Gellius, Noct. Att., XV, 1. [45] Strabo, V, 3, 7 (c. 235).

[46] Cic., de offic., II, 25, wo er die Vorteile der vectigalia urbana vor den vectigalia rustica auseinandersetzt.

[47] C. Nepos, Attic., 13, 2. Cic., ad Attic., XVI, 1. Vgl. ad Att., I, 14; XII, 32; XIV, 9; XV, 17. [48] L. 30, Dig., XIX, 2; l. 7, Dig., XII, 2. [49] Cic., ad Att., XVI, 1. [50] Plut., Crass., 2.

[51] L. 30, Dig. XIX, 2; l. 7, Dig. XIX, 2.

[52] In kleinen Städten, wo die Häuser und Mietpreise niedrig waren, war diese Spekulation ausgeschlossen. Dies geht aus der Lex municipalis Tarentina, V, 27, hervor, die als Bedingung für die Dezemviratskandidatur den Besitz eines Hauses verlangt, dessen Dach aus mindestens 1500 Ziegeln bestehen muss.

[53] Plut., Cato mai., 21. [54] Columella, I, 8. [55] Plut., Cato mai., 21. [56] Aristoteles, Polit., I, c. III, 23; c. IV, 2. [57] Martial, V, 13. [58] III, 31. [59] V, 20; VIII, 37; IX, 102; X, 14, 18. [60] VI, 30. [61] VIII, 16. [62] XII, 57. [63] IX, 22; XII, 66. [64] V, 42. [65] II, 11.

Drittes Kapitel.

[1] Columella, I, 3, 12. [2] Livius, XXXIV, 4. [3] Col., I, 3, 11. [4] Eine prächtige, lebenswahre Schilderung der Gesellschaft zu

dieser Zeit gibt uns Ferrero, Grösse u. Niedergang Roms, I, 1908. [5] Sallust, Jug., 41. [6] Hor., Carm., II, 18. [7] Liv., VI, 12.

[8] Cic., de offic., II, 21: „Non esse in civitate duo milia hominum, qui rem haberent."

[9] Quintil., Declam., XIII, 2. [10] Seneca, Controv., V, 5. [11] Id., de benef., VII, 10. [12] Id., Ep., 89, 20; 90, 38 u. 39. [13] Petron., Satir., 53. [14] Ammian Marcellin, XIV, 9, 10. [15] St. Cyprianus, Ep. I ad Donatum, 12. [16] Plinius, Hist. nat., XVIII, 6, 35 (7).

[17] Mommsen, Dekret des Commodus für den saltus Buritanus, Hermes XV, S. 385. Seeck, Pachtbestimmungen eines röm. Gutes in Afrika, Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch., VI, 1898, S. 305 bis 368. Toutain, Le Colonat partiaire dans l'Afrique romaine, 1897. Toutain, L'inscription d'Henchir-Mettich (Auszüge aus den Mémoires présentés à l'Académie des Inscriptions, I, série XI) und in der Nouv. revue histor. de droit, XXI, 1897. Ramsay, The Cities and Bishopies of Phrygia, Oxford 1895, I, S. 278 ff., 321 ff.

[18] Plin., H. n., XVIII, 6, 35 (7). [19] Tacit., Ann., III, 53. [20] Dramard, Etudes sur les latif., Acad. des sciences morales, 1895. [21] Nissen, Italische Landeskunde, II, S. 57, 1902. [22] Nitzsch, Die Gracchen, 1847, S. 43. [23] Liv., XXVII, 9.

[24] Cic., de offic., I, 12, 38: „Cum Celtiberis, cum Cimbris bellum ... gerebatur, uter esset, non uter imperaret — mit Celtiberern und Cimbern wurde Krieg geführt, es galt die Existenz, nicht die Herrschaft." Vgl. Rudorff, Gromat. Instit., S. 305.

[25] Vgl. „Lex agraria" im Corp. insc. lat., I, N. 200 (mit klassischem Kommentar) und in Bruns, Fontes juris rom. antiqui, 5. Aufl., S. 74. Karlowa, Röm. Rechtsgesch., I, S. 315.

[26] Gajus, II, 7. [27] Liv., XXVI, 16. [28] Siculus Flaccus, 155, 6. [29] id., 160, 11 bis 12.

[30] Liv., VIII, 14; Cicero, in Verrem, III, 46, 109. Vgl. Kuhn, Die städt. u. bürgerl. Verfassung des röm. Reichs, II, S. 11; Karlowa, Röm. Rechtsgesch., I, S. 336: „Da nun innerhalb des Gebietes solcher Städte nur die Bürger derselben selbst oder römische Bürger oder die Angehörigen einzelner begünstigter Städte Grundeigentum erwerben konnten, so kam es dahin, dass die Zahl der Grundeigentümer sehr zusammenschmolz und dass sich häufig in den Händen nicht Einheimischer ausgedehnterer Grundbesitz befand."

[31] Liv., XXXIX, 44; XLIII, 16. [32] id., XXXIX, 29. [33] Ovid, Fast., V, 286. [34] Sicul. Flacc., 135.

[35] Hygin., de limit. agror., 199, 13; de cond. agror., 112, 22; 201; Liber colon., 246, 18 (Die Gromatiker zitiere ich nach der Ausgabe von Lachmann, 1848). Über die Kolonien vgl. die abschliessenden

Arbeiten im Dizion. epigr. von Ruggiero, II, S. 415 bis 457, den Artikel von Humbert im Diction. des antiq. grecques et romaines von Daremberg und Saglio, I, 2, S. 1303 bis 1319, und den von Kornemann in Pauly-Wissowa, Real. Enzyklopädie, 1900, 7. Halbbd., S. 511 bis 588.

[36] Reclus, Géographie universelle, 1879, I, S. 343 f. — Die Ehre dieser Entdeckung gebührt dem berühmten Hydrologen Lombardini, Studi idrologici e storici sopra il grande estuario adriatico (R. Istituto lombardo, Classe scienze matematiche, XI). Vgl. Rubbiani, Atti e memorie d. Deput. di storia patria per le prov. di Romagna, 3. Folge, I. Bd. Ricci-Bitti, id., 20. Bd., 1892. Legnazzi, Del catasto Romano, Padua 1887, S. 247. Wichtige Bemerkungen s. auch bei Brugi, Istituto veneto, 1900. Was sich bei anderen Autoren über diesen Gegenstand findet, ist nur eine Wiedergabe von Entdeckungen der genannten Italiener.

[37] Frontin, 48, 24. [38] Sicul. Flacc., 157, 6. [39] C. J. L., II, 5439, c. 82.

[40] Weber, Röm. Agrargeschichte, 1891, S. 56 ff. Über die römische Kolonisation in Afrika vgl. das ausgezeichnete Werk von Toutain, Les cités romaines de la Tunisie, 1896, Kap. VIII u. IX.

[41] Interessante Angaben über Veteranenkolonien macht Wilmans, Comment. philol. in honorem Mommseni. Berlin 1877, S. 200.

[42] Tacit., Ann., XIV, 27. [43] C. J. L., II, 2, 769. [44] Plin., H. n., III, 5, 70 (9); Horaz, Ep., I, 7, 45; Vergil, Georg., II, 225; Juvenal, Sat., III, 2. [45] Tacit., a. a. O. [46] Liber colon., 223, 3; 224, 3. [47] Mommsen, C. J. L., V, S. 240. [48] Sicul. Flacc., 162, 12. [49] Vgl. hierüber Tertull., Exhortat. ad castitatem, 12; Hieronym., Epist., 123. [50] L. III, C. Th., VII, 20.

[51] „Propter plebitatem agro expulsi — wegen ihrer Zugehörigkeit zur Plebs von ihren Äckern verjagt," Cassius Hemina in Krause, Fragm. hist. rom., 155.

[52] Tacit., Ann., XIV, 27; Hygin., 131. [53] Sueton., Aug., 32; Tiber., 8. [54] Sicul. Flacc., 138, 11 bis 17. [55] Appian, de b. civ., I, §7. [56] Cic., de lege agrar., I, § 21; II, § 31. [57] App., de b. civ., I, 10.

[58] Laboulaye, Hist. du droit de propr. fonc. en Occident, Paris, 1839, S. 74. Humbert, s. v. Agrariae leges im Diction. etc. von Daremberg und Saglio, I, S. 156 bis 165. De Ruggiero, Leggi agrarie, in der Encicl. giurid. [59] Plut., Tib. Gracch., 8.

[60] In dem tiefgründigen Werke von Brugi, Le dottrine degli agrimensori, S. 280, und den Arbeiten von Beaudouin, Les limitations des fonds: Les grandes domaines, Nouvelle Revue hist. 1897, ist die juristische Seite dieses Vorgangs behandelt.

[61] Appian., de bell. civ., I, 7. [62] Livius, VII, 25; Plin., H. n., III, 20, 138 (24). [63] Plin., Panegyr., 30. [64] Cato, de re rust., praef.

[65] Colum., I, 3; Sicul. Flacc., 137, 9. [66] C. J. L., XI, 600; X, 1201; VIII, 8270. [67] Plin., Epist., III, 19; X, 24. [68] C. J. L., X, 1201; V, 4332, 4341, — Orelli, 3177. [69] Apulei., IX, 35. [70] Sic. Flacc., 161, 3 bis 10. [71] Cic., de lege agrar., III, 2, § 8; 4, § 14; Sallust, Jug. 41; Horaz, Carm., II, 18; Apul., IX, 35; Festus, s. v. Saltus. [72] Plin., H. n., XXXIII, 10, 134 (47). [73] Plut., Crass., 2, 2. [74] Colum., III, 3, 8. [75] Nissen, Italische Landeskunde, II, S. 91. [76] Caesar, de bell. civ., I, 17. [77] Plin., H. n., XXXIII, 10, 135 (47). [78] Beloch, D. Bevölk. d. griech.-röm. Welt, 1886. [79] Plin., H. n., XVIII, 6, 37 (7). [80] Cic., de leg. agr., II, 28, § 78; III, 1.

[81] Plut., Tib. Gracch., 8. Martial, IX, 22, sagt: „. . . sonet innumera Compede Tuscus ager — vom Klirren ungezählter Ketten hallt das tuskische Gefilde wider."

[82] Plin., H. n., III, 5, 59 (9). Liv., VI, 5.

[83] Nissen, Ital. Landeskunde, II, 1902, S. 667 bis 684. Über die Malaria, id., S. 416.

[84] Über das Räuberunwesen vor den Toren Roms vgl. Frontonis ad M. Caesarem et invicem ep., 2, 12.

[85] Vgl. die Belege in Tournon, Etudes statistiques sur Rome, Buch I, Kap. IX. Bunsen, Beschreib. d. Stadt Rom, S. 98 bis 106.

[86] Plin. H. n., XVIII, 6, 35 (7, 3). Liv., VI, 12. Plut., Tib. Gracch., 8. Appian, I, 7, 11. [87] Varro, R. r., II, praef. [88] Sicul. Flacc., 137. [89] L. 8, Dig., XXX, 39.

[90] Vita s. Sylvestri, im Liber pontific. (Ausg. von Duchesne.) Vorwort S. CIX. Vgl. Lécrivain, De agris publicis imperatoriisque ab Augusto, 1887. S. 31 bis 36, 49 bis 50. His, Die Domänen der römischen Kaiserzeit, 1896, S. 46, 55. Hirschfeld, Grundbesitz der röm. Kaiser, in Beiträge zur alten Geschichte, II, 1902, S. 42 bis 71.

[91] Cassiod., Variar., I, 16; V, 7, 9, 18; XII. 5. Procop, de b. got., I, 4. [92] Fustel de Coulanges, L'alleu et le domaine rural pendant l'époque mérovingienne, 1889, S. 34, 35.

[93] Id., S. 37. Tertullian schenkte dem hl. Benediktus 34 fundi oder villae in Apulien, Kampanien, Ligurien und an der Adria und 18 in Sizilien (Vita Placidi, 16 bis 18, in Mabillon, Acta Sanctor., I, 52).

Viertes Kapitel.

[1] Frontin, 56, 17. [2] L. 9, Dig., I, 8; l. 15, § 2, Dig., II, 8. [3] Front., 57, 10. [4] id., 57, 18. [5] id., 42, 10. [6] id., 15, 1. [7] id., de controv. agr., 53, 3. [8] Dio Cass., LI, 21; Suet., Oct., 41. [9] Tac., Ann., VI, 17; Suet., Tib., 48. [10] Dio Cass., LXVIII, 2. [11] Lamprid., Alex. Sever., 21. [12] Hirschfeld, Röm. Verwalt., I,

1877, S. 114 ff. [13] C. J. L., I, 206. [14] C. J. L., X, 290, 407. [15] Plin., Epist., III, 19, 7. [16] Cato, de re rust., I, 1. [17] Sicul. Flacc., 145, 19. [18] Hygin., 130, 5.

[19] Sie haben „non terras continuas, sed particulas quasdam diversis locis intervenientibus compluribus possessoribus — keine grossen zusammenhängenden Ländereien, sondern einige kleine Fetzen an verschiedenen Orten, wobei sich andere Besitzer dazwischen schieben". Sicul. Fl., 152, 5.

[20] Quintil., Declam., XIII, 3. [21] Frontin, 50, 8; Hygin., 124, 41. [22] Front., 54, 9. [23] Sicul. Flacc., 142, 6, 14; 151, 6. [24] Horaz, Carm., II, 16, 37; Sat., II, 3, 10; Epist., I, 14, 1; I, 7, 15. [25] id., Sat., II, 6, 1; Carm., II, 18, 14; III, 1, 45; III, 16, 18. [26] id., Carm., III, 29, 14; II, 18, 1; Sat., I, 6, 116. [27] id., Carm., IV, 11, 2; III, 29, I; Sat., I, 4, 107; Epist., I, 16, 1. [28] id., Epist., I, 8, 3; I, 7, 84; I, 16, 1; I, 14; I, 18, 109. [29] id., Epist., I, 14, 27; Epod., 1, 25. [30] id., Sat., II, 6, 1.

[31] Frontin, 115, 8. Hygin., 116, 23. Sicul. Flacc., 57, 9. Fest., 40. Über die agri compascui, die Gemeindeweiden, vgl. Hygin., 201, 12 und Sicul. Flacc., 115, 8; Voigt, Die staatsrechtl. possessio und der ager compascuus (Abhandl. ph. hist. Klasse der sächs. Gesell. d. Wissensch., X, 1888, S. 229 bis 233; Weber, Röm. Agrargesch., S. 120 bis 121. Über Horazens Gütchen vgl. Greves, a. a. O., S. 73 bis 131.

[32] Juven, Sat., III, 140. [33] id., IV, 26; XIV 275; XIV, 159; III, 23. [34] Mart., III, 23; III, 58, 1; X, 79; Juven., XIV, 125; Mart., II, 32, 3. [35] Juv., XIV, 141, 151. [36] Mart., XII, 57; IX, 18; VII, 49; X, 58; XI, 18; XII, 72. [37] id., II, 11, 9; Horaz, Carm., I, 35, 6; II, 14, 12; Sat., II, 1, 35. [38] Hor. Epod., 2, 1; Carm., I, 1, 11. [39] C. J. L., VIII, 10570. [40] Horaz, Sat., II, 6, 10. [41] id., Epist., I. 7, 80 bis 89. [42] Virgil, Georg., IV, 125 bis 133. [43] Juven., XIV, 161, [44] Mart., VI, 16, 73; XII, 72; VIII, 40; Tibull, Priapea, 81, 1; Properz, III, 12; Catull, 23. [45] Aggenus Urbicus, 85. [46] Suet., Oct., 42. [47] Cod. Th., II, 31, 1. [48] Plin., Epist., X, 43. [49] L. 239, § 2, Dig., I, 16. [50] Rusticari. Frontonis ad Antoninum imp. epist., II, 4. (Ausg. Mai, 1823, S. 160); Tertullian, de idolatria, 11.

[51] L. 1, § 2, Dig., L, 50. [52] Mart., XII, 25. [53] Plin., H. n., XIV, 4, 48 (5). [54] Varro, de re r., I, 17; Columella, I, 7; Aggen. Urb., 85; Josephus, XIV, 7, 2; Orelli, 4561. [55] Frontin, 40, 5. [56] Gajus, II, 225. [57] id., 226. [58] Cic., in Verrem, I, 41.

Fünftes Kapitel.

[1] Columella, XII, praef. 9. [2] Plin., H. n., XVIII, 6, 40 (8): „Nequam agricolam esse, quisquis emeret, quod praestare ei

fundus posset — nichtsnutzig der Landwirt, der kauft, was ihm der eigene Boden bieten kann."

[3] Cato, De re r., 2. Varro, R. r., I, 22, 1. [4] Colum., XI, 3, 1 bis 3, 6. [5] L. 25, § 1, Dig., XXXIII, 7. [6] L. 6, Dig., VIII, 3. [7] L. 12, §§ 5 und 6, Dig., XXXIII, 7. [8] Horaz, Epist., I, 6, 45. [9] Senec., Ep., 100, 6. [10] Juvenal, VI, 151. [11] Marx, Kapital, III. Bd., II. Teil, 1894, S. 319. [12] L. 12, § 42, Dig., XXXIII, 7. [13] Vgl. Blümner, D. gewerbl. Tätigkeit d. Völk. d. klass. Altert., 1869. Voigt, Altertümer im Handb. d. klass. Altert., IV, 2. Aufl., S. 307, 370, 442. Marquardt, Privatleben d. Römer, II, 1882, S. 384. Dézobry, Rome au siècle d'Auguste, 1886.

[14] Plin., H. n., XVIII, 6, 38 (7). [15] Plaut., Aulul., 500 ff.

[16] Ferratius, De re vestiaria. Friedländer, Blümner, Becker, Gallus, 1882, III, 303 f. Marquardt, Privatleben, II, S. 566 ff.

[17] Cato, R. r., 135; Mart., XI, 27, 11. [18] Suet., De gramm., 23.

[19] Cato, de r. r., 59.

[20] Overbeck, Pompeji, 3. Aufl., S. 114 bis 118. Fiorelli, Descrizione di Pompei. Nissen, Pompej. Studien, 1877, S. 287, 294, 645 bis 668. Helbig, Wandgemälde der Städte Kampaniens, 1489 bis 1500.

[21] Vgl. Dézobry, Rome au siècle d'Auguste, 1886. Becker-Göll, Gallus, 1890. Marquardt, a. a. O.

[22] L. 5, § 7, Dig., XIII, 6; l. 7, Dig., L, 6. C. J. L., II, 2772; X, 7296; VI, 9556.

[23] Ciccotti, Der Unterg. d. Sklav. i. Altert. (ital. 1898, deutsch 1910). Francotte, L'Industrie dans la Grèce ancienne, 2 Bde., 1900. Guiraud, La main-d'œuvre industrielle dans l'ancienne Grèce, 1900.

[24] Bremer, Jurisprud. antehadrianea, 1896, S. 185, 208. [25] L. 12, § 42, Dig., XXXIII, 7; l. 6, Dig., VII, 7; l. 13, § 4, Dig., XIX, 1; l. 26, § 1, Cod., IV, 32. [26] L. 14, Dig., XL, 7. [27] Ciccotti, a. a. O., S. 163. [28] Mommsen, Röm. Gesch., III, S. 428. [29] Sueton, Caes., 48.

[30] Lemonnier, Etude historique sur la condition privée des affranchis aux trois premiers siècles de l'empire romain, 1887, S. 120, 144. [31] l. 26, § 12, Dig., XII, 6. [32] L. 16, Dig., XXXVIII, 1. [33] Ll. 25 u. 38, id.

[34] Beloch, Bevölk. d. griech.-röm. Welt, 1886, S. 416. Meyer sagt — HWB. d. Staatswiss., 3. Aufl., II, S. 910 —, Sizilien habe ebensoviel Sklaven als Freie, Italien ungefähr halb soviel gezählt.

[35] Rodbertus, Jahrbücher etc., XV, S. 203. [36] Plinius, H. n., XXXIII, 1, 26 (6). [37] L. 15, Dig., XLVII, 10. [38] Cic., in Pison., 27, 67. [39] Hor., Sat., I, 6, 116; II, 7, 118. [40] id., Sat., I, 3, 12. [41] Mart., XII, 87. [42] Juv., III, 166. [43] Mart., XII, 32.

[44] Cairnes, The Slave Power, S. 234. Vergl. auch die ausgezeichneten Untersuchungen von Nioboer, Slavery as an Industrial System, 1900.

[45] Dieser Ansicht huldigen Treitschke und Seeck, Geschichte d. Unterg. d. röm. Welt, I, S. 298, 305. Auch Bücher übertreibt die Bedeutung der Sklavenarbeit, er will allein aus der Autonomie des Hauses und der Sklaverei die ganze soziale und politische Geschichte Roms ableiten. Schmoller hat diese Anschauungen sehr mit Recht bekämpft (Preuss. Jahrb. XXXIV, 67, u. Jahrb. für Nationalök. u. Statist., XXIV, 81).

[46] Bagehot, Physics and politics (1872; deutsch: Ursprung der Nationen, Leipzig 1874, S. 83).

[47] Aristot., Polit., I, 2, 5: „Wenn jedes Werkzeug sich auf einen gegebenen oder vorher geahnten Befehl in Bewegung setzen könnte, wie die Werke des Dädalos oder die Dreifüsse des Hephästos, die automatisch in den Rat der Götter rollten, wenn das Schiffchen von selbst webte, wenn das πλῆκτρον von selbst die Zither schlüge, dann brauchten die Unternehmer keine Arbeiter, die Herren keine Sklaven."

[48] Wilken, Griech. Ostraka aus Ägypten u. Nubien, Berlin, 1899, S. 681 u. 703. Für Griechenland vgl. Francotte, a. a. O., S. 27 bis 29. Für die röm. Kaiserzeit vgl. Ciccotti, a. a. O., S. 151 ff.

[49] Fiorelli, Descrizione di Pompei, 1875, S. 283.

[50] Blümner, Die gewerbl. Tätigkeit etc.

[51] Francotte, a. a. O., I, S. 295. — Blümner, Kunstgewerbe im Altertum, 1885.

[52] Guiraud, a. a. O., S. 87. Francotte, a. a. O., I, S. 27; II, S. 18.

[53] Wilken, Griech. Ostraka, S. 688.

[54] Schubart, Das Buch bei den Griechen u. Röm., 1907, S. 12.

[55] Über die Sklavenwirtschaft vgl. Büchsenschütz, Die Hauptstätten d. Gewerbefleisses im klass. Alt., 1869, S. 6; Besitz u. Erwerb im griech. Altert., S. 192, 335, beruht auf der Anschauung von der Existenz einer Grossindustrie und von Fabriken.

[56] Colum., I, 7, 7. [57] Cic., ad Att., I, 16, 5.

[58] Pöhlmann, Übervölker. d. antik. Grossstädte, 1884, S. 28.

[59] Marquardt, Mommsen, Karlowa, Liebemann, Röm. Vereinswesen, S. 9. [60] Marquardt, Röm. Privatleben, II, S. 373 bis 380. Blümner, Die gewerbl. Tätigk., S. 112. Büchsenschütz, Die Hauptstätten etc., S. 5. [61] Martial, III, 38. [62] id., X, 58. [63] Juv., III, 182. [64] id., I, 100. [65] id., I, 95, 119, 128, 132. [66] Mart., IV, 26. Vgl. Juv., V. Zu Ciceros Zeiten bekamen manche 5 Pfennig pro Tag! [67] Mart., XIII, 123. [68] id., III, 7; IV, 68; IX, 100. [69] Juv., VII, 135. [70] Blümner, a. a. O., S. IX.

[71] Vgl. Ardaillon, Les mines du Laurium dans l'antiquité, S. 181 u. 74. Mispoulet, Régime des mines à l'époque romaine, in d. Nouv. revue histor., 1907, S. 345. Freise, Gesch. d. Bergbaus u. d. Hüttentechnik, I, 1908.

[72] Ebenso in Griechenland; vgl. Mauri, I cittadini lavoratori dell' Attica, 1895, S. 25.

[73] Hatkin, Les esclaves publics dans l'empire rom., 1897.

[74] Lumbroso, L'économie sous les Lagides, S. 20.

Sechstes Kapitel.

[1] Mommsen, Röm. Gesch., 8. Aufl., I, S. 855. Vgl. vor allem das vorzügliche, originelle Werk von M. G. Ferrero, Grösse u. Niedergang Roms, I. [2] Polyb., II, 15.

[3] Marquardt, Röm. Privatl., II, S. 381. Liv., XXX, 26; XXXI, 4, 50; XXXIII, 42.

[4] Plin., H. n., XVIII, 3, 17 (4). [5] Mart., XII, 76.

[6] Cic., ad Att., XIV, 3.

[7] Calpurn., Eclog., 4; Apulei., IX, 32; Horaz, Epist., I, 18, 36; Virgil, Georg., I, 275.

[8] Suet., Aug., 42. Mommsen, Röm. Gesch., I, 8. Aufl., S. 839; II, S. 339.

[9] Aur. Victor, Epitome, 2. Cic., pro lege Man., 12, 34; in Verr., II, 2, 5. Valer. Max., VII, 6, § 1. Liv., XXVII, 5.

[10] Monum Ancyran., 3, 15. [11] Suet., Caes., 41. [12] Dio Cass., LV, 10. [13] Dionys. Halicarn., IV, 24. [14] Appian, de bell. civ., II, 120. [15] Rodbertus, in d. Jahrb. f. Nat. u. Stat., II, 1864, S. 218.

[16] Wiskemann, Die antike Landwirtschaft und das v. Thünensche Gesetz, 1859, S. 39. Heisterbergk, Entstehung des Kolonats, S. 92. [17] Varro, I, 16, 3. Plin., H. n., XXI, 4 bis 6, 14 bis 27 (10 bis 14); XIX, 4, 54 (19).

[18] Nissen, Ital. Landeskunde, I, S. 113, 457; II, S. 56.

[19] Varro, III, 2. [20] Plin., H. n., XVII, 1, 8 (1). [21] Rodbertus, Jahrb., II, S. 222. [22] v. Thünen, D. isolierte Staat, I.

[23] Die Nahrungsmittel Italiens (alimenta Italiae) auf den trajanischen Münzen werden durch Getreideähren repräsentiert: Borghesi im Bollettino dell' Istituto di corrisp. archeolog., 1839, S. 155. (Oeuvres épigraph., II, 272.) Den Kindern, die nach Hadrians Vorschriften ernährt wurden (l. 14, Dig. XXXIV, 1), gab man nur Getreidespeisen: Fabretti, Inscript. domest., 23; Orelli, III, 305. Die Sklaven bekamen Korn, Oliven, Essig, Öl und Wein.

[24] Hieronym., in Jovinian., II, 11 (Ausg. Vallarsi-Migne, XXIII, S. 314). [25] Ambros., Hexameron, II (Migne, XIV, S. 151).

[26] Sidon. Apollin., Epist., I, 5, 6; über die Schwierigkeiten einer Reise auf dem Landwege, id.. III, 2, 3.

[27] Nissen, a. a. O., II, S. 56. [28] L. 9, Cod., X, 16.

[29] Rom bezog viel aus dem zwar gebirgigen, aber vieh-, oliven- und weinreichen Sabinerlande (Strabo, V, 3, 1 (c. 228); Colum., V, 8, 5; Plin., H. n., XV, 3, 14 (4).

[30] Das Grenzgebiet (limes), wie die Gesetze sagen. Vgl. l. 1, Cod. Just., XI, 60, wo angeführt wird, dass es den Märkten an Getreide fehlte, dass aber die Möglichkeit vorhanden war, sie zu versorgen: Tiberianus statuit certas possessiones, quae ad limitem frumenta conveherent (... die das Grenzgebiet mit Getreide versorgen sollten.) [31] Aristides Rhetor, Ausg. Jebb, I, 200.

[32] Vgl. die lex Julia municipalis, 20 (C. J. L., I, 206). Juvenal berichtet (III, 223), dass das Land in Sora, Fabrateria (Falvatera) und Frusino (Frosinone) im Preise gesunken war. [33] Cic., ad Att., XIII, 33; Hor., Carm. II, 3, 18. [34] Plin., Epist, V, 6, 12; Colum., I, 2, 3. [35] Symmach., Epist., X, 34 (Ausg. v. Seeck, Monum. Germ. Hist., Auct. ant., VI).

[36] Ambros., Epist., I, 18, 21 (Migne, XVI, S. 978); de officiis ministr., III, 7, 46 (id., XVI, S. 159); Symm., Epist., II, 8; Libanius, Antiochic. (Ausg. v. Reiske, 1791, I, S. 329).

[37] Sidon. Apollin., Epist., I, 10, 2. [38] Symmach, Epist., III, 55. [39] A. Victor, Aug., 1. [40] Geographi lat. min., Ausg. v. Riese, 1878, S. 119. [41] Aelian, Variae hist., IX, 16. [42] Tacit., Ann., XII, 43. [43] Colum., III, 3. Über Toskana vgl. Varro, de r. rust., I, 44. Über Sizilien Cicero, in Verr., III, 47. [44] Cato, de r. r., 10, 11. Vgl. De la Malle, Econ. rom., II, S. 57. [45] Varro, I, 44; Virgil, Georg., I, 67; Colum., II, 9, 4. [46] Colum., I, 7, 7. [47] Cato, r. r., 2. [48] Colum., praef., 1, 2. Vgl. Liebig, D. Chemie in ihrer Anwend. auf Agrikult. u. Physiol., 7. Aufl., S. 123. [49] Lukrez., VI, 1252 bis 1261. [50] Rodbertus, Jahrb., II, S. 220 u. Zur Gesch. d. röm. Tributsteuer, in d. Jahrb., VIII, 1867, S. 418, Anm. 60. Pöhlmann, Übervölk., S. 45.

[51] Die Anschauungen der Dichter über den Ackerbau sind immer optimistisch, da sie immer nur an den schönen Anblick denken, den bebaute Felder darbieten. Vgl. Lukrez., V, 1366; Claudian, de bello Gildon., I, 103.

[52] Cic., pro lege agrar., I, 7; II, 29. Er nennt Kampanien solacium und subsidium annonae, Trost und Hort der staatl. Getreideversorgung.

[53] Strabo, III, 2, 6 (c. 144). Wiskemann, D. antike Landwirtsch., S. 57. [54] Rodbertus, a. a. O., VIII, S. 418. [55] Strabo, V, 1, 4 (c. 128), sagt, die Poebene sei reich an Getreide gewesen.

[56] In der Umgebung von Rom war das Getreide teurer als in Gallien. Man vergleiche die Inschrift von Terracina über die Nahrungsmittel (C. J. L., X, 6328; Borghesi, Oeuvres épigr., II, 272) mit der Tafel von Veleia aus dem Jahre 102 bis 113 nach Chr. Geb. (C. J. L., XI, 1147). [57] Mommsen, Röm. Gesch., I, 8. Aufl., S. 854.

[58] Plinius, XVIII, 5, 28 (6), bemerkt selbst, der Ertrag eines Landgutes hänge von seiner grösseren oder geringeren Entfernung von einer grossen Stadt ab.

[59] Marquardt, Privàtleben d. Röm., 1882, II, S. 383 bis 384.

[60] Die Römer konsumierten keine Butter; sie sahen sie als Nahrung wilder Völker an: Plin., H. n., XXVIII, 9, 133 (35).

[61] Dieser Ansicht ist auch Weber, Röm. Agrargesch., S. 221, 225. [62] Cato, r. r., 1. [63] Id., 1; Varro, III, 2.

[64] Plin.. Epist., III, 19. Vgl. auch Hor., Sat., II, 6, 8; Plin. H. n., XVIII, 6, 35 (7, 3); Colum., I, 3; Senec., Epist., 87, 7; 89, 20.

[65] Plin., Epist., III, 19. Alle die Massnahmen des Tiberius (Suet., Tib., 48; Tacit., Ann., VI, 17), des Trajan (Plin., Ep., VI, 19), des Mark Aurel (Capitolin., Antonin., 11), die die Wucherer zu Landankäufen in Italien zwingen wollten, sprechen für das Sinken der Bodenpreise, nicht für ein Steigen, wie Nissen annimmt (Ital. Landesk., II, S. 97).

[66] Zur Zeit des jüng. Plinius ist die Sklavenwirtschaft in Gallien bereits verschwunden; hier sassen auf den parzellierten Gütern der Grossgrundbesitzer freie Pächter oder Sklaven, die einen bestimmten Naturalzins zu zahlen hatten. Die Geburtsstunde des Kolonats war gekommen (Epist., III, 19 und IX, 37). Vgl. l. 5, § 2, Dig., XIV, 3; l. 16, Dig., XV, 3; l. 12, § 3, l. 18 und l. 20, § 1, Dig., XXXIII, 7. Die Umwälzung in der Latifundienwirtschaft ging in der Zeit zwischen dem älteren und jüngeren Plinins vor sich. Vgl. Rodbertus, II, S. 207, 210.

[67] Pallad., I, 1: „... neque enim formator agricolae debet artibus et eloquentia rhetores aemulari, quod a plerisque factum est — ... denn wer den Landmann unterweisen will, der soll nicht, wie es die meisten getan, die gekünstelte Redeweise der Rhetoren nachahmen."

[68] Cuq, I, S. 620. Dankwart und Ehrenberg, Iherings Jahrbücher, XII, XIV, XXVII. Ermann, Théories rom. sur l'entreprise avec les matériaux de l'entrepreneur, 1892.

[69] Marquardt, Röm. Privatleben, II, S. 429, 430. Rodbertus, Jahrbücher, II, S. 218. Dieser Ansicht sind auch Mommsen, Seeck, Gesch. d. Untergangs d. antiken Welt, I, 2. Aufl., S. 372, und Weber, Röm. Agrargesch., S. 226. Weiter kann man anführen Friedländer und Ferrero, Grösse und Niedergang Roms, u. a.

[70] Colum., III, 3, 5 bis 9. [71] Varro, r. r., I, 8, 1. [72] Plin., H. n., XIV, 13, 89 (14). [73] In Ravenna: Mart., III, 56. [74] Marquardt, a. a. O. Becker-Göll, Gallus, 2. Aufl., 1890. Ménard, Vie privée des anciens, III, S. 330. [75] L. 3, § 1, Dig., XXXIII, 6. [76] Plin., H. n., XVIII, 3, 17 (4); XIV, 4, 56 (6). [77] Cato, 57, 104. [78] Id., 10 und 11; Colum., III, 3.

[79] Varro, I, 7; III, 2 und 10; Colum., VI, praef.; Cic., de offic., II, 25. [80] Cic., pro Fonteio, 9, 19; de republ., III, 9, 16; Suet., Domit., 7. Vgl. Marquardt, a. a. O., II, S. 431. [81] Suet., a. a. O. Vgl. Statius, Silv., IV, 3 und 11. [82] Mommsen, Röm. Gesch., V, S. 98. Marquardt, II, S. 431. [83] Heisterbergk, Entstehung des Kolonats, S. 92.

[84] Philostrat., Vita Apollon., VI, 17, und Vitae sophist., L, 12 (Ausg. Westermann-Boissonade, 143, 213), Ph. sagt, zusammen mit dem Weinbau sei auch die Ausübung der Kastration untersagt worden, die Verbote seien jedoch auf Betreiben des Sophisten Scopelianus wieder aufgehoben worden.

[85] Bei Opfern hatte man sich nach einem Senatsbeschluss vom Jahre 592 italischer Früchte und Tiere zu bedienen (Aul. Gell., II, 24; Colum., VI, 2). Augustus bestimmte, römische Kaufleute dürften das Forum nur in wollener Toga betreten (Suet., Aug., 40), Tiberius verbot den Männern das Tragen seidener („serischer") Gewänder (Tacit., Ann., II, 33). Über den Schutz des Ackerbaus vgl. l. 13, § 5, Dig., VII, 1.

[86] Hieron., in Jovinian., II, 7 (Ausg. Vallarsi-Migne, XXIII S. 308).

[87] Vopisc., Probus, 18, 8. [88] Kniep, Societas publ., 1896, S. 14, 48. [89] Herodian, Hist., 8.

[90] Reinach, La mévente des vins sous le haut empire romain (Revue archéolog., XXXIX, 1901, S. 355).

Siebentes Kapitel.

[1] Colum., praef. [2] Cic., de offic., I, 42. [3] Marx, Kapital, 3. Bd., 1894, 2. Tl., S. 421. [4] Cato, r. r., 136, 145. [5] Marx, a. a. O., S. 333. [6] Weber, Röm. Agrargesch., 1891, S. 234. [7] Sen., Epist., XLI, 7. [8] Marx, S. 334 ff. [9] Id., S. 331.

[10] L. 26, § 6, Dig., XIX, 2; l. 5, Cod. Just., XI, 48: „Domini praediorum id, quod terra praestat, accipiant, pecuniam non requirant — die Herren der Güter sollen bekommen, was die Erde bietet, Geld sollen sie nicht verlangen." Vgl. Plin., Epist., IX, 37, 3, die Ara legis Hadrianae (Hermes, 1894, S. 204) und die Sententia Minuciorum (C. J. L., V, 7749, l. XXV; Bruns, Fontes, 5. Aufl., S. 326).

[11] His, Die Domänen d. röm. Kaiserzeit, 1896, S. 11 bis 14. Beaudouin, Les grandes domaines (Nouv. Revue hist. du droit, XX, 673; XXII, 324).

[12] Varro, III, 2, 17. [13] Mart., IX, 60; XIII, 19, 21; Colum., X, XII. [14] Plin., H. n., XVIII, 6, 41 (8). [15] Varro, III, 16. [16] Id., III, 2, 15. [17] Id., III, 6, 1.

[18] Id., III, 2, 7 bis 14. [19] Id., III, 2, 17; 17, 3. [20] Id., I, 13. [21] Marx, a. a. O., S. 320.

[22] Pagnini, Della decima, 1765, II, S. 127: „La corte di Roma servendosi de'Banchieri per ritirar le sue rendite da diversi luoghi del Mondo, porgeva loro il comodo di accumular del danaro, con darli una certa mercede dell' opera — die römische Kurie bediente sich der Bankiers, um ihre Einkünfte aus den verschiedenen Weltgegenden einzutreiben, und gab ihnen dadurch Gelegenheit, Geld zu akkumulieren, indem sie ihnen eine bestimmte Provision als Arbeitslohn gab." Vgl. Sombart, Der moderne Kapitalismus, I, 1902, S. 235.

[23] Hor., Carm., III, 16, 9; Prop., III, 13, 48; Ovid, Fast., I, 217. [24] Hor., Carm., II, 3, 17. [25] Id., Sat., I, 2, 13. [26] Mart., V, 13; III, 31. [27] Id., VI, 5, 20; VIII, 37; IX, 102; X, 14, 18.

[28] „Rape, congere, aufer, posside ...
Superba densis arca palleat nummis
Centum explicentur paginae Calendarum.
(Raub', stiehl, häuf' auf, besitze ...
Die schöne Truhe füll' mit bleichem Silber,
Im Schuldbuch schlage hundert Seiten auf!")
(Id., VIII, 44.)

[29] Id., VIII, 16. [30] XII, 57. [31] IX, 23; XI, 70; XII, 66; IX, 82. [32] V, 42; II, 11. [33] Horaz, Carm., III, 24, 40; I, 1, 15; I, 31, 11; III, 7, 3; Sat., I, 1, 4 bis 19; II, 3, 106. Persius, V, 131 bis 150. Juven., XIV, 267 ff. [34] Juv., XIV, 200. [35] Id., XIV, 207, 151, 198. [36] Cic., pro Fonteio, 5, 11.

[37] Vgl. Billeter, Gesch. d. Zinsfusses, 1898, S. 330 ff. Über die Zinsen in der Provinz vgl. die ägyptischen Papyri im British Mus., No. 101, 301, 334; Dareste, Nouv. revue histor. du droit, XVII, 1894, S. 691.

[38] Ulpian in d. Dig., XVII, 2, l. 52, § 10; l. 1, Cod. Theod., II, 33, 1; Cod. Just., II, 11, 20; Paulus, Sent., II, 14, 2; Lamprid., Alex. Sever., 26.

[39] Pareto, Cours d'écon. polit., I, S. 325, 327.

[40] L. 16, § 7, Dig., XXXIX, 4. Der Tarif von Palmyra im Hermes, XIX, S. 486; Revue de philologie, 1884, VIII, S. 135. Die Tarife von Zraia im C. J. L., VIII, 4508.

[41] Herodian, VII, 61. Dion., Chrys., I, 413. Vgl. Lumbroso, Recherches sur l'écon. polit. de l'Egypte sous les Lagides, 1870, S. 130. Strabo, XVI, 2, 27; 3, 3; 4, 14; Plin., H. n., VI, 28, 144 (32). Strabo, VII, 3, 17; XI, 5, 9; Plin., Hist. nat., VI, 17, 52 (19). Vgl. De Guignes, Acad. des Inscriptions, XXXII, 355; Hirt, China and the Roman Orient, 1885. Römische Münzen aus der Kaiserzeit sollen sich in China gefunden haben. Vgl. Revue numismatique, 1864, IX, 481; Academy, 1886, S. 316. In Puzzuoli landeten Schiffe mit asiatischen Luxuswaren. Vgl. Dubois, Pouzzoles antiq.

[42] Plin., H. n., XII, 18,84 (41). [43] Id., VI, 23, 101 (26). [44] Id., II, 47, 122 bis 125 (47).

[45] Metzer Kaufleute kamen nach Mailand und Apulien und verkauften Saga, grobe Kleider für Bauern, Soldaten und das niedere Volk: C. J. L., V, 5929. Forcella, Industrie a Milano, S. 77. Vgl. in Menard, Vie privée des anciens, III, S. 313, Pläne zu kleinen fliegenden Läden. Auf einem mailändischen Monument ist ein Stoffhändler abgebildet, der Vorübergehenden seine Ware anbietet; die Frauen kaufen auf der Strasse (Seletti, Monum., No. 124). Über die Spezialisierung dieser Läden vgl. Drumann, Arbeiter u. Kommun. in Griechenl. und Rom, 1860, S. 158, 277, und Voigt, Röm. Privatalt., im H. B. d. klass. Alt., IV, S. 778, 850, 910.

[46] Cic., de off., I, 42.

[47] Reinach, Bullet. de correspond. hellenique, 1896, S. 523. Wilken, Ostraka, I, S. 635. Id., S. 553 u. Archiv f. Papyrusforsch., I, S. 159; II, S. 80. Rostowzew, id., IV, 313, 182.

[48] Homolle, Bullet. de corresp. hellén., VIII, 1884, S. 75. Voigt, Jus naturale et gentium, II, S. 573, 605.

[49] Plin., XXXIII, 13, 161 (57).

[50] Roscher, Über d. Verhältn. d. Nationalök., in Ansichten d. Volkswirtsch., 1861, S. 26.

[51] Cicero, de off., I, 42. Andere Belege für die Verachtung der Römer gegen Handel und Kleingewerbe finden sich bei Liv., VIII, 18 u. 20.

[52] Vgl. Mengotti, Del commercio de' Romani, 1787. Eine andere Anschauung vertritt Goldschmidt, Universalgesch. d. Handelsrechts, S. 66.

[53] Seeck, Gesch. d. Unterg. d. röm. Welt, I, S. 303, 309.

[54] Tac., Ann., II, 62; Agric., 24. [55] Caes., de b. Gall., VII, 3. [56] Tac., Ann., XIV, 33. [57] Id., III, 42. [58] Caes., de b. civ., III, 110. [59] Suet., Caes., 42. [60] Tac., Ann., III, 40. [61] Blümner, D. gewerbl. Tätigk., 1869, S. 8. [62] Sombart, a. a. O., I, S. 176.

[63] Cic. de republ., IV, 7, 7. Fragment bei Non. Marcell.

[64] L. 2, Dig., L, 11; l. 1, § 20, Dig., XIV, 1. [65] Marx, Kapital, III, 2. Teil, S. 132. [66] Id., S. 133. [67] Id., S. 138. [68] Id., S. 137. [69] Id., S. 134. [70] Id., S. 135.

[71] Gajus, II, 69: „Ea quoque, quae ex hostibus capiuntur, naturali ratione nostra fiunt — was den Feinden abgenommen wird, geht auf ganz natürliche Weise in unseren Besitz über." L. 5, § 7, Dig., XLI, 1; Instit. Just., II, 1, 17.

[72] Dio Cass., LII, 2, 6, 28. [73] Suet., Caes., 42; Appian, de b. civ., II, 48; Caes., de b. civ., III, 1. [74] Plin., H. n., XXXVI, 15, 114 (24). [75] Cic., ad. Att., IV, 15, 16. Belot, Histoire des chevaliers romains, II, 1873, S. 325. [76] Belot, a. a. O., S. 285 bis 292.

[77] Vangerow, Über die Lex Voconia, 1863, S. 11 bis 14. Belot, De la révolution économique qui eut lieu à Rome au milieu du IIe siècle avant l'ère chrétienne, 1885, S. 106. [78] Cic., pro Flacco, 28, 67.

[79] So verbot beispielsweise im Jahre 67 vor Chr. Geb. ein Gesetz des Tribunen A. Gabinius den Provinzialen, in Rom Geld aufzunehmen. Cic., ad. Att., V, 21, 12; VI, 2, 7.

[80] Rodbertus, Zur Gesch. d. röm. Tributsteuer, in d. Jahrb. f. Nat. u. Stat., 1865, S. 300.

[81] Loria, Die Sklavenwirtschaft im modernen Amerika u. im europ. Altertum in d. Zeitsch. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch., 1896, IV, S. 70 ff.

[82] Colum. (praef. u. I, 7.) [83] Plin., Epist., II, 4, 3; III, 19, 8.

[84] Scheel, Begriff d. Geldes in seiner histor. ökon. Entwicklung, in d. Jahrb. für Nationalök., 1866, VI, S. 23.

[85] Savigny, System d. heut. röm. Rechts, I, S. 376.

[86] Vgl. Hieronymus, Commentar. in Ezech., VI, 18 (Migne, XXV, S. 184): „Solent in agris frumenti et milii, vini et olei, ceterarumque specierum usurae exigi. Verbi gratia ut hiemis tempus demus X modios et in messe recipiamus XV — Auf dem Lande wird gewöhnlich mit Korn und Hirse, mit Wein und Öl und anderen Arten Wucher getrieben. Beispielsweise verleihen wir zur Winterszeit 10 Scheffel und bekommen bei der Ernte 15 dafür." Vgl. Augustinus, in tertia parte, Psalm. 36.

Achtes Kapitel.

[1] Meyer, Gesch. d. Alt., II, S. 512, 523 ff. [2] Mommsen, I, S. 201. [3] Id., II, S. 470, 482, 530, 701. [4] Id., II, S. 482, 492, 550, 677. [5] Karlowa, Röm. Rechtsgesch., II, S. 639, 640. Vgl. das ausgezeichnete Buch von Cuq, Institutions juridiques des Romains, I, Paris 1891, S. 623. [6] Gajus, IV, § 48.

[7] Scheel, Die wirtschaftl. Grundbegriffe im Corpus juris civilis, in d. Jahrb. für Nationalök. u. Statist., VI, 1866, S. 324 bis 344.

[8] Rodbertus, Zur Erkenntn. unserer sozialwirtschaftl. Zustände. Heft I, Abschnitt V, Neu-Brandenburg 1847.

[9] Marx, Kapital, II, 1885, S. 92.

[10] Becker, Zeitschr. f. Rechtsgesch., XVI, S. 2.

[11] Goldschmidt, Zeitschr. f. Handelsrecht, XXIII, S. 380, 393.

[12] Preisigke, Girowesen im griech. Ägypten, enthaltend Korngiro, Geldgiro, Girobanknotariat, 1910.

[13] Vgl. Cuq, Institutions, II, Paris 1902, ebenso Costa, Storia del dir. rom., II, Buch IV.

[14] Deloume, Les manieurs d'argent à Rome jusqu' à l'empire, 2. Aufl., 1892. Das beste Werk über die Bankiers stammt von Mitteis.

[15] Ebenso Meyer, D. wirtschaft. Entwickl. d. Alt., in d. Jahrb. f. Nat., 1895, IX, S. 743.

[16] Selbst Mitteis (Trapezitika in d. Zeitschr. d. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch., Röm. Abteil., XIX, 1899, S. 6) gibt zu, dass wir nur wenig über das römische Handelsrecht und das Bankwesen wissen, da es der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit entzogen und halb verwaltungsrechtlich geordnet war.

[17] Vgl. einen Genfer Papyrus, veröffentl. von Nicole, Revue des études grecques, 1895, S. 321.

[18] Hierauf bezieht sich die berühmte Stelle bei Cicero (pro Font., 5, 11): „Nummus in Gallia nullus sine civium Romanorum tabulis commovetur — kein Heller wird in Gallien umgesetzt ohne die Wechselbanken der röm. Bürger" — und die l. 8, Dig., XVI, 3: „necessarius usus argentariorum — der notwendige Gebrauch von Geldwechslern."

[19] Mommsen, Hermes, XII, S. 99. Vgl. Mitteis, a. a. O.

[20] Lenel, Beiträge z. Kunde d. Edikts, IV, § 10, Zeitschr. d. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch., II, S. 69. Preisigke hat gezeigt, wie zahlreich die Banken waren; sie hatten Filialen auch in den kleineren Städten, übernahmen Depots von den Soldaten, bezahlten die Steuern auf Rechnung ihrer Klienten und machten Giro- und Scheckgeschäfte. Eine kleine Stadt von 20000 Einwohnern zählte 35 Banken: aber Preisigke gibt zu, dass es sich hier um Geldwechsler handelte, deren Geschäftsumsatz ein paar hundert Drachmen kaum überstieg (S. 205, 270). Einige Papyri zeigen sie uns als Vermittler kleiner Geschäfte, sogar noch bei Naturalleistungen. Vgl. Wilcken, Ostraka, I, S. 553. Plautus lässt im Curculio, III, 434, einen Trapeziten (Geldwechsler) als Vermittler auftreten, als sich der Soldat ein Mädchen bei einem Kuppler kauft.

[21] Marx, Das Kapital, I, 3. Aufl., S. 114.

[22] Wilcken, Griech. Ostraka, II, S. 293. Vgl. I, S. 128, 155, 671.

[23] Archives militaires du Ier siècle, Texte inédit du papyrus latin de Genève, von Nicole u. Morel, Genf 1900. Cagnat, Journal des Savants, 1900, S. 375. Wilcken, Archiv für Papyrusforsch., I, 1901, S. 545.

[24] Premerstein, Röm. Soldaten als Landpächter in d. Wiener Studien, XXIV, 1902, S. 379. Ricci, in d. Revue des études grecques, XIV, 1902, S. 196.

[25] Örtmann, Volkswirtschaftslehre d. Corpus juris civilis, 1892, S. 81. Bruder, Zur ökon. Charakteristik d. röm. Rechts, in d. Zeitschr. f. d. gesamte Staatswiss., XXXIII, 1876, S. 630. Scheel, a. a. O. Dankwart, Nationalökonomie u. Jurisprudenz, 1857 bis 1859, I, S. 19. Ciccotti, Biblioteca di storia economica, II, 1. Tl. 1905, Einleit., S. XVI. Zum Vergleich mit Griechenland s. die geistvollen Bemerkungen von Barbagallo, La fine della Grecia antica, 1905.

Neuntes Kapitel.

[1] Tac., Ann., III, 53: „Lapidum causa pecuniae nostrae ad externas aut hostiles gentes transferuntur — der Edelsteine halber wandert unser Geld zu auswärtigen oder feindlichen Völkern."

[2] Cl. Mamertin., Pro consulatu gratiarum actio Juliano, 10. [3] Äl. Spartian, A. Verus, 6. [4] Herodian, III, 25. [5] Lamprid., Alex. Sev., 52. [6] A. Spartian, Did. Julian., 3; Hadrian, 7.

[7] Peripl. Erythr., Kap. 4, in Geographi graeci min. (Ausg. v. C. Müller, Paris, Firmin-Didot, 1855, I, S. 260; Ausg. v. Fabricius, Leipzig 1883, S. 41. Der Periplus ist eine wichtige Quelle für die Kenntnis d. oriental. Ausfuhrhandels. Vgl. auch d. Kap. 6, 10, 17, 39 u. 49.)

[8] Manil., Astron., V, 292, 293. Ausg. v. Breiter. [9] Vopisc., Aurel., 46. [10] Id., 26, 31, 33. [11] Ammian Marc., XXII, 4, 5. [12] Tac., Ann., III, 53. [13] Capitol., Anton. Philos., 17, 21. [14] Latin. Drepan. Pacat., 25. [15] Vopisc., Tacit., 11. [16] Cod. Just., XI, tit. 8 u. 11; Capitol., Marc. Aurel., 17. [17] Mamert., Pro consulatu etc., 11. [18] L. 1, Cod Just., X, 23. [19] Lamprid., Alex. Sever., 41, 44. [20] Orosius, Histor. adv. pagan., V, 18, § 29.

[21] Cyprianus, De cathol. ecclesiae unitate, 16, Ausg. v. Hartel; Commodianus, Carmina apologetica, 805, Ausg. v. Dombart (Corpus script. eccl., Wien); August., Epist., III, 198, 5.

[22] Pseudo-Lucianus, Philopatris, 23; 24; 25. Ausgabe von Jacobitz.

[23] Lactant., Divin. Instit., VI, 18, 20, 21 bis 24. Paul., Recep. Sent., V, 11; l. 1, Cod. Theod., V, 8; l. 1, id., XI, 17; Frag. Vatic., 26, 34; Basilius, Homelia contra avaritiam. [24] August., de civit., V, 17.

[25] Ambros., de offic. min., II, 16, 76 (Migne, XVI, S. 123).

[26] Orosius, Liber Apolog., 26, § 4.

[27] Hieronym., Comment. in Ezechiel., Kap. III, VIII, 21 (Ausg. Migne, XXV, S. 199, 502).

[28] Mommsen, Gesch. d. röm. Münzwes., 1860, S. 830 ff.

[29] Flach, La table d'Aljustrel. Seeck, Gesch. d. Unterg. d. ant. Welt, II, S. 201. Hirschfeld, Die Bergwerke, S. 72 bis 91.

[30] Symmach., Epist., X, 29 (42, 49). [31] L. 6, Cod. Just., IV, 26. Vgl. l. 14, l. 17, Dig., XXII, 1; l. 11, § 1, Dig., XX, 1; l. 12, 14, 16, 17, 23, 25, Cod., IV, 32; l. 9, Cod., IV, 44; l. 17, Cod., VIII, 43; l. 1, § 1, Dig., XVIII, 1. [32] L. 2, Cod. Just., X, 71; l. 36, id., VIII, 54. [33] L. 17 u. 20, Cod. Just., VIII, 43. [34] Symm., Ep., X, 14 (27, 34.) [35] Vopisc., Aurel., 9. [36] Id., Prob., 4. [37] Trebell. Poll., Claud., 14. [38] Vopisc., Prob. 4. [39] Id., Bonos., 15; Aurel., 15; l. 1, Cod. Just., X, 1. [40] Capitolin., Macrin., 13.

[41] Vgl. Rodbertus, Jahrbücher, II, S. 245; VIII, S. 419. Matthias, Grundsteuer, S. 24 bis 29. Savigny (Verm. Schriften, II, S. 71) u. Marquardt (Röm. Verwalt., II, S. 231) sind im Gegensatz hierzu der Ansicht, dass die Naturalabgaben die Grundsteuer nur vervollständigen oder ergänzen sollten.

[42] Ciccotti, Untergang d. Sklav., S. 215.

[43] Ambros., De Noe et arca, XXIX (Migne, XIX, S. 409).

[44] Id., De offic. ministr., III, 7, 47 (Migne, XVI, S. 159). Lactant., De mort., persecut., 7.

[45] Aristides, Oration., S. 216, Ausg. v. Jebb.

[46] Bücher, Die Dioklet. Taxordn., in d. Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss., Bd. 50, 1894, S. 192. [47] Lactant., a. a. O., 7.

[48] L. 27, Cod. Th., XI, 1; l. 2, id., X, 7; l. 4, Cod. Just., XI, 6: „Principalium domus possessorum — die Häuser der allerersten Grundbesitzer"; l. 2, Cod. Th., XV, 9; „domus clarissimorum vel potentium — die Häuser der Berühmtesten oder Mächtigsten": Nov. Maioriani, II, § 24. [49] L. 12, Cod. Th., X, 7; l. 12, id., XI, 7; l. 19, C. Just., I, 4; l. 14, id., IX, 27; l. 7, id., I, 55; Nov. Valent., III, tit. 33, § 1 u. 2.

[50] Minores possessores (kleinere Grundbesitzer), l. 12, C. Th., X, 7; Tenues (ganz kleine): Cassiod., II, 24, 25; Mediocres (mittlere), l. 27, Cod. Th., XI, 1; Cassiod., VII, 45. Possessores qui non sunt curiales: l. 7, C. Just., VIII, 10. Privati, l. 4, Cod. Just., XI, 6; l. 4, Cod. Th., XIII, 9.

[51] L. 5, Cod. Th., XI, 24. Res familiares (Vermögen): l. 1, Cod. Th., II, 31. [52] L. 23, Cod. Th., XII, 1.

[53] So Fustel de Coulanges, L'invasion germanique, S. 42. Zachariae v. Lingenthal, Zur Kenntnis d. röm. Steuerwes. i. d. Kaiserz., in d. Mém. de l'Acad. imp. des sciences von St. Petersburg, 8. Folge, VII, S. 3. Meitzen, Siedelung u. Agrarw. d. Ostgerm., Westgerm., II, S. 280.

[54] Die possessores bilden streng juristisch genommen keinen ordo, keine abgeschlossene Kaste, mag auch die Umgangssprache sie alle zusammenwerfen: in den Variar. Cassiodors ist von ihnen die Rede wie von einem besonderen Stande, der sich den anderen selbständig anreiht und über sie erhebt (II, 17; III, 9 u. 49; IV, 8; VI, 24; VII, 27; VIII, 29), manchmal getrennt behandelt wird (III, 44; V, 9, 15, 38) und manchmal in Gegensatz zu den Dekurionen gestellt wird (IX, 4). In den Gesetzen wird ordo und possessores unterschieden (l. 1, Dig., LIX, 9; l. 2, Cod. Th., XI, 22. Nov. Valent., III, tit. 6, 2, § 1), d. h. die possessores, die eine politische Rolle spielen, bilden einen ordo, die anderen werden immer von den übrigen Klassen getrennt, über die sie sich erheben.

[55] C. Th., XII, Nov. Maioriani, tit. 10. [56] L. 19, C. Th., XII, 1; l. 92, id. [57] L. 1, 2, Cod. Th., XII, 18; l. un., C. Just., X, 37.

[58] Quantulacumque possessio (Grundbesitz, so klein er auch immer sei), l. 14, Cod. Th., XI, 1; terrula (ein Stückchen Land), l. 6, § 2, id., XI, 24. [59] Vgl. l. 6, § 5, Dig., L. 4.

[60] Die Gesetze machen einen Unterschied zwischen den possessores maximae dignitatis und poss. minimae (Grundbesitzer vom höchsten Rang u. solche vom niedersten — l. 18, C. Th., XI, 1); dieser Unterschied bezieht sich nicht auf das persönliche Vermögen, sondern auf die Ämter und Würden, die sie bekleiden, so dass auch ein kleiner Grundbesitzer zu den poss. maximae dignitatis gehören konnte, d. h. zu den honestiores (den angeseheneren), und ein reicher zu den humiliores (den niedrigeren), wenn er kein bedeutendes Amt inne hatte oder gehabt hatte (vgl. l. 6, Dig., XLVII, 11). Folglich waren die possessores und reliqui (die übrigen) possessores alle die, die Land besassen, zum Unterschied von den landlosen plebei.

[61] L. 7, C. Th., VII, 13; l. 133, id., XII, 1; l. 2, id., XI, 22; l. 5, id., XIII, 5.

[62] Lex Salica XLIII, 6: „Romanus homo possessor id est, qui res suas in pago, ubi commanet, proprias habet — das ist ein röm. Grundbesitzer, der Grundbesitz in d. Gau, wo er wohnt, zu eigen hat."

[63] Vgl. meinen Aufsatz: Sulla distribuzione della proprietà fondiaria in Italia durante l'Impero im Archivio giurid., LXII, 1899.

[64] L. 72, 132 u. 173, C. Th., XII, 1. Vgl. Chénon, Etude histor. sur le defensor civitatis, in d. Nouv. revue hist. de droit, XIII, S. 321.

[65] Zachariae v. Lingenthal, Zeitschr. f. Rechtsgesch., Röm. Abteil., XXV, S. 241.

[66] Der Biograph des heil. Martin sagt von ihm, er stamme aus Pavia von Eltern „secundum saeculi dignitatem non infimis — die nach der Rangordnung ihrer Zeit nicht am tiefsten standen." Sulpicius Severus, De vita S. Martini, Kap. I (Ausg. v. Migne, XX, S. 162).

[67] Ambros., De Tobia, Kap. XXIV (Migne, XIV, S. 712).

[68] Sulpic. Sever., a. a. O., Kap. VIII.

[69] Da Kolonat und Emphyteusis für den Grundbesitzer unvereinbar sind, so muss man annehmen, dass die Possessorenklasse nur die letzere Art des Kontrakts nutzbar machte. Von diesen Besitzern emphyteutischer Güter spricht die Nov. Valent., III, tit. 18, 1; l. 4, Cod. Just., XI, 70; l. 4, id., XI, 71.

[70] L. 1, Cod. Just., I, 34; l. 33, Cod. Theod., V, 13.

[71] L. 4, 17, Cod. Just., XI, 47; l. 1, id., XI, 62; Id., XI, 63; l. 1, Cod. Th., V, 11; l. 7, id., XI, 1.

[72] L. 5, Cod. Th., I, 29; l. 3, id., VII, 16; l. 3, 8, § 1, Cod. Just., 1, 55; l. 8, id., XII, 22; l. 6, Cod. Th., XI, 24.

[73] L. 12, Cod. Th., XI, 1; l. V, Cod. Just., XI, 11.

[74] Ambros., De offic. min., II, 16, 76, 77 (Migne, XVI, S. 123). De Nabuthe, Kap. V, Nr. 21 (id., XIV, S. 736).

[75] Proba, die Witwe des Präfekten Petronius — er war Oberhaupt der schwerreichen Familie der Anicer, die in Italien, Gallien und Afrika Land besassen — musste, als sie vor Alarichs Einfall aus Rom floh, Land und Schmuck verkaufen, um nur das Notwendigste zum Leben für sich u. d. Ihrigen zu haben. Vgl. Hieronym., Epist., VIII.

[76] Über Wuchergeschäfte vgl. Ambrosius, De offic. min., III, Kap. VI, 41; De Nabuthe, Kap. V, Nr. 21; De Tobia, Kap. X, Nr. 36; Kap. XXI; Kap. VII, Nr. 25 bis 28; Kap. VIII. Sidon., Epist., VI, 8. Tertull., Liber de patientia, Kap. VII; de idolatr. Kap. XXIII.

o Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart o

Theorien über den Mehrwert

Aus dem nachgelassenen Manuskript
„Zur Kritik der politischen Ökonomie"
von **Karl Marx.**

Herausgegeben von **Karl Kautsky.**

o o

Erster Band. **Die Anfänge der Theorie vom Mehrwert bis Adam Smith.** Zweite Auflage. XX und 430 Seiten. Preis broschiert M. 5.50, in Leinen gebunden M. 6.—, in Halbfranzband M. 7.—

A. Die Physiokraten und einige ihrer Vorgänger und Zeitgenossen. — B. Adam Smith und der Begriff der produktiven Arbeit.

Zweiter Band. Erster Teil. **David Ricardo.** Zweite Auflage. XII und 344 Seiten. Preis broschiert M. 4.50, in Leinen gebunden M. 5.—, in Halbfranzband M. 6.—

I. Mehrwert und Profit. — II. Die Grundrente.

Zweiter Band. Zweiter Teil. **David Ricardo.** Zweite Auflage. IV und 384 Seiten. Preis broschiert M. 5.—, in Leinen gebunden M. 5.50, in Halbfranzband M. 6.50.

II. Die Grundrente. — III. Akkumulation von Kapital und Krisen. — IV. Miszellanea.

Dritter Band. **Von Ricardo bis zur Vulgärökonomie.** XVI und 602 Seiten. Preis broschiert M. 7.50, in Leinen gebunden M. 8.—, in Halbfranzband M. 9.—

I. Thomas Robert Malthus. — II. Auflösung der Ricardoschen Schule. — III. Gegensatz gegen die Ökonomen auf Basis der Ricardoschen Theorie. — IV. George Ramsay. — V. Cherbuliez. — VI. Richard Jones. — VII. Profit, Zins und Vulgärökonomie.

Gesamt-Ausgabe des literarischen Nachlasses von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von **Franz Mehring.** Erster Band: **Von März 1841 bis März 1844.** — Zweiter Band: **Von Juli 1844 bis November 1847.** — Dritter Band: **Von Mai 1848 bis Oktober 1850.** — Vierter Band: **Briefe von Lassalle an Marx und Engels.** — Alle vier Bände zusammen gebunden in engl. Leinwand 20 Mk.

Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Jos. Dietzgen, Friedrich Engels, Karl Marx u. A. an F. A. Sorge und Andere. XVI und 422 Seiten. Preis broschiert 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Die Briefe Marx' und Engels', die sich über einen Zeitraum von 28 Jahren erstrecken, zeigen uns die beiden Altmeister des modernen Sozialismus in ihrer geistigen Werkstatt, wir möchten sagen in Hemdsärmeln. Manches scharfe Wort wird geschrieben, mit und ohne Berechtigung, das bei manchem Anstoß erregen dürfte, aber überall bricht versöhnend die heiße Liebe durch für die arbeitende Klasse, der sie den Wegweiser schufen durch das Labyrinth der alten Gesellschaft in eine neuere, bessere Zukunft. — Jedem Buche ist die in der Neuen Zeit abgedruckte Besprechung von Dr. F. Mehring beigelegt.

Zur Kritik der politischen Ökonomie. Von **Karl Marx.** Herausgegeben von **K. Kautsky.** Dritte, durch eine Einleitung des Verfassers vermehrte Auflage. LII und 203 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mk.

Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland. Von **Karl Marx.** Ins Deutsche übertragen von **Karl Kautsky.** Zweite Auflage. XXXII und 142 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mk.

Das Elend der Philosophie. Von **Karl Marx.** Deutsch von **Eduard Bernstein** und **K. Kautsky.** Mit Vorwort und Noten von **Friedrich Engels.** Vierte Auflage. XXXVI und 188 Seiten. Preis gebunden 2 Mk.

Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Von **Friedrich Engels.** Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. Dritte Auflage. XXXII und 300 Seiten. Preis gebunden 2,50 Mk.

Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Von **Friedrich Engels.** Sechste, unveränderte Auflage. Preis gebunden 3 Mk.

Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Von **Friedrich Engels.** Zwölfte Auflage. Preis gebunden 1,50 Mk.

Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Von **Friedrich Engels.** Mit Anhang: **Karl Marx über Feuerbach.** Vom Jahre 1845. Fünfte Auflage. Preis broschiert 75 Pfg., gebunden 1 Mk.

Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung von **Karl Kautsky.** Preis broschiert 5 Mk., gebunden 5,75 Mk.

Vorläufer des neueren Sozialismus. Von **Karl Kautsky.** Zweite, durchgesehene Auflage. Erster Band: **Kommunistische Bewegungen im Mittelalter.** Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk. Zweiter Band: **Der Kommunismus in der deutschen Reformation.** Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Karl Marx' Ökonomische Lehren. Von **Karl Kautsky.** Vierzehnte, durchgesehene Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Das Erfurter Programm. Von **Karl Kautsky.** Elfte, durchgesehene Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Thomas More und seine Utopie. Von **Karl Kautsky.** Zweite, verbesserte Auflage. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Von **Karl Kautsky.** Preis broschiert 1 Mk., gebunden 1,50 Mk.

Die Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution. Von **Karl Kautsky.** Zweite Auflage. Preis broschiert 75 Pfg., gebunden 1 Mk.

Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Von **Karl Kautsky.** Preis broschiert 1,50 Mk., gebunden 2 Mk.

o o

Die Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Von **Franz Mehring.** Dritte Auflage. Erster Band: **Bis zur Märzrevolution.** — Zweiter Band: **Bis zum preußischen Verfassungsstreit.** — Dritter Band: **Bis zum Deutsch-Französischen Krieg.** — Vierter Band: **Bis zum Erfurter Programm.** — Die neue Ausgabe ist in handlichem Format und auf holzfreiem Papier gedruckt. Alle vier Bände zusammen elegant gebunden 20 Mk.

Die Lessing-Legende. Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur. Von **Franz Mehring.** Dritte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Preis gebunden 3 Mk.

o o

Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Von **Ed. Bernstein.** Preis broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von **Ed. Bernstein.** Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. XVI und 367 Seiten. Preis broschiert 3,50 Mk., gebunden 4 Mk.

o o Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart o o

Soeben ist als Band 51 der **Internationalen Bibliothek** erschienen:

Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich

(1789 bis 1912)

von Paul Louis.

Autorisierte Übersetzung von Hedwig Kurucz-Eckstein.
Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen
von Dr. G. Eckstein.

Preis broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.—

o o o

Die französische Gewerkschaftsbewegung hat bisher noch keinen Historiker gefunden; nur einzelne Epochen der gewerkschaftlichen Organisierung des Proletariats sind flüchtig skizziert worden. Das vorliegende Werk soll nun die Aufgabe erfüllen, einen Überblick über die ganze Entwicklung der berufsweise gegliederten Arbeiterorganisationen seit dem Sturze des absolutistischen Regierungssystems zu bieten.

Das Werk wird von einer längeren **Einleitung** des Herausgebers begleitet, die in ausgezeichneter Weise die eigenartigen Verhältnisse bloßlegt, unter denen sich die gewerkschaftliche Bewegung in Frankreich entwickelte und dem Syndikalismus in die Arme geführt wurde.

Der Autor hat der deutschen Ausgabe seines Werkes ein Schlußkapitel beigefügt, das den **jetzigen Stand der französischen Gewerkschaftsbewegung** darstellt.

Außerdem bringt ein Anhang die deutsche Übersetzung der **Statuten des Zentralverbandes der Arbeit** (C. G. T.), sowie die in Vorschlag gebrachten **Musterstatuten für die Gewerkschaften** und die auf dem Kongreß von Amiens (1906) beschlossene **Prinzipienerklärung des Syndikalismus.**

Wir glauben, daß mit der Herausgabe dieses Buches die Literatur über die Gewerkschaftsbewegung mit einem wertvollen Beitrag bereichert worden ist.

Die Lage
der
Arbeitenden Klasse in England

Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen
von **Friedrich Engels.**

Dritte Auflage. Preis gebunden M. 2.50.

Die erste Auflage dieses hochinteressanten Werkes erschien im Jahre 1845. Das Buch bildet gewissermaßen die erste Stufe der „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft"; der Autor sagt in seiner Vorrede zur zweiten Auflage darüber: „Es wird wohl kaum nötig sein zu bemerken, daß der allgemeine theoretische Standpunkt dieses Buches — in philosophischer, ökonomischer und politischer Beziehung — sich keineswegs genau deckt mit meinem heutigen Standpunkt. Im Jahre 1844 existierte der moderne internationale Sozialismus noch nicht, der seitdem, vor allem und fast ausschließlich durch die Leistungen von Marx, zu einer Wissenschaft ausgebildet worden. Mein Buch repräsentiert nur eine der Phasen seiner embryonalen Entwicklung. Und wie der menschliche Embryo in seinen frühesten Entwicklungsstufen die Kiemenbögen unserer Vorfahren, der Fische, noch immer reproduziert, so verrät dies Buch überall die Spuren der Abstammung des modernen Sozialismus von einem seiner Vorfahren — der deutschen klassischen Philosophie."

Die Geschichte
des
Britischen Trade Unionismus

Von **Sidney** und **Beatrice Webb.**
Deutsch von **R.** und **E. Bernstein.**

Zweite Auflage. Preis gebunden M. 4.—

„Ein höchst wertvoller Beitrag zu der Geschichte, der Politik und der Industrie.... Das Buch wird, davon sind wir überzeugt, eines unserer klassischen Werke werden. Es ist ein Vorratshaus, aus dem noch viele Jahre hindurch der Lernende sich Nachweise, der Politiker Munition und der Weise Beispiele, Warnungen und Aufmunterung holen wird." „Westminster Gazette", 1. Mai 1894.

„Obwohl niemand uns im Verdacht haben wird, wir sympathisierten mit dem Standpunkt von Herrn und Frau Sidney Webb, erkennen wir doch gern den Fleiß an, den sie auf ihr Werk verwendet haben, und die Durchsichtigkeit der Anordnungen und Verwendung des Materials, wodurch ihr Buch eine vollständige Übersicht des Trade Unionismus von seinen mittelalterlichen Anfängen bis zu seinen jüngsten Stadien geworden ist.... Kurz, Herrn und Frau Webbs Buch ist, von ihrem Standpunkt aus, ein Meisterwerk, und selbst jene, die nicht im geringsten ihren Voraussetzungen zustimmen, können nicht achtlos an den Tatsachen und Ziffern vorbeigehen, die sie gesammelt."
„Times", 5. Mai 1894.

o o Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart o o

Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine

Von **Sidney und Beatrice Webb.**

Deutsch von **C. Hugo.**

Inhalt: **Erster Band.** Erster Teil: **Der Bau der Gewerkvereine.** — Zweiter Teil: **Die Funktionen der Gewerkvereine.**

Zweiter Band. Zweiter Teil: **Die Funktionen der Gewerkvereine.** (Forts.) — Dritter Teil: **Die Theorie der Gewerkvereine.**

Zweite Auflage. Preis des Bandes gebunden M. 4.—

„Das Ehepaar Sidney und Beatrice Webb hat seinen früheren Arbeiten über die Gewerkvereine ein zweibändiges Werk folgen lassen: Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine (Industrial Democracy), das im Gegensatz zu den bisherigen Werken derselben Verfasser über die äußere Erscheinung der Vereine, vorwiegend deren inneres Wesen behandelt. Herr und Frau Webb sind gegenwärtig die anerkanntesten Schriftsteller über Gewerkvereine, und ihre neueste Veröffentlichung wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in Deutschland zu erregen. So viele Tatsachen wie in dem neuen Buche sind über den Gegenstand nirgends zusammengetragen worden, es ist das Werk einer sechsjährigen Forschung, die von Frau Webb, geborene Potter, nach berühmten Mustern betrieben wurde, von ihrem Gatten seinerseits durch Betätigung an der demokratischen Vereinsarbeit." „Kölnische Zeitung", Nr. 96, 5. Januar 1898.

Die Geschichte der Englischen Arbeit

Von **J. E. Thorold Rogers.**

Autorisierte Übersetzung von **Max Pannwitz.**
Revidiert von **K. Kautsky.**

Zweite Auflage. Preis gebunden M. 4.—

„Es ist dankbar zu begrüßen, daß das bekannte Buch Rogers' ‚Six Centuries of Work and Wages' durch die vorliegende Übersetzung weiteren Kreisen des deutschen Leserpublikums zugänglich gemacht wird. Rogers schildert darin die Entwicklnng der englischen Arbeiterklasse von den Anfängen historischer Kenntnis bis auf die Gegenwart, doch beschränkt er sich nicht darauf, einzig und allein die Arbeiterverhältnisse darzustellen, sondern er beschreibt auch eingehend das gesamte Milieu, aus dem sie hervorgegangen sind." „Frankfurter Zeitung", Nr. 318, 15. November 1896.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01409 8475